

Inaugural-Dissertation
zur Erlangung des Grades eines Doktors der Philosophie
eingereicht bei der Philosophischen Fakultät
der Universität Potsdam

zum Thema

Waffenstudenten

Studenten im Ersten Weltkrieg

**Untersuchung zu Erlebnissen und Erfahrungen von Studenten als
Soldaten an den Fronten des Ersten Weltkrieges**

von Frank Klauss

im Jahr 2007

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	S. 4
Erster Teil: Einleitung	S. 6
1.1 Einleitung.....	S. 6
1.2 Fragestellung.....	S. 8
1.3 Literatur- und Forschungsbericht.....	S. 11
1.4 Methodik.....	S. 15
1.5 Quellen.....	S. 18
1.5.1 Feldpostbriefe.....	S. 19
1.5.2 Weitere Quellen.....	S. 28
Zweiter Teil: Untersuchungsgegenstand	S. 30
2.1 Statistische Zahlen	S. 30
2.2 Soziale Zusammensetzung.....	S. 31
2.3 Die Universitäten	S. 33
2.4 Studentische Organisationen.....	S. 36
2.4.1 Die Korporationen und studentischen Vereine	S. 37
2.4.1 Die Freistudentenschaft.....	S. 40
2.5 Studenten und Politik.....	S. 40
2.6 Studenten und Militär	S. 43
2.7 Die Mensur	S. 47
2.8 Zusammenfassung	S. 48
Dritter Teil: Studenten im Ersten Weltkrieg	S. 49
3.1 Kriegausbruch	S. 50
3.1.1 Statistische Zahlen.....	S. 51
3.1.2 Öffentliche Aufrufe	S. 55
3.1.3 Feldpostbriefe.....	S. 64
3.1.4 Zusammenfassung	S. 71
3.2 Kampferlebnis.....	S. 76
3.2.1 Feuertaufe.....	S. 77
3.2.2 Kampf.....	S. 83
3.2.3 Kampf und Mensur.....	S. 98
3.2.4 Zusammenfassung	S. 103
3.3 Soldatische Gemeinschaft.....	S. 108
3.3.1 Kameradschaft.....	S. 108
3.3.2 Verhältnis zu den Vorgesetzten.....	S. 123
3.3.3 Verhältnis zu den Untergebenen.....	S. 129
3.3.4 Zusammenfassung	S. 133
3.4 Kontakt in die Heimat.....	S. 136
3.4.1 Allgemeines	S. 137
3.4.2 Kontakt zur Familie.....	S. 138
3.4.3 Kontakt zur Korporation	S. 145
3.4.4 Kontakt zu anderen studentischen Organisationen.....	S. 150

3.4.5 Kontakt zur Universität	S. 151
3.4.6 Zusammenfassung	S. 151
3.5 Feindbilder	S. 155
3.5.1 Westfront	S. 157
3.5.1.1 Frankreich	S. 158
3.5.1.2 Belgien	S. 170
3.5.1.3 Vereinigtes Königreich von Großbritannien	S. 174
3.5.1.4 Kolonialsoldaten	S. 179
3.5.2 Ostfront.....	S. 181
3.5.2.1 Soldaten.....	S. 183
3.5.2.2 Zivilbevölkerung.....	S. 188
3.5.3 Andere Nationen.....	S. 200
3.5.4 Verbündete.....	S. 201
3.5.5 Innere Feinde.....	S. 204
3.5.6 Zusammenfassung	S. 204
3.6 Sinn des Krieges	S. 209
3.6.1 Kampf fürs Vaterland	S. 209
3.6.2 Krieg als Erneuerer.....	S. 213
3.6.3 Sterben fürs Vaterland	S. 221
3.6.4 Kriegsmüdigkeit	S. 228
3.6.5 Friedenssehnsucht	S. 236
3.6.6 Kriegsziele.....	S. 240
3.6.7 Zusammenfassung	S. 240
3.7 Zusammenbruch und Neuanfang.....	S. 243
3.7.1 Der Zusammenbruch der deutschen Armee.....	S. 243
3.7.2 Neuer Anfang.....	S. 248
3.7.3 Zusammenfassung	S. 261
Vierter Teil: Ergebnisse	S. 264
4.1 Sieben Antworten.....	S. 264
4.3 im Ersten Weltkrieg – Träger der Nation.....	S. 270
Anhang	
A. Quellenverzeichnis.....	S. 273
B. Literaturverzeichnis.....	S. 276
C. Abkürzungsverzeichnis	S. 287
D. Die studentischen Dachverbände.....	S. 288
E. Glossar verbindungsstudentischer Begriffe.....	S. 293
F. Appell der Kieler Studenten, August 1914	S. 295
G. Rede der Kieler Studenten, September 1914	S. 296
H. Nachruf Hugo Frick	S. 298
I. Kriegsteilnehmer und Verluste der Universitäten bis März 1915.....	S. 300

Vorwort

Die Idee zu dieser Arbeit reifte in mir, seitdem mir zufällig eine Sammlung von Feldpostbriefen von Mitgliedern meiner Studentenverbindung, der Turnerschaft im CC Munichia zu Bayreuth, in die Hände fiel. Nach der Lektüre begann ich, mich mehr und mehr für die Hintergründe zu interessieren, auch stellten sich mir verschiedene Fragen zu den Autoren, die ich aber nicht beantworten konnte. Die Antworten innerhalb des Kreises der Korporationen erschienen mir damals unbefriedigend und tendenziös. Andererseits kam mir das Bild der vor Kriegsbegeisterung blinden Studenten ebenfalls etwas vorschnell vor. Zu meiner Überraschung musste ich dann feststellen, dass es bis dato keine wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Thema gegeben hatte. Da kam mir der Gedanke, dieses Thema für meine Dissertation aufzugreifen.

Diese Arbeit nimmt in einem großen Rahmen Bezug auf Korporationsstudenten. Dennoch soll dieses Werk nicht ein Beitrag zur Korporationsgeschichte oder Studentengeschichte, sondern zur deutschen Geschichte werden. In dem Umstand, dass ich selbst Korporierter, sogar Waffenstudent, bin, sehe ich keine Gefahr der Voreingenommenheit, sondern eine besondere Verantwortung wissenschaftlich und objektiv zu arbeiten. Wäre dies nicht möglich, so könnte kein Deutscher über die deutsche Geschichte schreiben, da auch er oder sie voreingenommen sein müsste. So will ich keine Arbeit zur Verherrlichung des Korporationswesens verfassen, sondern neutral aus einer bewegten Zeit der deutschen Geschichte des 20. Jahrhunderts berichten. Vielmehr hat die bisherige, zum großen Teil sehr selbstdarstellerische Schilderung aus Verbindungskreisen in mir den Gedanken angeregt, eine objektive und wissenschaftliche Aufarbeitung des Stoffes vorzunehmen.

So waren die Feldpostbriefe nicht, wie vielfach dargestellt, Zeugnisse des Heldentums einer eisernen Generation, sondern vor allem eine Anklage an die Welt, ein Beleg für die Verschwendung der jungen, akademischen Jugend in der Hölle eines Krieges, wie ihn die Welt vorher noch nicht gesehen hatte.

Eine solche Arbeit kann nicht alleine bewältigt werden. Sie bedarf der Hilfe vieler, lieber Menschen, denen an dieser Stelle kurz gedankt werden soll.

Als erstes möchte ich meinem Doktorvater, Herrn Professor Dr. Bernhard Kroener, danken. Seiner Ermutigung, seinem Rat und der vielen Zeit für Diskussion und Gedankenaustausch ist es zu verdanken, dass diese Arbeit entstehen konnte. Vor allem für die viele Zeit, die er sich für mich genommen hatte, bin ich sehr dankbar. Auch seiner Sekretärin, Frau Zellner-Zimmermann, sei hier gedankt, die immer freundlich und schnell einen Termin zwischendurch vermitteln konnte.

Als zweites möchte ich Herrn Professor Dr. Jürgen Angelow und Professor Dr. Ralf Pröve für die Durchführung der Seminare und die hilfreichen Anmerkungen zur Arbeit danken; sie waren für meine Arbeit sehr wichtig. Auch den übrigen Teilnehmern danke ich für die kritischen Fragen und Anmerkungen.

Vom Militärgeschichtlichen Forschungsamt der Bundeswehr in Potsdam danke ich Herrn Major M.A. Christian Stachelbeck dafür, dass er sich für Diskussionen und Anregungen Zeit

genommen hat, Herrn Oberstleutnant Dr. Gerhard P. Groß für die Einführung in die Materie und Problematik der Militärgeschichte des Ersten Weltkrieges im Rahmen eines Praktikums.

Mein nächster Dank gilt den Mitarbeitern in den von mir besuchten Archiven für die freundliche Unterstützung bei den Recherchen. Besonderen Dank schulde ich Herrn Professor Dr. Gerhard Hirschfeld und Frau Dr. Irina Renz von der Bibliothek für Zeitgeschichte in Stuttgart und Herrn Verbandsbruder Ulrich Becker vom Archiv des Coburger Conventes.

Weiter möchte ich Herrn Dr. Harald Lönnecker vom Bundesarchiv für die freundliche Unterstützung und Einführung in die Studentengeschichte danken. Gleichfalls gilt mein Dank Herrn Professor Dr. Jürgen Kloosterhuis, dem Direktor des Geheimen Staatsarchivs Preußischer Kulturbesitz, für seine hilfreichen Anmerkungen

Ich will auch nicht versäumen, den zahlreichen Mitgliedern von Korporationen für deren Hinweise und Zusendungen von interessantem Material zu danken, insbesondere Herrn Roland A. Richter von der Göttinger Burschenschaft Hannovere und Herrn Verbandsbruder Jörn Petrick von der Landsmannschaft Saxo-Suevia Erlangen. Auch möchte ich mich für die Gastfreundschaft bei Archivaufenthalten bei den folgenden Verbindungen ganz herzlich bedanken: Landsmannschaft Borussia Stuttgart, Landsmannschaft Teutonia Würzburg, Landsmannschaft Gottinga Göttingen, Landsmannschaft Rhenania Jena, Prager Universitätssängerschaft Barden zu München und der Turnerschaft Asciburgia Würzburg. Nicht vergessen möchte ich natürlich die Hilfe und Unterstützung meiner Bundesbrüder meiner lieben Turnerschaft Munichia zu Bayreuth.

Für die hilfreichen Korrekturen an der Endfassung möchte ich besonders Frau Professor em. Dr. Hellgard Rauh danken.

Ganz besonderer und herzlicher Dank gilt meiner Frau Hilde, die mich während meiner Dissertation nicht nur durchgefüttert, sondern auch wichtige redaktionelle Arbeit bei der Erstellung dieser Schrift geleistet hat. Ohne ihre Unterstützung und ihr Verständnis hätte ich dies alles nicht bewältigen können.

Weiter möchte ich meinen Eltern, Peter und Catherine Klauss, für die finanzielle Unterstützung danken. Ebenso meiner leider im letzten Jahr verstorbenen Patentante Frau Johanna Lill.

Als letztes möchte ich meiner Tochter Fiona dafür danken, dass sie trotz ihrer wenigen Lebenswochen und ihrem Anspruch auf alle Zeit ihres Vaters mir dennoch Muße gegönnt hat, diese Arbeit fertig zu stellen.

Fahrland, Mai 2007

Frank Klauss

„Es ist unsere Pflicht, unseren Epigonen in der Munichia dies Vermächtnis zu hinterlassen. Dokumente dieser großen Zeit müssen den Archiven einverleibt werden, unseren Helden zum Gedächtnis, dem späteren Geschlecht zur Erinnerung!“

Aus der Kriegszeitung der Turnerschaft Munichia 1915.

Erster Teil:

Einleitung

1.1 Einleitung

Ich möchte diese Arbeit mit einem Zitat aus einem Heeresbericht des Ersten Weltkrieges beginnen, welches bis heute mit unserem Bild von Studenten an der Front verbunden ist:

„Westlich von Langemarck brachen junge Regimenter unter dem Gesang ‚Deutschland, Deutschland über alles‘ gegen die ersten Linien der feindlichen Stellungen vor und nahmen sie“¹.

Bei der Vorstellung von Studenten im Ersten Weltkrieg denken wir heute an gerade mal zwanzigjährige oder gar jüngere Soldaten, die frisch von der Schulbank oder eben aus dem Hörsaal auf die blutigen Schlachtfelder des Westens gezogen waren. Diese Vorstellung beruht zum großen Teil auf den Darstellungen in Literatur und Film. So wurde die Figur des Kriegsfreiwilligen Paul Bäumer aus dem weltberühmten Roman von Erich Maria Remarque „Im Westen nichts Neues“² zu einem Synonym für den Kriegsfreiwilligen.

„(...) der kleine Albert Kropp, der von uns am klarsten denkt und deshalb erst Gefreiter ist; - Müller V, der noch Schulbücher mit sich herumschleppt und vom Notexamen träumt; im Trommelfeuer büffelt er physikalische Lehrsätze; - Leer, der einen Vollbart trägt und große Vorliebe für Mädchen aus den Offizierspuffs hat (...) - und als vierter ich, Paul Bäumer. Alle vier neunzehn Jahre alt, alle vier aus derselben Klasse in den Krieg gegangen“³.

Auch andere Autoren erlangten durch ihre Kriegsschilderungen Berühmtheit, in denen junge Kriegsfreiwillige, Schüler oder Studenten, im Vordergrund standen, wie Ernst Jünger mit seiner autobiographischen Aufarbeitung seiner Erlebnisse „In Stahlgewittern“⁴ oder Edlef

¹ Zitiert nach Heeresbericht in der Abendausgabe der Frankfurter Zeitung Nr. 313 vom 11. November 1914.

² Erich Maria Remarque, Im Westen nichts Neues, 8. Aufl., Köln 2003, zuerst erschienen 1929.

³ Remarque, Im Westen nichts Neues, S. 12.

⁴ Ernst Jünger, In Stahlgewittern, 42. Aufl., Stuttgart 2001, zuerst erschienen 1920.

Köppen mit seinem „Heeresbericht“⁵. Ihnen allen gemein ist der jugendliche Protagonist, der in die Wirren des Krieges geworfen wurde und meist tragisch endete, wie bei Köppen oder Remarque. Diese Bücher sind die meist gelesenen Romane über den Ersten Weltkrieg und haben somit die Vorstellung vom Kriegsfreiwilligen ganz entschieden geformt⁶.

Aber warum überhaupt eine Beschäftigung mit den Studenten im Ersten Weltkrieg? Ist nicht bereits alles zu diesem Krieg geschrieben worden, schon vor Jahren? Handelt es sich bei dem Thema nicht um einen alten Hut?

Offenbar nicht, denn seit einigen Jahren befasst sich die Geschichtswissenschaft intensiver mit dem Ersten Weltkrieg. Die Ereignisse, die nun mittlerweile bald einhundert Jahre zurück liegen, werden seit den Neunzigern des letzten Jahrhunderts einer wiederholten kritischen Betrachtung und auch umfassend einer neuen Bearbeitung unterworfen⁷. In diesem Zusammenhang wurde Teilen der Geschichte des Krieges ein stärkerer Blick gewidmet als bisher, etwa der Ostfront⁸. Die Geschehnisse sind mittlerweile aus der lebenden Erinnerung entschwunden. Man wird sich heute, über 90 Jahre nach Kriegsausbruch, schwer tun, noch überlebende Kriegsteilnehmer zu finden, die man zu den Ereignissen befragen könnte. Daher ist eine neue Bewertung jetzt richtig und notwendig. Aber auch ganz neue Sichtweisen wurden an die Untersuchung der Geschichte des Ersten Weltkrieges herangetragen. Die Militärgeschichte beschäftigt sich nicht nur mit dem allgemeinen Ablauf und den großen Fragen des Krieges, auch Details rücken mehr und mehr ins Rampenlicht der Forschung, welche helfen können, ungelöste Fragen zu beantworten. So bemüht sich die Mentalitätsforschung seit etwa dreißig Jahren aus der Perspektive von unten, den Verlauf und die Wirkung des Krieges auf die Masse der Bevölkerung zu betrachten⁹. Auf diese Weise wird der Krieg immer weiter auf kleinere Teile herunter gebrochen und immer kleinere Gruppen können untersucht werden.

Nachdem das Interesse der Wissenschaft am Thema Erster Weltkrieg wieder zugenommen hat, rückt diese Thematik nun auch in das Interesse der breiteren Öffentlichkeit. Viele Jahre wurde der Erste Weltkrieg im Bewusstsein der deutschen Bevölkerung durch den Zweiten Weltkrieg verdrängt¹⁰. Der britische Historiker Ferguson vertritt die Auffassung, dass in Deutschland der Krieg von 1914-1918 seine eigene Identität zugunsten der Zeit des

⁵ Edlef Köppen, Heeresbericht, 2. Aufl., München 2004, zuerst erschienen 1930.

⁶ Weitere bekannte Werke sind Ludwig Renn, Krieg, Berlin 2002, zuerst erschienen 1928; Arnold Zweig, Der Streit um den Sergeanten Grischa, Berlin 2004, zuerst erschienen 1927 und ders., Erziehung vor Verdun, Berlin 2001, zuerst erschienen 1935.

⁷ Vgl. die Arbeiten von Niall Ferguson, Der falsche Krieg, Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, 2. Aufl., München 2002; Hew Strachan, The First World War, Vol. 1, To arms, Oxford 2001; Ders., Der erste Weltkrieg, Eine neue illustrierte Geschichte, München 2004. In diesem Zusammenhang ist auch das erste umfassende Nachschlagewerk in deutscher Sprache zu nennen, die Enzyklopädie Erster Weltkrieg, hg.v. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz, 2. Aufl., Paderborn 2004.

⁸ Vgl. Vejas Gabriel Liulevicius, Kriegsland im Osten: Eroberung, Kolonialisierung und Militärherrschaft im Ersten Weltkrieg, Hamburg 2002; Gerhard P. Groß (Hg.), Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, Paderborn 2006.

⁹ Vgl. etwa Benjamin Ziemann, Front und Heimat, Ländliche Kriegserfahrung im südlichen Bayern, 1914-1923, Essen 1997, weiteres unter 1.3 Literatur- und Forschungsbericht.

¹⁰ Vgl. Sven Oliver Müller, The never ending story: The unbroken fascination of the history of the First World War, in German Historical Institute London, Bulletin, Vol. XXV, No. 1, 2003, S. 23-54, S. 23.

Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieges verloren hatte¹¹. Seit dem Jahr 2004, in dem sich der Ausbruch des Krieges zum neunzigsten Mal jährte, wurden vermehrt Publikationen in Presse und Fernsehen zum Thema Erster Weltkrieg veröffentlicht. Damit ist das mediale Interesse enorm gestiegen und hat sich vom Zweiten auf den Ersten Weltkrieg verlagert. So widmete 2004 das Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“ der Thematik eine kleine Reihe und ein Sonderheft, in welchen namhafte Historiker durch Aufsätze neue und alte Forschungsergebnisse in eine breite Öffentlichkeit trugen¹². Auch sind in den vergangenen Jahren in den Programmen der ARD und des ZDF verschiedene Dokumentationen zum Ersten Weltkrieg ausgestrahlt worden, und zuletzt erschien im Jahr 2005 ein Kinofilm mit dem Titel „Merry Christmas“¹³ in den deutschen Kinos, der sich an das populäre Buch „Der kleine Frieden im Großen Krieg“ von Michael Jürgs¹⁴ anlehnt. In der Laienwelt mischen sich also wissenschaftliche Erkenntnisse mit populärwissenschaftlichen Darstellungen bis hin zu neuer Fiktion mit historischem Hintergrund. Damit schließt sich der Kreis zu den Studenten im Ersten Weltkrieg, die eben in dieses Spannungsfeld hineinfallen, da unser Wissen um ihr Schicksal zum größten Teil auf Fiktion beruht. Was dabei Fiktion, was populärwissenschaftlich und was der Geschichtsschreibung zuzurechnen ist, wird im weiteren Verlauf getrennt und benannt werden.

Das Thema Erster Weltkrieg ist also sowohl in der Wissenschaft als auch im Fokus der Öffentlichkeit als aktuell anzusehen. Jedes Jahr werden neue Erkenntnisse gewonnen und Teilgebiete innerhalb des Themas erschlossen.

1.2 Fragestellung

Das erklärt aber noch nicht, warum sich ein Historiker mit den Studierenden im Ersten Weltkrieg beschäftigen sollte und was diese Arbeit eigentlich erreichen will. Lohnt sich die Mühe überhaupt, sich mit dem studentischen Kriegserlebnis zu beschäftigen? Ist es gerechtfertigt, den Studierenden eine Einzeluntersuchung zu widmen? Waren das nicht alles kriegsbegeisterte Jünglinge, die im August auszogen und dann schnell das Fürchten lernten? Haben denn Remarque, Köppen und andere nicht bereits alles geschrieben, was es zu sagen gibt?

¹¹ Ferguson, Der falsche Krieg, S. 8.

¹² Hans-Ulrich Wehler, „Die Urkatastrophe“, Der Erste Weltkrieg als Auftakt und Vorbild für den Zweiten Weltkrieg, in Der Spiegel, Nr. 8 vom 16. Februar 2004, S. 82-89; Klaus Wiegrefe, Der Marsch in die Barbarei, in Der Spiegel, Nr. 8 vom 16. Februar 2004, S. 76-80; Roman Leik, „Das große Sterben“ in Der Spiegel, Nr. 9 vom 21. Februar 2004, S. 128-137; Vejas Gabreil Liulevicius, „Der vergiftete Sieg“, in Der Spiegel, Nr. 10 vom 1. März 2004, S. 130-137 und ein Sonderheft Spiegel Special, Nr. 1 / 2004 mit Beiträgen von Hew Strachan, Stig Förster, Vejas Gabreil Liulevicius, Gerhard Hirschfeld und Gerd Krumeich.

¹³ Eine deutsche, französische, englische, belgische und rumänische Koproduktion. Darin wurden die Ereignisse von Weihnachten 1914, als es zu spontanen Einstellungen der Kampfhandlungen anlässlich des Christfestes kam, mit viel filmischer Freiheit dargestellt. Dieser Film wurde 2006 als bester fremdsprachiger Film für einen Oscar nominiert.

¹⁴ Michael Jürgs, Der kleine Frieden im Großen Krieg, Westfront 1914, Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten, München 2003.

Dem ist zunächst zu entgegen, dass es sich trotz der realen Hintergründe und autobiographischen Züge bei diesen Werken um reine Fiktion handelt. Denn die Kriegsromane bilden nicht das persönliche Erleben ab. Vielmehr vermitteln sie das Erlebte auf literarische Weise an ein größeres Publikum¹⁵. Diese obige Darstellung von Kriegsfreiwilligen hat keinerlei Anspruch auf Übereinstimmung mit der Wirklichkeit, schon gar nicht darf sie auf alle Schüler und Studenten im Ersten Weltkrieg verallgemeinert werden. So unterhaltsam und fesselnd solche Bücher sind, sie beantworten wenige und stellen keine historischen Fragen. Dies bleibt den wissenschaftlichen Arbeiten vorbehalten.

Auch die übrige Erinnerungskultur zwischen den beiden Weltkriegen, die sich dem Kriegserlebnis widmete, ist eher kritisch zu hinterfragen, statt als historiographische Aufarbeitung der Ereignisse zu sehen¹⁶. Neben vielen Romanen aus den zwanziger und dreißiger Jahren des letzten Jahrhunderts sind dazu Werke zu zählen, die sich ganz speziell mit der Rolle der Studenten im Krieg beschäftigten, vor allem die Publikationen zum Langemarck-Mythos in den Dreißiger Jahren¹⁷.

Die Frage, die sich in diesem Zusammenhang stellt, ist, ob alle Studenten den Krieg so erlebten, wie die Hauptfiguren in den Romanen. Kann man die schrecklichen Erlebnisse und ihre zerstörerische Wirkung auf das Gemüt der Figuren in den Romanen auf die übrigen Kriegsfreiwilligen aus dem studentischen Milieu übertragen? Wie also haben die Hochschüler den Krieg in seiner Gesamtheit an sich selbst erfahren? Was ist aus ihren Vorstellungen über den Krieg im Laufe desselben geworden? Haben alle Hochschüler so traumatische Erfahrungen gemacht? Wurde etwa die ganze Generation im Krieg körperlich und seelisch zerstört?

Der Krieg setzte sich aus ganz verschiedenen Elementen zusammen, so dass die Fragestellung auch dahingehend präzisiert werden müsste. So lassen sich ganz konkret sieben Fragen formulieren, die sowohl nach dem Erlebnis als auch nach der Wahrnehmung des Krieges durch die Studenten suchen. Dazu sollen Überlegungen über den Ablauf und die Umstände des Krieges zu den Fragen leiten.

Beginnen werde ich mit der Frage, ob und wie begeistert die Studierenden bei Ausbruch des Krieges waren. Haben sie wirklich den Krieg begrüßt? Warum zogen sie in den Krieg und warum warteten nicht, bis sie eingezogen wurden? Die erste Frage lautet also:

1. Wie erlebten die Studenten den Ausbruch des Krieges?

¹⁵ Vgl. Matthias Schöning, Individuelle Erfahrung und soziale Adressierung, Bezugsprobleme des Kriegsromans der Weimarer Republik, in Disziplinen des Lebens, Zwischen Anthropologie, Literatur und Politik, hg. v. Ulrich Bröckling u.a., Tübingen 2004, S. 111-127, S. 113f.

¹⁶ Vgl. Bernd Ulrich, Die Augenzeugen, Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933, Essen 1997, S. 15.

¹⁷ Etwa Harry Schumann, Geist von Langemarck, Das Erlebnis von 1914, Dresden 1934; Josef Magnus Wehner, Langemarck, Ein Vermächtnis, Worte von Josef Magnus Wehner, am 10. Juli 1932, zur Stunde der Übernahme des Gefallenen-Friedhofs in Langemarck durch die deutsche Studentenschaft, gesprochen an allen deutschen Hochschulen, verbunden mit Briefen Gefallener, München 1932.

Mit Eintritt in die Kontingentsarmee, sei es in die bayerische, preußische, sächsische oder württembergische Armee¹⁸, folgte nach kurzer Ausbildung die Verbringung an die Front. Dort erwartete sie der Kampf, sei es als Infanterist, Artillerist, Pionier oder Sanitätssoldat. Der Krieg und damit der Kampf waren auf die Vernichtung des Feindes gerichtet, also auch auf die eigene Vernichtung. An der Front erwartete die Studierenden eine Welt, die nichts mehr mit ihrem beschaulichen Leben an den Universitäten gemein hatte. Die zweite Frage lautet also:

2. Wie erlebten die Studenten den Kampf?

Aber nicht nur der Kampf war Alltag der Hochschüler an der Front. Die Kriegsfreiwilligen hatten ihre Heimat verlassen und damit auch ihr altes soziales Umfeld und im gewissen Maß auch ihre Position aufgegeben, als sie dem Militär eintraten. Hier galten andere Rangordnungen, hier mussten neue soziale Kontakte geknüpft werden. In der Armee dienten nicht nur die Studierenden – im Gegenteil, sie stellten nur eine kleine Minderheit dar –, in ihr dienten Männer aller sozialen Schichten. In diesem neuen Milieu mussten sich die Hochschüler nun zurechtfinden. Wie kamen sie dabei mit den Kameraden anderer sozialer Herkunft aus? Wie fügten sie sich in die hierarchische Ordnung ein? Als dritte Frage stellt sich demnach:

¹⁸ Der Einfachheit halber im Weiteren alle immer als deutsche Armee bezeichnet.

3. Wie erlebten die Studenten die soldatische Gemeinschaft?

Der Krieg trennte die Studierenden räumlich von ihren Familien und von der Heimat. Konnte er dies auch auf der emotionalen Ebene? Suchten die Hochschüler Kontakt zur Heimat? Blieben sie genau so vertraut, wie an dem Tag, als sie von zu Hause auszogen, oder entfremdeten sie sich? Was erwarteten sie von den Menschen, die in Deutschland, in Sicherheit, zurück geblieben waren? So lautet die vierte Frage:

4. Wie war es um den Kontakt zur Heimat bestellt?

Allerdings waren nicht nur die Soldaten der eigenen Seite Teil des neuen Lebens im Krieg, sondern auch die der Gegenseite. Was dachten die Studenten über ihre Feinde? Wie man den anderen beurteilt, sagt viel über das Selbstbild aus. Unmittelbar hinter der Front in den besetzten Gebieten begegneten die Hochschüler einer weiteren Gruppe, den Zivilisten der besetzten Länder. Wie betrachteten sie diese? Und schließlich kämpften die Deutschen nicht alleine gegen die Alliierten, sondern im Verband mit anderen Nationen, den Mittelmächten. Wie bewerteten die Studierenden diese? Als fünfte Frage ist folglich zu formulieren:

5. Welche Feindbilder hatten die Studenten?

Nach den Überlegungen zu den Wahrnehmungen von Kampf, Kameradschaft, Feind und Heimat bleibt noch die Wahrnehmung der eigenen Rolle im Krieg offen. Welches Bild hatten die Studenten vom Krieg und sich selbst im selben? Sahen sie sich als Helden oder als Opfer wie in den Romanen? Wo lag ihre Motivation durchzuhalten? Hatte der Krieg einen Sinn? Und wenn ja, welchen? Die sechste Frage muss also lauten:

6. Worin sahen die Studenten den Sinn des Krieg?

Schließlich bleibt die Betrachtung des Kriegsendes offen, nachdem die Untersuchung mit dem Beginn eröffnet wurde. Kam der Zusammenbruch der deutschen Armee überraschend für die Studierenden? Empfanden die Hochschüler die Niederlage als Demütigung oder Erlösung? Wem gaben sie die Schuld für die bedingungslose Kapitulation? Die siebte und letzte Frage lautet demzufolge:

7. Wie erlebten die Studenten das Ende des Krieges?

In Hinblick auf die letzte Frage stellt sich das Problem, wie zeitlich breit die Untersuchung anzulegen ist. Die Romane enden zumeist noch im Krieg, genauer in den letzten Wochen und Monaten des Krieges. Ist also damit der Untersuchungszeitraum am 8. November 1918 mit der Unterzeichnung der bedingungslosen Kapitulation für die Studierenden beendet? Diesem kann nicht einfach so pauschal zugestimmt werden. Mit der bedingungslosen Kapitulation der Obersten Heeresleitung (OHL) erfolgte für die Studierenden der Wechsel zurück in das Zivilleben. Jedoch war dieser Wechsel kein nahtloser Übergang vom Schützengraben direkt zurück in den Hörsaal. Vielmehr handelte es sich um einen Übergangszeitraum der Demobilisierung, der nicht über Nacht erfolgen konnte. Viele Soldaten, darunter auch Hochschüler, befanden sich sogar noch für unabsehbare Zeit in alliierter Kriegsgefangenschaft. Hinzu kam, dass die Verhältnisse in der Heimat mit Abschluss der

Kampfhandlungen an den Fronten nun ihrerseits immer chaotischer und gewalttätiger wurden. Die Ausrufung der Republik durch Scheidemann löste nicht übergangslos und ohne Machtvakuum die alte kaiserliche Regierung ab. Vielmehr war die Auflösung des Kaiserreiches von Machtkämpfen zwischen demokratischen, kommunistischen und reaktionären Gruppen und Truppen begleitet. Das ganze Land versank in einen Bürgerkrieg, der auf den Straßen der großen deutschen Städte tobte. Erst ab dem Jahr 1920 stabilisierte sich die Lage langsam so weit, dass die neue Republik im ganzen Land greifen konnte und der Ausnahme- und Bürgerkriegszustand als beendet betrachtet werden können¹⁹. Bis 1920 befanden sich auch noch 400.000 deutsche Soldaten in französischer Kriegsgefangenschaft, die zum Wiederaufbau der zerstörten Gebiete in Nordfrankreich und als Faustpfand für die Verhandlungen von Versailles entgegen der Haager Landkriegsordnung festgehalten wurden²⁰. Selbstverständlich waren die Wirkungen des Krieges in Form des Versailler Vertrages für alle weiterhin spürbar, jedoch bestimmte der Krieg nicht mehr unmittelbar die Erfahrungswelt der Studenten. Die im Krieg eingezogenen Jahrgänge waren nun keine Soldaten mehr, sondern wieder Studenten. Man hatte die allgemeine Wehrpflicht abgeschafft und es entstand eine Armee von langgedienten Freiwilligen, die Reichswehr. Eine unmittelbare Berührung der Studenten mit der Armee wie vor dem Kriegsende war nicht mehr gegeben. Anstatt mit Militär und Krieg konnten die Studierenden sich nun wieder mit dem Zivilleben auseinandersetzen.

Wie zu Anfang gezeigt, werfen gerade die Mythen und die Dichtung um den Topos des kriegsfreiwilligen Studenten eine Menge Fragen auf. Anders als allen anderen Bevölkerungsgruppen kam ihnen eine exponierte Betrachtung im Verlauf des Krieges zu. Auf der einen Seite ist da der Mythos von Langemarck, auf der anderen Seite steht die verlorene Generation in den Kriegsbeschreibungen der Romane. Eine objektive Betrachtung der Ereignisse des Ersten Weltkrieges aus studentischer Sicht scheint daher gerechtfertigt, um diesem Phänomen wissenschaftlich auf den Grund zu gehen. Losgelöst von den späteren Geschehnissen der deutschen Geschichte soll den obigen Fragen nachgegangen werden. Die Antworten können einen tieferen Einblick in die Entwicklung dieser Menschen geben und so auch das Verständnis für die Mentalität während und nach dem Ersten Weltkrieg erleichtern. Zudem blieb die Studentenschaft während und auch nach dem Krieg Rekrutierungsstelle für die höchsten staatlichen Ämter und für den Nachwuchs an Lehrkräften an Gymnasien und Hochschulen. Damit kam den Universitäten eine wichtige Schlüsselposition zur Ausbildung des Nachwuchses der staatlichen Verwaltung zu, nicht nur innerhalb der deutschen (Weimarer) Republik, sondern auch bezüglich der Machthaber des Nationalsozialismus.

1.3 Literatur- und Forschungsbericht

¹⁹ Diese Einteilung nimmt auch Heinrich August Winkler vor, der mit dem Ende des Kapp-Putsches eine Zäsur der umstürzlerischen Zeit in Deutschland sieht, vgl. Heinrich August Winkler, Streitfragen der deutschen Geschichte, Essays zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1997, S. 52.

²⁰ Reinhard Nachtigall, Die Repatriierung der Mittelmächte-Kriegsgefangenen aus dem revolutionären Rußland, Heimkehr zwischen Agitation, Bürgerkrieg und Intervention 1918-1922, in: Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkrieges, hg. v. Jochen Oltmer, Paderborn 2006, S. 239-266, S. 239.

Als nächster Schritt soll überprüft werden, ob nicht die bereits vorhandene Literatur und Forschung die in der Fragestellung aufgeworfenen Probleme befriedigend gelöst hat. Daher wird unter diesem Punkt auf die Literatur zur Historiographie des ersten Weltkrieges ein genauerer Blick geworfen. Einen recht guten und aktuellen Überblick über die Forschungssituation verschaffen der Aufsatz von Sven Oliver Müller²¹ und die Einleitung von Wolfgang J. Mommsen zu seiner Gesamtübersicht über den Ersten Weltkrieg in der Gebhardt'schen Schriftreihe zur deutschen Geschichte²².

Die deutsche Geschichtsschreibung schenkte dem Ersten Weltkrieg lange Zeit nur unter dem Aspekt seines politischen und militärischen Verlaufes Beachtung. Vor allem der Frage der Kriegsschuld wurde viel Aufmerksamkeit gewidmet, wie während der Fischer-Kontroverse in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, welche die deutschen Historiker in zwei Lager spaltete²³. Danach wurde es recht still um das Thema. Nun hat mit zunehmendem zeitlichem Abstand zu den Geschehnissen die Forschung wieder vermehrt Interesse am Ersten Weltkrieg gefunden. Viele Historiker forschen nach neuen Ansätzen der Betrachtung und gelangen auf diese Weise zu neuen Erkenntnissen. In diesem Zusammenhang haben sich in den letzten Jahren immer mehr Geschichtswissenschaftler aus einem mentalitätsgeschichtlichen Blickwinkel der Thematik genähert, im deutschen Forschungsraum vor allem rund um die Wissenschaftler Gerhard Hirschfeld und Gerd Krumeich²⁴. Als Anstoß für die Mentalitätsforschung mag das Buch von Modris Eksteins gewirkt haben, welches sich ausführlich mit der Verknüpfung von Kultur und Mentalität in der Zeit des Ersten Weltkrieges beschäftigt, allerdings vorwiegend aus britischer Sicht und mit kulturgeschichtlichem Ansatz²⁵.

Bei den neueren mentalitätsgeschichtlichen Arbeiten entdeckten die Historiker die Feldpostbriefe als eine für dieses Feld ergiebige Quellengattung. So basiert die Arbeit von Benjamin Ziemann über die Landbevölkerung im süddeutschen Raum zum großen Teil auf eben diesen Quellen²⁶. Diese Briefe sind nicht nur Forschungsgrundlage, sondern ziehen als Quellen alleine bereits großes Interesse auf sich. So entstanden in den letzten Jahren Quelleneditionen von Feldpostbriefen aus dem Ersten Weltkrieg, wie etwa jüngst die Arbeit von Thomas Flemming²⁷ oder die Edition von Bernd Ulrich und Benjamin Ziemann²⁸. Die

²¹ Müller, never ending story, S. 22-54.

²² Wolfgang J. Mommsen, Die Urkatastrophe Deutschlands, Der Erste Weltkrieg, 1914-1918, in: Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 17, hg v. Jürgen Kocka, 10. Aufl., Stuttgart 2001.

²³ Die Fischer Kontroverse drehte sich um die Frage, ob oder ob nicht seitens der deutschen Regierung bei Ausbruch des Krieges annexionistische Pläne vorlagen, und befasste sich mit der deutschen Kriegsschuld. Siehe dazu Fritz Fischer, Griff nach der Weltmacht: die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschlands 1914/1918, Düsseldorf 1961.

²⁴ Vgl. u.a. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich und Irina Renz (Hg.), Keiner fühlt sich hier als Mensch ...: Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993; Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Dieter Langewiesche und Hans-Peter Ullmann (Hg.), Kriegserfahrungen, Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges, Essen 1997.

²⁵ Modris Eksteins, Tanz über den Gräbern, Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg, 1990.

²⁶ Benjamin Ziemann, Front und Heimat, S. 29.

²⁷ Thomas Flemming, Ulf Heinrich, Grüße aus dem Schützengraben, Feldpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg aus der Sammlung Ulf Heinrich, Berlin 2004.

²⁸ Bernd Ulrich, Benjamin Ziemann (Hg.), Frontalltag im ersten Weltkrieg, Wahn und Wirklichkeit, Quellen und Dokumente, Frankfurt a.M. 1995.

älteste Sammlung von Feldpostbriefen von Studenten stellt wohl die Edition des Freiburger Literaturprofessors Philipp Witkop dar, der schon während des Krieges diese Briefe sammelte und herausbrachte²⁹. Nach dem Krieg folgten weitere Sammlungen bis in die dreißiger Jahre hinein³⁰.

Und es entstanden viele neue Arbeiten, die sich vor allem mit Feldpostbriefen unter wissenschaftlicher Beachtung beschäftigen. Eine der frühen Arbeiten kam von Peter Knoch³¹. Später haben sich dann Bernd Ulrich³², Aribert Reimann³³ und Klaus Latzel³⁴ neben der inhaltlichen vor allem der methodischen Erschließung dieser Quellengattung gewidmet. Auch die Universitäten rückten in den Blickwinkel der Historiker. Bereits Ende der sechziger Jahre entstand eine Arbeit von Klaus Schwabe³⁵ über die Hochschullehrer und ihren Einfluss auf die politische Diskussion während des Ersten Weltkriegs. Andrea Wettmann untersuchte in ihrer Arbeit³⁶ am Beispiel der Universität Marburg den Einfluss des Krieges auf das universitäre Leben und, wie Behörden und Verwaltung diese schwere Zeit zu bewältigen versuchten.

Dagegen finden sich wissenschaftliche Arbeiten zum Thema Studenten im Ersten Weltkrieg nicht so zahlreich. In der Hauptsache handelt es sich um Schriften, die in der Zeit zwischen den Weltkriegen entstanden sind. Oft aus der Hand von Laien und vielfach tendenziös müssen diese Werke kritisch hinterfragt werden. Dazu kommen die bereits erwähnten Schriften zum Langemarck-Mythos der zwanziger und dreißiger Jahre des letzten Jahrhunderts. Vielfach

²⁹ Philipp Witkop (Hg.), *Kriegsbriefe deutscher Studenten*, 2. Aufl., Gotha 1916.

³⁰ Als letzte Edition: ders. (Hg.), *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, Volksausgabe, München 1933.

³¹ Peter Knoch, *Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung*, in *Geschichtsdidaktik* 11 (1986), H. 2, S. 154-171.

³² Bernd Ulrich, *Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg - Bedeutung und Zensur*, in: *Kriegsalltag*, hg. v. Peter Knoch, Stuttgart 1989, S. 40-83; ders., „Eine wahre Pest in der öffentlichen Meinung“, *Zur Rolle von Feldpostbriefen während des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit*, in: *Lernen aus dem Krieg?*, Deutsche Nachkriegszeiten 1918 und 1945, Beiträge zur historischen Friedensforschung, hg. v. Gottfried Neidhart und Dieter Riesenberger, München 1992, S. 319-330; ders., *Die Augenzeugen, Bedeutung und Instrumentalisierung deutscher Feldpostbriefe, 1914-1933*, gebundene Dissertation, Berlin 1995; ders., *Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges – Möglichkeiten und Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle*, in *MGM* 53 (1994/1), S. 73-83; ders., *Die Augenzeugen*.

³³ Aribert Reimann, *Die heile Welt im Stahlgewitter: Deutsche und englische Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg*, in *Kriegserfahrungen: Studium zur Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs*, hg. v. Gerhard Hirschfeld u.a., Essen 1997, S. 129-145; ders., *Semantiken der Kriegserfahrung und historische Diskursanalyse, Britische Soldaten an der Westfront des Ersten Weltkrieges*, in *Die Erfahrung des Krieges, Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg*, hg. v. Nikolaus Buschmann und Horst Carl, Paderborn 2001, S. 173-195; ders., *Wenn Soldaten vom Töten schreiben – Zur soldatischen Semantik in Deutschland und England, 1914-1918*, in *Massenhaftes Töten, Krieg und Genozid im 20. Jahrhundert*, hg. v. Peter Gleichmann und Thomas Kühne, Essen 2004, S. 307-319.

³⁴ Klaus Latzel, *Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung, Theoretische und methodische Überlegung zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen*, in *MGM* 56 (1997/1), S. 1-31. Latzel beschäftigt sich jedoch nicht im Rahmen des Ersten, sondern des Zweiten Weltkrieges mit den Feldpostbriefen.

³⁵ Klaus Schwabe, *Wissenschaft und Kriegsmoral, Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges*, Göttingen 1969.

³⁶ Andrea Wettmann, *Heimatfront Universität, Preußische Hochschulpolitik und die Universität Marburg im Ersten Weltkrieg*, Köln 2000.

diente die Legende um die heldenhaften Studentenkompagnien als Propaganda und Rechtfertigung für neue Opfergänge der deutschen Jugend³⁷.

In der Nachkriegszeit betrachtete man die Ereignisse bei Langemarck eher ablehnend und kritisch³⁸. Mitte der achtziger Jahre bemühte sich Karl Unruh mit seinen Betrachtungen zu Langemarck³⁹, den Mythos um die „*jungen Regimenter*“ zu entzaubern. Er wandte ein, dass sicher auch Schüler und Studenten bei Langemarck gekämpft hatten und gefallen waren, aber bestimmt nicht in der Mehrzahl. Um dies zu belegen, hatte er sich die beteiligten deutschen Armeekontingente genauer betrachtet. An der Schlacht an der Yser - darunter auch die Kämpfe bei Langemarck - waren die 43. - 46. und die 51. – 54. Reservedivisionen beteiligt. Dann jedoch habe es nach Unruh rein rechnerisch schon nicht die so genannten „*jungen Regimenter*“ geben können. Denn, so führte er aus, im Jahr 1914 hätten im gesamten Deutschen Reich ca. 40,000 Studenten Kriegsdienst geleistet, wogegen die Heeresstärke der an der Flandern-Schlacht beteiligten Armeekorps mit 120,000 Mann zu beziffern sei. Diese Angaben decken sich mit den offiziellen Zahlen nach dem Armeekalender von Hermann Cron⁴⁰. Folglich haben die Studenten aller höchstens nur ein Drittel aller Soldaten ausmachen können, falls man annehmen dürfe, dass zufällig alle Studenten in den drei Armeekorps gedient hätten, was schwer zu glauben fällt. Eine Argumentation, der man sich nicht entziehen kann.

Aber selbst bei Unruh sind die Informationen über die Studenten recht spärlich. Ein genaues Bild über die Situation der Studierenden im Krieg vermittelt auch er nicht. Nur am Rande interessiert sich seine Arbeit für deren Alltag im Krieg. Kennzeichnend für diese und ähnliche Arbeiten ist der Fokus auf die Frage des Nationalismus bei den Studenten und einer Verknüpfung desselben mit dem Nationalsozialismus. Dabei soll Langemarck als Symbol die Brücke schlagen. Ähnliche Arbeiten beschäftigen sich in diesem Zusammenhang mit den Jugend- und Studentenorganisationen während der NS-Zeit, und suchen in der Zeit um den Ersten Weltkrieg nach Vorläufern dieser Organisationen⁴¹. Dabei geht keine der angesprochenen Arbeiten auf die Erlebnisse und Erfahrungen der Studenten während des Krieges ein. Lediglich die Strukturen der Organisationen und das soziale Milieu vor und nach dem Krieg werden genauer beleuchtet. Eine Quellenanalyse von Feldpostbriefen, um dadurch mehr über die Zeit an der Front zu erfahren, wurde von allen Autoren ausgelassen.

³⁷ Bernd Hüppauf, Langemarck, Verdun and the Myth of a New Man in Germany after the First World War, in *War & Society*, 6, 1988, S. 70-103, S. 74ff.; ders., Schlachtenmythen und die Konstruktion des „Neuen Menschen“, in: *Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch... Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges*, hg. v. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz, Essen 1993, S. 43-79, S. 58.

³⁸ So etwa Helmut Kopetzky, *In den Tod - Hurra!, Deutsche Jugendregimenter im Ersten Weltkrieg*, Ein historischer Tatsachenbericht über Langemarck, Köln 1981. Zum Mythos und seiner weiteren Entwicklung nach dem Krieg vgl. Hüppauf, *Schlachtenmythen*, S. 45-58.

³⁹ Karl Unruh, *Langemarck, Legende und Wirklichkeit*, Koblenz 1986, vor allem Kapitel 6. „die Studenten“, S 61 ff.

⁴⁰ Hermann Cron (Hg.), *Die Entwicklung des deutschen Heeres, von seinen Anfängen bis auf unsere Tage*, Fürstenwalde 1938, S. 130 ff, 172, 213 f.

⁴¹ Vgl. Christoph Schubert-Weller, „Kein schöner Tod“, *Die Militarisierung der männlichen Jugend und ihr Einsatz im Ersten Weltkrieg*, Weinheim, München 1998; Wolfgang Paul, *Das Feldlager, Jugend zwischen Langemarck und Stalingrad*, Esslingen 1978.

Andere Autoren streifen die Thematik Student im Krieg eher am Rande. So der Aufsatz von Alex Watson über deutsche Freiwillige im ersten Weltkrieg⁴². Bei seiner Darstellung der Gesamtstruktur von Kriegsfreiwilligen in Deutschland stellte er fest, dass Studenten nur einen Teil der großen Zahl von Freiwilligen ausmachten⁴³. Allerdings kam er zum Thema Studenten nicht zu weiterführenden Ergebnissen, da es ihm in der Hauptsache um die Kampfmotivation und geistige Stabilität von Frontsoldaten ging.

Aus den Kreisen der Studentenverbindungen finden sich einige kürzere Abhandlungen, meist einleitende oder begleitende Worte zu Sammlungen von Feldpostbriefen, die sich jedoch eher laienhaft und tendenziös mit der Thematik auseinandersetzen. Diese Arbeiten überstehen eine kritische Betrachtung in der Regel nicht und sollen daher auch nicht von weiterem Interesse sein.

Andere Arbeiten, die sich mit Studenten befassen, decken die Zeit vor und nach dem Ersten Weltkrieg ab, aber eben nicht die Zeit des Krieges⁴⁴.

Erst in den letzten Jahren rückten die Studenten als eigenständiges Thema ins Interesse der Forschung. Zuerst ist der Aufsatz von Ute Wiedenhoff über die Mentalität der Tübinger Verbindungsstudenten zu nennen⁴⁵, hervorgegangen aus einer Zulassungsarbeit zum 1. Staatsexamen an der Universität Tübingen. Diese Arbeit befasst sich aber nur mit einem kurzen Ausschnitt und einem beschränkten Kreis von Studenten, nämlich den Mitgliedern der Akademischen Vereinigung Igel und dem Corps Franconia Tübingen. Auch gilt die Betrachtung lediglich der Kontinuität spezieller korporativer Mentalität, nämlich der Mensur. Sie deckt damit nur einen Teilaspekt der Frage ab und dies auch nur regional auf Tübingen begrenzt. Zudem ist die Arbeit zu kurz, um das Thema ausreichend auszuleuchten. Ähnlich verhält es sich mit dem Aufsatz von Marie-Bénédicte Vincent über Göttinger Studenten im Ersten Weltkrieg⁴⁶. In beiden Arbeiten finden sich gute Ansätze, doch sind es keine umfassenden Arbeiten. Ganz neu erschienen ist die Arbeit von Sonja Levsen. Sie untersucht in einem deutsch-englischen Vergleich das Selbstbild der Studenten vor und nach dem Ersten Weltkrieg⁴⁷. Der Krieg selbst ist nicht Schwerpunkt der Untersuchung und wird daher ausgeklammert. Ebenfalls einen deutsch-britischen Vergleich stellt Thomas Weber an, er stellt

⁴² Alex Watson, ‚For Kaiser and Reich!‘, The identity and fate of the German volunteers, 1914-1918, in: War in History, Vol 12, No. 1, 2005, S. 44-74.

⁴³ Ebd., S. 52f.

⁴⁴ Vgl. etwa Hans Peter Bleuel, Ernst Klinnert, Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich, Ideologien – Programme – Aktionen, 1918-1935, Gütersloh 1967; Konrad. H. Jarausch, Deutsche Studenten, 1800-1970, Frankfurt a. M. 1984.

⁴⁵ Wiedenhoff, Ute, „...daß wir auch diese größte Mensur unseres Lebens in Ehren bestehen werden.“, Kontinuität korporierter Mentalität im Ersten Weltkrieg, in: Kriegserfahrungen: Studium zur Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges, hg. Von Gerhard Hirschfeld u.a., Essen 1997, S. 189-207.

⁴⁶ Marie-Bénédicte Vincent, Die „Logik der Ehre“ 1914-1918, Göttinger Studentenverbindungen im Ersten Weltkrieg aus Feldpostbriefen und Kriegszeitungen, in: GDS-Archiv für Hochschul- und Studentengeschichte, Bd. 5, hg. v. Friedhelm Golücke, Wolfgang Gottwald, Peter Krause, Klaus Gerstein, Köln 2001, S. 15-31.

⁴⁷ Vgl. Sonja Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, Tübinger und Cambridger Studenten 1900-1929, Göttingen 2006.

die Studenten der Universitäten Oxford und Heidelberg gegenüber, beschränkt sich allerdings auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Diese Arbeit ist zur Zeit noch im Druck⁴⁸.

Wie der Literaturbericht zeigt, haben sich bereits verschiedene Autoren mit der Rolle der Studenten vor und nach dem Ersten Weltkrieg beschäftigt. Doch eine Auseinandersetzung mit der Thematik in Bezug auf den Krieg selbst hat nur lokal begrenzt für Göttingen und Tübingen und dann nur im kleinen Rahmen statt gefunden. Auch die Arbeiten, die sich auf den ersten Blick dieser Problematik annahmen, streifen den Gegenstand lediglich. Meist bleibt die Diskussion rund um das Thema Langemarck stecken. Die eigentliche Betrachtung wird dagegen immer wieder übersprungen oder pauschal abgehandelt. Daher können diese Arbeiten die sieben aufgeworfenen Fragen nicht oder nur zum Teil beantworten. Aus diesem Grund stößt die Fragestellung in eine Lücke, die in der Historiographie bisher nicht geschlossen werden konnte.

1.4 Methodik

Die dieser Arbeit zugrunde liegende Methodik ist nun genauer zu erläutern.

Die Leitfragen dieser Arbeit drehen sich zum großen Teil um die Problematik des Erlebnisses und der Erfahrung der Studenten im Ersten Weltkrieg. Daher müssen die Begriffe Erlebnis und Erfahrung zunächst genau definiert werden.

Sicher sind uns diese Begriffe aus der Umgangssprache vertraut. Ein Erlebnis ist etwas, was einem widerfahren ist, Erfahrung ist etwas, was man gelernt hat, wird man da entgegen. Doch sind solche Eingrenzung der Begrifflichkeiten zu ungenau, um darauf eine wissenschaftliche Untersuchung fußen zu lassen.

Die neuere Literatur hat sich glücklicherweise bereits dieser Problematik angenommen und damit wichtige Vorarbeit geleistet. Bei den Forschungen zur Mentalitätsgeschichte im Ersten und Zweiten Weltkrieg stießen die Wissenschaftler schon bald auf die Problematik, Standards für die Analysen des Quellenmaterials zu erstellen, um vergleichbare Ergebnisse zu erhalten. Hierbei wurde den Begriffen Erlebnis und Erfahrung eine besondere Schlüsselrolle zugewiesen, so dass diesen Begriffen erhöhte Aufmerksamkeit zu widmen ist.

Dazu entwickelte Klaus Latzel die Begriffe *Erlebnis* und *Erfahrung* als Werkzeuge der Interpretation von Feldpostbriefen⁴⁹.

Erlebnis sind bestimmte Eindrücke, die von anderen allgemeinen Eindrücken abgegrenzt und hervorgehoben wurden⁵⁰. Dass heißt, die Wahrnehmung des Menschen macht ein Ereignis erst zu einem Erlebnis, indem der Akteur diese Eindrücke aus der Masse anderer Eindrücke hervorhebt und erinnerungswert macht. Auf diese Arbeit bezogen bedeutet dies, dass unter einem Erlebnis eine Sinneswahrnehmung eines Studenten im Krieg zu verstehen ist, die sich von den anderen alltäglichen Ereignissen durch seine besondere Wahrnehmung und

⁴⁸ Thomas Weber, Oxford und Heidelberg vor dem Ersten Weltkrieg – Britische und deutsche Eliteuniversitäten im Vergleich, zur Zeit noch im Druck.

⁴⁹ Latzel, Kriegserlebnis, S. 10ff.

⁵⁰ Latzel, Kriegserlebnis, S. 13.

Erinnerung abgrenzte. Schon die Tatsache, dass ein Studierender ein Ereignis in einem Feldpostbrief schilderte, lässt es zu einem Erlebnis werden.

Erfahrung, so Latzel weiter, sind „gelungene Auslegung und Interpretation von aktiven und passiven Erlebnissen“⁵¹. Wichtig ist, dass das Erlebnis einen Sinn erhalten muss, um zu einer Erfahrung zu werden. Die Sinnstiftung beinhaltet einen gelungenen Abgleich mit dem gesellschaftlichen Wissen des Erlebenden. Erst dieser Prozess lässt ein Erlebnis zur Erfahrung werden⁵².

Dem stellt Latzel die *Kriegserfahrung* gegenüber, bei der gerade diese Sinnstiftung nicht gelingt oder gelingen kann⁵³. Die Erlebnisse würden dann „(...) als unbearbeiteter Rohstoff durch das Gedächtnis (...)“⁵⁴ geistern. Als Beispiel führt er die Proteste ehemaliger Wehrmachtsangehöriger gegen die Ausstellung ‚Vernichtungskrieg. Verbrechen der Wehrmacht 1941-1944‘ an⁵⁵.

Bernd Ulrich spricht in ähnlichen Zusammenhang vom Begriff des ‚*Kriegserlebnisses*‘. Dieser Begriff habe dazu gedient, nach dem Ersten Weltkrieg durch ‚selektives Gedächtnis‘ einen kollektiven Sinn zu schaffen, wo die individuelle Sinnstiftung versagt hatte. Er bezeichnet dies als einen „psychologischen Prozess, der vor allem in einem programmatisch aufgeladenen und für unterschiedliche politische Zwecke instrumentalisierbaren Begriff“ mündete, nämlich ‚Kriegserlebnis‘⁵⁶. Dieser Begriff habe nur für das Erlebnis des Ersten Weltkrieges Bedeutung gehabt, im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg fand er niemals Verwendung⁵⁷. Dieses ‚Kriegserlebnis‘ ist aber für Ulrich kein Ergebnis, sondern Anlass für weitere Untersuchungen über das unmittelbare Erlebnis im Ersten Weltkrieg. Diesem ‚Kriegserlebnis‘ will er die Darstellungen in den Feldpostbriefen gegenüber- und diese damit auf die Probe stellen. Ulrich Linse spricht in diesem Zusammenhang nicht von Kriegserlebnis oder Kriegserfahrung, sondern er sieht darin einen Prozess der Verdrängung⁵⁸. In diese Verdrängungslücken muss nun versucht werden, mittels Interpretation und Vergleich der Briefe vorzustoßen.

Diese Erinnerungslücken und gelenkte Erinnerungskultur sind es, die diese Untersuchung so wichtig machen. Wie schon bei der Fragestellung und der Darstellung der Forschungslage gezeigt, gibt es erhebliche Zweifel an der nachträglichen Darstellung der Rolle und Erlebnisse der Studierenden im Ersten Weltkrieg, wie etwa dem Langemarck-Mythos. Interessant wird

⁵¹ Ebd., S. 14.

⁵² Vgl. auch Nikolaus Buschmann und Horst Carl, Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges: Forschung, Theorie, Fragestellung, in: Die Erfahrung des Krieges, Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg, hg. v. Nikolaus Buschmann und Horst Carl, Paderborn 2001, S.11-26, S. 18.

⁵³ Ebd., S. 14.

⁵⁴ Ebd., S. 15.

⁵⁵ Ebd.

⁵⁶ Ulrich, Die Augenzeugen, S. 14.

⁵⁷ Ebd.

⁵⁸ Ulrich Linse, Das wahre Zeugnis, Eine psychohistorische Deutung des Ersten Weltkrieges, in: Kriegserlebnis, Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, hg. v. Klaus Vondung, Göttingen 1980, S. 90-114, S. 94.

bei der Analyse sein, ob bereits beim Verfassen der Feldpostbriefe solche Verdrängungen und Umschreiben der Geschehnisse zu erkennen sein werden.

Als Nächstes bedarf der Prozess der Sinnstiftung der weiteren Erläuterung. Erfahrungen, und das macht sie für die Geschichtsforschung so interessant, werden immer aus einer gesellschaftlichen Erwartungshaltung heraus gemacht, welche dem Erlebnis den Sinn vermittelt⁵⁹. Die Erfahrung wird gebildet durch eine Mischung von Wahrnehmung, Deutung und Handeln⁶⁰. Dabei spielen die individuellen und gesellschaftlichen Erfahrungen des Akteurs eine besondere Rolle, da er sich bei der Sinnstiftung eines „allgemeinen Wissensvorrat[es]“ bedient⁶¹. Daher sind die Erfahrungen Einzelner kein Abbild objektiver historischer Wirklichkeit, sondern müssen als Prozesse gesellschaftlicher Wahrnehmung und Erfahrung begriffen werden⁶². Zudem steuern vor allem kollektive Vorstellungen, Vorurteile und das soziale Wissen des Akteurs den Prozess der Erfahrungsbildung⁶³. Die Wahrnehmung ist schon geprägt vom ‚Erfahrungsraum‘, welcher aus Deutungsmustern besteht, die von der sozialen Umwelt geformt sind, und dem ‚Erwartungshorizont‘, der Vorstellung, wie ein Erlebnis zu erscheinen und abzulaufen hat⁶⁴. Das Deutungsmuster ist ein kulturelles Gedächtnis, das einer Handlung einen Sinn im Horizont des gesellschaftlichen Welt- und Wertebildes gibt⁶⁵.

Dies bedeutet für die historische Einordnung von Erfahrungen, dass diese kein Abbild objektiver Wirklichkeit darstellen, sondern innerhalb eines Prozesses gesellschaftlicher Wahrnehmungen und persönlicher Erfahrung zu verstehen sind. Sie müssen demzufolge von der Wissenschaft kritisch und analytisch betrachtet werden⁶⁶. Eine historisch korrekte Wiedergabe der Ereignisse ist also mittels der Interpretation von Erfahrungen und Erlebnissen nicht möglich. Andererseits ermöglichen eben diese Deutungsmuster Rückschlüsse auf die sozialen, kulturellen und politischen Hintergründe der historischen Gesellschaft des Akteurs⁶⁷. Diese bleiben aber in ihrer Aussagekraft auf den Personenkreis beschränkt, der diese Erfahrungen machte⁶⁸. Es ist daher für die Interpretation wichtig, vor der Analyse der Quellen den sozialen und ideologischen Hintergrund der Untersuchungsgruppe, hier der Studenten, zu erfassen und darzulegen. Entstammen sie alle einem vergleichbaren Umfeld, so können die Ergebnisse einer Interpretation verallgemeinert werden. Daher ist vor der eigentlichen

⁵⁹ Latzel, Kriegserlebnis, S. 14f.; Nikolaus Buschmann und Aribert Reimann, Die Konstruktion historischer Erfahrung, Neue Wege zu einer Erfahrungsgeschichte des Krieges, in Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven, S. 261-272, S. 261f.

⁶⁰ Buschmann/Carl, Erfahrungsgeschichte, S. 18.

⁶¹ Latzel, Kriegserlebnis, S. 14f.

⁶² Nikolaus Buschmann und Aribert Reimann, Die Konstruktion historischer Erfahrung, Neue Wege zu einer Erfahrungsgeschichte des Krieges, in Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven, S. 261-272, S. 261f..

⁶³ Linse, Das wahre Zeugnis, S. 93f.; Latzel, Kriegserlebnisse, S. 16;. Buschmann/Reimann, historische Erfahrung, S. 265.

⁶⁴ Buschmann/Carl, Erfahrungsgeschichte, S. 19.

⁶⁵ Buschmann/Reimann, historische Erfahrung, S. 263; Latzel, Kriegserlebnis, S. 16.

⁶⁶ Vgl. Buschmann/Reimann, historische Erfahrung, S. 261f.

⁶⁷ Ebd., S. 264.

⁶⁸ Ebd.

Analysearbeit zunächst einmal die Studentenschaft genauer zu betrachten, um sich mit dem Untersuchungsgegenstand vertraut zu machen. Und schließlich ist Erfahrung auch wandelbar, da sich Deutungsmuster mittel- und langfristig verschieben können. Insbesondere gilt dies für Kriegserinnerungen, da sich nach Kriegsende die gesellschaftlichen Rahmenbedingungen und somit die Deutungszusammenhänge gewandelt haben⁶⁹. Diese Wandlung nach dem Krieg ist für die Arbeit insofern relevant, als dass die Ergebnisse von den Darstellungen des Kriegserlebnisses, die nach dem Krieg verfasst wurden, abweichen können und dürfen.

Bezogen auf die obige Fragestellung bedeutet dies, dass ein Zugang zu den persönlichen Erlebnissen und Erfahrungen der Studenten im Ersten Weltkrieg gefunden werden muss. Als Quelle bieten sich dazu vor allem die bereits angesprochenen Feldpostbriefe an.

Um aber zu brauchbaren Ergebnissen zu gelangen, müssen die Erfahrungen systematisch untersucht werden. Es erscheint daher sinnvoll, die Erlebnisse der Studenten im Ersten Weltkrieg in verschiedene Abschnitte einzuteilen. Dafür würde sich entweder eine chronologische, geographische oder thematische Differenzierung anbieten. Für eine chronologische Gliederung spräche, dass damit der gesamte Komplex des ersten Weltkrieges erfasst würde. Dagegen muss man einwenden, dass ein chronologisches Vorgehen doch sehr unsystematisch wäre. Eine Aufteilung nach geographischen Aspekten, also zum Beispiel in Ost- und Westfront, hätte den Vorzug, so besonderes auf die Besonder- und Eigenheiten der Kriegsschauplätze einzugehen, doch ist nach diesen nicht gefragt. Weiter lassen sich bei einer Betrachtung nach örtlichen Gesichtspunkten ermüdende Wiederholungen nicht vermeiden. Am zweckmäßigsten erscheint es, die Untersuchung anhand der Fragestellung in verschiedene thematisch gegliederte Abschnitte zu unterteilen. Hierbei können wir uns durchaus von Stereotypen über den Ersten Weltkrieg und Kriegsfreiwillige leiten lassen und diese dann anhand der Feldpostbriefe überprüfen. Daher bietet sich eine Gliederung in Abschnitte an, die den Ausgangsfragen entsprechen:

1. Kriegsausbruch
2. Kampferelebnis
3. Soldatische Gemeinschaft
4. Feindbilder
5. Kontakt zur Heimat
6. Sinn des Krieges
7. Zusammenbruch und Neuanfang

Für die Endzeit des Ersten Weltkrieges und für die Nachkriegszeit ist die Quellenlage allerdings sehr schlecht, es liegen kaum Feldpostbriefe vor bzw. für die Nachkriegszeit verständlicherweise gar keine. Daher werden an dieser Stelle vor allem Akten der Hochschularchive zur Untersuchung mit herangezogen

1.5 Quellen

⁶⁹ Buschmann/Carl, Erfahrungsgeschichte, S. 20.

Bei der Würdigung der Quellen ist zu klären, welche Quellen verwendet werden können und sollen, und wie sie zu beurteilen sind.

Nach der heute noch gültigen und abschließenden Definition von Paul Kirn sind Quellen „(...) alle Texte, Gegenstände oder Tatsachen, aus denen Kenntnis der Vergangenheit gewonnen werden kann“⁷⁰.

Da der Erste Weltkrieg mittlerweile bald einhundert Jahre zurück liegt, sind wir heute fast vollständig von schriftlichen Quellen abhängig. Denn der Erste Weltkrieg hat sich aus dem Bereich der Zeitgeschichte und somit der Geschichte der Mitlebenden herausbewegt. Die Betrachtung der Studenten im Ersten Weltkrieg kann also nur anhand schriftlicher Quellen erfolgen. Denkbar als Quellen wären für diesen Zeitraum Tagebücher und die Feldpost von Studenten im Krieg, die Akten der Universitäten und des Militärs, sowie die Periodika studentischer Organisationen.

Nach dem Besuch mehrerer Archive und der Durchsicht von Unmengen von Briefen, Karten, Artikeln und Akten kristallisierte sich heraus, dass vor allem die Akten der Universitätsarchive, die Periodika der studentischen Verbindungen und die Feldpostbriefe der Studenten geeignet erscheinen, darin nach Antworten zu den obigen Fragen zu suchen. Am bedeutendsten sind dabei vor allem die Feldpostbriefe. Sie entstanden unmittelbar am Ort des Geschehens und beinahe zeitgleich mit den Ereignissen. Das hebt sie gegenüber in späteren Jahren abgefassten Erinnerungen hervor, denn sie verarbeiteten ganz frisch das eben Erlebte⁷¹. Bei Memoiren und Biographien, die nach dem Krieg verfasst wurden, ist die Erinnerung bereits im Laufe der Zeit verblasst und nicht mehr so genau, wie zum Zeitpunkt des Erlebnisses. Oftmals sind sie von der Kenntnis des weiteren Geschehens beeinflusst und es ist bereits eine Selektion des Gedächtnisses dazwischen getreten und in selbstdarstellerischer Absicht verfasst – man denke an Ernst Jüngers autobiographisches „In Stahlgewittern“ –, wie schon zuvor unter dem Begriff der *Kriegserfahrung* dargelegt wurde. Zwar kann dies auch einmal für einen Feldpostbrief zutreffen, doch sind sie zumeist eine unmittelbare Reaktion auf eben Erlebtes. Dies verleiht ihnen die schon angesprochene besondere Authentizität⁷². Daher wird das Hauptaugenmerk für die Beantwortung der oben aufgeworfenen Fragen auf die Feldpostbriefe gerichtet werden.

1.5.1 Feldpostbriefe

Feldpostbriefe waren während des Ersten Weltkrieges das Hauptverbindungsmedium zwischen Front und Heimat. Schätzungen zufolge wurden allein auf deutscher Seite während des gesamten Krieges etwa 28,7 Milliarden Sendungen zwischen Front und Heimat

⁷⁰ Vgl. Paul Kirn, Einführung in die Geschichtswissenschaft, 3. Aufl., Berlin 1959, S. 29; ähnlich Egon Boshof, Kurt Düwell, Hans Kloft, Grundlagen des Studiums der Geschichte, Eine Einführung, 5. Aufl., Köln 1997, S. 12.

⁷¹ Vgl. Ulrich, Die Augenzeugen, S. 14f.; Martin Humburg, Deutsche Feldpost im Zweiten Weltkrieg, Eine Bestandsaufnahme, in: Andere Helme – Andere Menschen?, Fronterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg, Ein internationaler Vergleich, hg. v. Detlef Vogel und Wolfram Wette, Essen 1995, S. 13-35, S. 17.

⁷² Humburg, Feldpost im Zweiten Weltkrieg, S. 17.

ausgetauscht⁷³. Diese Zahl ist beträchtlich, wenn man bedenkt, dass Schätzungen für den Zeitraum von 1938 bis 1945 etwa 40 Milliarden annehmen⁷⁴. Diese gewaltige Anzahl von Sendungen stellt die Summe aller Pakete, Briefe und Karten dar, die zwischen Heimat und Front ausgetauscht wurden. Aber selbst nur auf die Nachrichten der Studenten im Feld herunter gebrochen, sollte die Menge noch enorm sein.

Schon vor dem Ersten Weltkrieg waren Feldpostbriefe Zeugnisse des Krieges, die großes Interesse innerhalb der Öffentlichkeit genossen. In der Kultur der Erinnerung an die Einigungskriege spielten sie bereits eine Rolle und erfreuten sich großer Beliebtheit. So war es dann auch kein Wunder, dass bereits in den ersten Wochen des Ersten Weltkrieges die Zeitungen sich gegenseitig darin überboten, Briefe von den tapferen Helden zu veröffentlichen. Damit waren die Feldpostbriefe ein wichtiges Instrument zur Darstellung und Wahrnehmung des Krieges in der Heimat⁷⁵.

Die riesige Zahl an Briefen und die Flut von Veröffentlichungen erwecken die Erwartung, dass heute noch zahlreiche Feldpostbriefe von Studenten vorhanden wären. Da irrt man sich aber. Die meisten sind verloren⁷⁶. Daneben bereitet die Beschaffung der noch vorhandenen Briefe erhebliche Schwierigkeiten. Es gibt bis heute keine zentralen Sammlungen, so dass diese Quellen sehr weit gestreut sind und auch nie systematisch erfasst wurden. So endete eine Suche im Bundesarchiv-Militärarchiv in Freiburg in einer Sackgasse, da die allermeisten Bestände des Ersten Weltkrieges im Zweiten Weltkrieg einem Bombenangriff zum Opfer fielen. Man kann nur zufällig in Archiven oder in studentischen Zeitungen fündig werden⁷⁷. Hinzu kommt, dass zumeist nur einzelne Briefe überliefert sind, Serien von Briefen fast gar nicht.

Bei den Briefen in den Archiven und in den Periodika der Studentenverbindungen steht man zudem häufig vor dem Problem, einzelne Briefe nicht ohne Zweifel einem Studenten zuordnen zu können, weil sie mit Feldpostbriefen anderer Soldaten vermischt und nicht immer als Briefe von Studenten gekennzeichnet sind. So mussten alle Briefe in den Sammlungen von Feldpostbriefen im Staats- und Universitätsarchiv in Göttingen sorgfältig auf mögliche Hinweise durchsucht werden, die den jeweiligen Verfasser als Studierenden auswiesen. Denn leider fehlen den allermeisten Briefen biographische Angaben zum Autor. Dies hatte zur Folge, dass mit kriminalistischem Spürsinn in den Schreiben nach Merkmalen für die Zuordnung zur Studentenschaft gefahndet wurde. Dabei dienten die Verwendung von Ausdrücken der Studentensprache und Verbindungszugehörigkeit, Alter, Bezugnahme auf ein Studium oder eine Universität als Indizien. In vielen Fällen war dies nicht eindeutig möglich, so dass solche Briefe nicht für die Untersuchung herangezogen wurden.

Auf diese Weise konnten aber immer noch Hunderte von Feldpostbriefen ermittelt werden, die eindeutig von Hochschülern verfasst worden waren. Die große Masse dieser Schreiben

⁷³ Ulrich, Die Augenzeugen, S. 40.

⁷⁴ Humburg, Feldpost im Zweiten Weltkrieg, S. 27.

⁷⁵ Ulrich, Rolle von Feldpost, S. 320f.

⁷⁶ So ließ der damalige Oberarchivrat Hermann Cron des Reichsarchivs in Potsdam über 50.000 Briefe von Studenten, eingereicht von zwei konfessionellen Studentenorganisationen, wegen ‚Belanglosigkeit‘ vernichten, vgl. Manfred Hertling, Michael Jeismann, Der Weltkrieg als Epos, Philipp Witkops ‚Kriegsbriefe gefallener Studenten‘, in: Keiner fühlt sich hier als Mensch, hg. v. Gerhard Hirschfeld und Gerhard Krumeich, Essen 1993, S. 175-198, S. 186.

⁷⁷ Ulrich, Die Augenzeugen, S. 171.

enthält kurze Grüße und Nachrichten, ein Lebenszeichen von der Front, Dank für erhaltene Pakete oder Briefe und vielleicht noch eine Änderung der Feldanschrift. Trotzdem bleibt eine immer noch beträchtliche Anzahl von Feldpostbriefen übrig, die über einen Inhalt verfügen, auf den sich eine Untersuchung stützen kann.

Damit sich keine Schwierigkeiten bei der Interpretation der Briefe ergeben, muss bei jedem Brief der soziale Hintergrund berücksichtigt werden, da die Sichtweise und Darstellung der Ereignisse in der Regel durch unterschiedliche soziale und kulturelle Prägung beeinflusst werden. Weil aber die Verfasser der hier untersuchten Briefe alle aus demselben sozialen Umfeld entstammten, sind in diesem Punkt keine Schwierigkeiten zu erwarten. Von größerer Bedeutung waren da schon die Konfessionszugehörigkeit und die Mitgliedschaft zu einer Korporation. Diese beiden Merkmale ließen sich aber häufig anhand der Briefe nicht einwandfrei feststellen. Dennoch blieb die Zugehörigkeit zur Studentenschaft, die bereits ein sehr enges Kriterium darstellt, so dass weitere Abgrenzungen nicht notwendig waren, sondern im Einzelfall beachtet wurden. In der Fragestellung wird allerdings nicht nach Konfession und Verbindungszugehörigkeit differenziert. Auf den sozialen, politischen und kulturellen Hintergrund der Studentenschaft wird jedoch im Anschluss an dieses Kapitel und noch vor der eigentlichen Untersuchung eingegangen werden.

Es sind aber nicht nur spezielle methodische Fragen bei der Arbeit mit den Feldpostbriefen zu beachten, sondern auch Einflüsse bei der Entstehung dieser Briefe. Gemeint ist hier die Zensur, die großen Einfluss auf den Inhalt gehabt haben kann. Wie weit gab es eine Zensur und wie weit griff sie auch während des Ersten Weltkrieges? Angesichts der Summe von über 28 Milliarden Sendungen erscheint es unwahrscheinlich, dass eine Zensur einer solchen Masse überhaupt Herr werden könnte. Trotzdem war die Zensur der Feldpost eine alltägliche Tatsache während des Krieges, was den Soldaten an der Front bekannt und bewusst war⁷⁸. Regelmäßig wurden die Männer auf diese Praxis hingewiesen und dementsprechend ermahnt. Zwar blieb das Grundrecht des Briefgeheimnisses mit der Verhängung des Belagerungszustandes und dem Kriegsausbruch bestehen, gleichwohl wurde die Feldpost inhaltlich geprüft unter der Begründung zu verhindern, dass militärische Geheimnisse verraten würden. Man befürchtete, dass der Feind durch erbeutete Post über bevorstehende Operationen und Truppenstärken informiert werden könnte. Daher rechtfertigte man die Briefzensur als notwendigen Akt staatlicher Selbstverteidigung, bei der ein Eingriff in die Brieffreiheit als Nothilfe verteidigt wurde⁷⁹. Aber nicht nur militärische Geheimnisse sollten durch die Zensur geschützt werden; man wollte auch verhindern, dass negative Berichte von der Front die Kriegsbegeisterung in der Heimat mindern würde. Vor allem Klagen über die Verpflegung, über mühseligen Dienst und die allgemeine Unzufriedenheit und Kriegsmüdigkeit sollten nicht bis in die Heimat durchsickern. Solche ‚Jammerbriefe‘ waren unerwünscht⁸⁰.

So gab es auch zunächst seitens der Führung keine einheitliche Regelung oder Erlasse zur Handhabung der Zensur von Feldpostbriefen. Es war den einzelnen Armeekorps und Armeeabteilungen selbst überlassen, wie und von wem die Post überwacht werden sollte. Dazu sollten die von der Front abgehenden Sendungen von den unmittelbaren

⁷⁸ Ulrich, Die Augenzeugen, S. 78ff.

⁷⁹ Ebd., S. 81.

⁸⁰ Ebd., S. 69f., 81; Ulrich, Rolle von Feldpost, S. 325.

Disziplinarvorgesetzten der einzelnen Einheiten – also Kompanien und Regimentern - überprüft werden. In der Praxis wurden verschiedene Methoden angewandt, je nach personellen und lokalen Verhältnissen und Pflichter der zuständigen Vorgesetzten. So wurde durch zufälliges Auswählen und Öffnen von Briefen oder durch die offene Abgabe der Post beim Vorgesetzten kontrolliert, der den Brief oder die Karte vor den Augen des Verfassers las⁸¹. Gerade letztere Praxis führte zu häufigen Beschwerden, so dass eine Zensurstelle eingeführt wurde, welche die Hauptlast der Zensur übernehmen und damit die entwürdigende Methode der offenen Abgabe beenden sollte. Dennoch gab es auch weiterhin Fälle von offener Abgabe. Daneben erließ die militärische Führung in begrenzten Abschnitten von Zeit zu Zeit Poststopps, um zu verhindern, dass Informationen über geplante Angriffe oder Truppenverlegungen in die Heimat oder Feindeshand gelangten. Wie weit die Zensur in den Köpfen der Verfasser eingriff, lässt sich allerdings nicht beurteilen. Sie sollte als ‚Schere im Kopf‘ die Soldaten begleiten und zur Zurückhaltung mahnen⁸². Die Richtlinien zur Beanstandung von Briefen waren für ihre Zeit allerdings relativ liberal gefasst⁸³. Hinzu kam, dass es lange Zeit keine einheitliche Regelungen für die Zensur von Feldpost gab, vielmehr herrschten Kompetenzwirrwarr und Willkür⁸⁴. Rein faktisch war eine lückenlose Kontrolle angesichts der Flut von Briefen nicht möglich, so dass kriegskritische Äußerungen nicht verhindert werden konnten⁸⁵. Bei der Betrachtung muss dennoch stets bedacht werden, dass der Verfasser den Brief im Bewusstsein schrieb, dass er hätte kontrolliert werden können⁸⁶.

Neben der äußeren Zensur durch die Militärbehörde muss auch das Problem der inneren Zensur beachtet werden. Innere Zensur meint, dass eine gewisse Erwartungshaltung den Inhalt betreffend die Kommunikation zwischen Absender und Empfänger lenkt und beschränkt⁸⁷. Daher ist bei der Untersuchung auch immer der Adressat des Briefes in die Interpretation mit einzubeziehen. So richteten sich die Hochschüler mit ihren Feldpostbriefen an eine Korporation oder an andere studentische Organisationen zugleich an ein breites, unbekanntes und vielleicht konservativeres Publikum als im schriftliche Verkehr mit dem engen Kreis der Familie, die man kannte und einzuschätzen vermochte. Hier musste der Autor auf das Außenbild seiner Darstellung, vor allem seiner Meinung und seiner eigenen Leistungen, bedacht sein⁸⁸.

Wie die Briefe selbst bedürfen auch die Darstellung der verschiedenen Sammlungen, in denen Feldpostbriefe gefunden wurden, einer kritischen Betrachtung. Denn es ist zu bedenken, wie, warum und welche Briefe jeweils gesammelt wurden.

Sammlungen von Feldpostbriefen von Studenten findet man an den unterschiedlichsten Orten, angelegt von den verschiedensten Personen und Institutionen. Es gibt keine allgemeine

⁸¹ Ulrich, Die Augenzeugen, S. 81ff.

⁸² Ebd., S. 100.

⁸³ Ziemann, Front und Heimat, S. 30.

⁸⁴ Ulrich, Die Augenzeugen, S. 79ff.

⁸⁵ Ulrich, Die Augenzeugen, S. 78; Ziemann, Front und Heimat, S. 30.

⁸⁶ Vgl. Ulrich, Die Augenzeugen, S. 100.

⁸⁷ Ebd., S. 17.

⁸⁸ Ebd.

Sammlung aller Feldpostbriefe oder eine spezielle Sammlung von studentischen Feldpostbriefen, was schon anhand der genannten ungeheuren Zahl der Sendungen verständlich ist. Gerade weil die Feldpostbriefe auf so unterschiedliche Weise überliefert wurden, muss vor der eigentlichen Analyse ihr inhaltlicher Wert je nach Überlieferungsart kritisch beurteilt werden⁸⁹.

Die bekannteste Auswahl von Briefen dürfte von Philipp Witkop⁹⁰ zusammengestellt worden sein. Der Tübinger Literaturprofessor hatte bereits während des Krieges begonnen, Briefe zusammenzutragen und zu veröffentlichen. Dabei entstand seine Edition unter dem Titel „Kriegsbriefe gefallener Studenten“. Die akademische Turnzeitung, das Mitteilungsblatt der schlagenden Turnerschaften, veröffentlichte zu Witkops Buch am 1. April 1918 folgenden Kommentar:

„Eine eigenartige Sammlung hat Professor Dr. Witkop in Freiburg jetzt schon herausgegeben. Der Name des Herausgebers, der Professor der neueren deutschen Literaturgeschichte ist, bürgt schon dafür, daß es sich nicht um willkürliche zusammengestoppelte Briefe handelt, sondern um planmäßig ausgewählte von besonderem Wert für weitere Kreise“⁹¹.

Diese zeitgenössische Bemerkung lässt erahnen, dass es sich bei dieser Sammlung nicht um zufällig tradierte Briefe handelt, sondern um ganz bewusst ausgewählte Exemplare. Daneben legt die Tatsache, dass der Herausgeber Literaturgeschichte lehrte, nahe, dass er bei der Auswahl weniger historische, als mehr literaturgeschichtliche Maßstäbe anlegte. Witkop schrieb selbst zu seinen Motiven in seinem Vorwort zur ersten Ausgabe 1916:

„So habe ich bald nach Beginn des Krieges zu sammeln begonnen, nicht nach stofflichen Gesichtspunkten, nicht nach interessanten anekdotischen Ereignissen und militärischen Geschehnissen, immer nach dem tiefsten, heimlichen Ausdruck des Geistes suchend, nach jenen schlichten, innersten Bekenntnissen, die (...) aus dem ‚Notdrang des Inhalts, der Empfindung‘ geboren sind wie nur je ein Gedicht (...)“⁹².

Dazu hatte er nach eigenen Angaben zwar kein Wort geändert, dennoch einige Briefe gekürzt und sogar schon mal einzelne Sätze umgruppiert – „der Klarheit oder Steigerung willen“⁹³. Aus diesem Grund ist es zwar erfreulich, in einem Band gleich eine Sammlung von studentischen Feldpostbriefen vorzufinden, doch schränkt die redaktionelle Bearbeitung die authentische Aussagekraft der Quellen ein. Zu den verschiedenen Auflagen dieses Buches gibt es bereits eine quellenkritische Betrachtung von Manfred Hertling und Michael Jeismann. Zwar habe sich Witkop auch an die politischen Gegebenheiten seiner Zeit bei der jeweiligen

⁸⁹ Vgl. Boshof, , Düwell, Kloft, Grundlagen Geschichte, S. 7.

⁹⁰ Philipp Witkop (Hg.), Kriegsbriefe gefallener Studenten, verschiedene Auflagen zwischen 1916 und 1933.

⁹¹ ATZ Nr. 1., 1. April 1918, 35. Jg., S. 7.

⁹² Witkop, deutsche Studenten, S. VI f.

⁹³ Ebd., S. VII.

Zusammenstellung seiner Editionen angepasst⁹⁴, doch attestieren Hertling und Jeismann dem Werk die Einmaligkeit des Einblickes in „die politische Reflektion und Einstellung einer bestimmten Gruppe von Soldaten“⁹⁵.

Neben Professor Witkop sammelten und veröffentlichten auch die Studentenverbindungen im Laufe des Krieges Briefe ihrer Mitglieder. In der Hauptsache wurden sie in Verbindungs- und Verbandszeitschriften veröffentlicht oder in Sammelbänden von Feldpostbriefen. Damit wollten die Korporationen den Kontakt zwischen ihren Mitgliedern und zur Verbindung aufrecht erhalten.

„Aber wie die Akademische Turn-Zeitung bisheran die Aufgabe gehabt hat, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zwischen den Verbandsbrüdern zu hegen und zu pflegen, so soll sie auch in den kommenden schweren Kriegszeiten das Mittel bilden, um die Nachrichten von den Schicksalen und Erlebnissen der im Feld stehenden Freunde zu sammeln und weiterzugeben“⁹⁶.

Nach welchen Kriterien die Briefe veröffentlicht wurden, hing vom jeweiligen Herausgeber ab, allgemein gültige Regeln gab es nicht. Auch ließen die Periodika zumeist offen, nach welchen Kriterien eine Veröffentlichung entschieden wurde. Die meisten Herausgeber schwiegen sich zu diesem Punkt aus.

Der Schriftleiter der München-Zeitung, der Bundeszeitung der Turnerschaft Munichia, hatte ganz klare Vorstellungen, wozu die Briefe der Bundesbrüder dienen sollten.

„Es ist unsere Pflicht, unseren Epigonen in der Munichia dies Vermächtnis zu hinterlassen. Dokumente dieser großen Zeit müssen den Archiven einverleibt werden, unseren Helden zum Gedächtnis, dem späteren Geschlecht zur Erinnerung!“⁹⁷.

Hier fasste man die Feldpostbriefe als Zeugnisse großer Zeit auf, die alle erhaltenswert seien. Die Schriftleitung der Akademischen Sängerszeitung, der Zeitung des Korporationsdachverbandes der Deutschen Sängerschaft, äußerte sich hierzu einmal wie folgt:

„Wir dürfen auch nicht vergessen, daß sich bei der Länge des Krieges manche Gedanken und Darstellungen wiederholen, und daß durch die vielen Kriegserzählungen die deutschen Leser verwöhnt und wählerisch geworden sind, in bezug auf die Feldzugsliteratur. Wir hoffen daher, von unseren

⁹⁴ Hertling/Jeismann, Der Weltkrieg als Epos, S. 182.

⁹⁵ Ebd., S. 176.

⁹⁶ ATZ Nr. 10, 15. August 1914, 31. Jg, S. 210. In ähnlicher Weise auch andere Verbandszeitschriften: „Damit aber der Zusammenhang unter den Corpstudenten auch im Kriege nicht verloren geht, bitten wir alle unsere Leser, uns von jeder Nachricht, die sie über im Felde stehende Corpsangehörige erhalten, Mitteilung zu machen. (...) Wir werden gerne die Hefte der Korpszeitung den Kombattanten durch die Feldpost senden. (...). Wir hoffen auf diese Weise unseren kämpfenden Corpsbrüdern eine Freude zu machen und sie unter sich und mit der Heimat, für die sie streiten, in Verbindung zu halten“, DKZ Nr. 376 H. 8, 15. Aug. 1914, 31. Jg., S. 226; „Die Academia wird jetzt ihre Hauptaufgabe darin suchen, eine Botin und Mittlerin zwischen dem C.V. in Waffen und dem C.V. in der Heimat zu sein“, Academia Nr. 4, 20. August 1914, 27. Jg., S. 206.

⁹⁷ „Die Münchenzeitung in Kriegszeiten“ in MZ Nr. 36, 1. Kriegsnummer, Mai 1915.

Verbandsbrüdern verstanden zu werden, wenn wir nur eine mehr statistische Übersicht über die eingelaufenen Feldpostkarten und –Briefe geben, dafür aber einige längere, zusammenhängende Darstellungen ausführlich geben“⁹⁸.

Ganz offensichtlich veröffentlichten die Herausgeber der Korporationsverbände nicht alle Feldpostbriefe, die bei ihnen eingingen, zumindest nicht in voller Länge. In allen Verbandszeitschriften nehmen die Rubriken für die Feldpost im Verlauf des Krieges einen immer kleineren Raum ein, bis sie gegen Ende des Jahres 1917 beinahe gänzlich verschwinden. Eben Gesagtes gilt in ähnlicher Weise für die Periodika der einzelnen Korporationen.

Natürlich waren diese Blätter auch vom Geist der jeweiligen Organisation geprägt, die sie nach außen repräsentierten⁹⁹. In ihrer Verbreitung blieben sie aber im Kreis der Gemeinschaft der Korporationen oder Dachverbände. Die in diesen Zeitungen vertretenen Meinungen waren daher nicht Bestandteil der allgemeinen öffentlichen Meinung, sondern auf diesen Personenkreis beschränkt. Schließlich waren diese Mitteilungsschriften keine professionellen, überparteilichen Zeitungen, sondern in ehrenamtlicher Tätigkeit publizierte Blätter von Mitgliedern für Mitglieder. Es ist daher zu beachten, dass diese laienhaften Zeitungen organisatorisch von nur sehr wenigen Männern, schlechtesten Falls einem, zu bewältigen waren. Dies bedeutet, dass viele redaktionelle Entscheidungen von einer Person abhingen, die letztendlich nach Gutdünken entscheiden konnte.

Leider sind die Originalbriefe, die den Herausgebern der Verbands- und Bundeszeitschriften zugesandt wurden, heute nicht mehr zugänglich. Aus diesem Grund ist es nicht mehr möglich zu überprüfen, ob und was eventuell unterdrückt wurde.

Daneben wurden die in den Zeitungen veröffentlichten Feldpostbriefe von den Zensurstellen der jeweils zuständigen Generalkommandos überwacht. Diese wurden allerdings zu Beginn des Krieges von der Flut von Veröffentlichungen überrollt, so dass eine strenge Zensur sich zumeist auf die sozialdemokratische Presse beschränkte¹⁰⁰. Aber sie war nicht nur auf solche Presseerzeugnisse begrenzt. Durch die Chronik der Leipziger Sängerschaft Arion von 1924 kann man erfahren, dass selbst für solche Vereinszeitschriften die Einschränkungen der Zensur galten. So ist dort nachzulesen, dass 1916 die Zensur sehr stark in die Gestaltung der Arionen-Zeitung eingriff, indem untersagt wurde, Orte und Truppenteile namentlich zu erwähnen. Dadurch, so die Klage des Chronisten, hätten die Briefe und Berichte eminent an plastischer Wirkung verloren. Gleichfalls war eine für den Kontakt untereinander so wichtige Veröffentlichung von Kriegsteilnehmerlisten mit Feldanschriften fortan nicht mehr möglich¹⁰¹.

⁹⁸ ASZ Nr. 6, Januar 1916, 21. Jg., S. 93.

⁹⁹ Ulrich, Rolle von Feldpost, S. 322.

¹⁰⁰ Ebd., S. 321.

¹⁰¹ Johannes Hohlfeld, Geschichte der Sängerschaft Arion, (Sängerschaft in der D.S.), 1909-1924, Leipzig 1924, S. 78.

Gegen Ende des Krieges nahmen veröffentlichte Feldpostbriefe in den Zeitungen eine immer geringere Rolle gegenüber einem neu entstehenden Medium ein, dem Film. Er sollte den Feldpostbrief in seiner Meinungsbildung in der Heimat ablösen¹⁰².

Als drittes ‚Quellennest‘ für Feldpostbriefe wurden die Bestände der ehemaligen Kriegsnachrichtensammelstelle des XI. Armeekorps genutzt. Was die Entstehung dieser Sammlung von Feldpostbriefen anbelangt, so finden sich in den Akten der Universitätsarchive in Würzburg und Jena Motive für die gezielte Sammlung von Feldpostbriefen¹⁰³. So ist in den Akten zu lesen, dass bereits im November 1914 in Jena eine Kriegsnachrichtensammelstelle eingerichtet worden war. Anlass dazu war, dass *„Eine Sammlung von Briefen der Feldzugsteilnehmer aus den Jahren 1870/71 (...) seinerzeit versäumt (...)“*¹⁰⁴ wurde und man bei dem späteren Bemühen, dies nachzuholen *„(...) auf recht große Schwierigkeiten [stieß], da die Schriftstücke im Laufe der Jahre zum Teil verschwunden waren“*¹⁰⁵. Von den Feldpostbriefen selbst erhoffte man sich *„(...) eine besonders anschauliche und wahrheitsgetreue Darstellung der Kriegsereignisse (...)“*¹⁰⁶. Das XI. Armeekorps formulierte die Ziele dieser Sammlung gegenüber den Universitäten wie folgt:

*„Aufgabe der Sammelstelle ist, Aufzeichnungen von Feldzugsteilnehmern und sonstige Urkunden über den Krieg zu sammeln zu dem Zweck, der Bevölkerung wahre und lebendige Kriegsschilderungen durch die Presse zuzuführen und gleichzeitig zuverlässige Grundlagen für die spätere Geschichtsschreibung zu gewinnen“*¹⁰⁷.

Aber in den Augen der Nachrichtensammelstelle war *„Nicht jeder Feldpostbrief (...) von literarischem und geschichtlichem Wert für die Zukunft“*¹⁰⁸. Bevorzugt wurden *„anschauliche Schilderungen des Lebens im Felde“*¹⁰⁹ oder es wurde ein *„lebendiger Bericht über eine gelungene Patrouille“*¹¹⁰ gesucht. Wohlgemerkt, ein Bericht über eine gelungene, nicht eine missglückte, Patrouille schien von Interesse. Es sei eine *„Ehrenpflicht“*, Berichte einzusenden, *„damit die Heldentaten (...) auch über die engere Heimat hinaus bekannt und zum Gemeingut des gesamten deutschen Volkes und Vaterlandes werden“*¹¹¹. Bereits in diesem Aufruf wurde deutlich ausgedrückt, was erwünscht war und was nicht.

¹⁰² Ulrich, Rolle von Feldpost, S. 326f.

¹⁰³ UAW Az. 233; UAJ Az. BA 1800.

¹⁰⁴ Flugblatt B, Sammlung von Feldzugsbriefen und Kriegstagebüchern für den Generalstab, UAW Az. 233.

¹⁰⁵ Ebd.

¹⁰⁶ Rundschreiben Universität Jena vom 12. März 1915, Sammlung von Feldzugsbriefen und Aufzeichnungen der Kriegsteilnehmer, UAW Az. 233.

¹⁰⁷ Rundschreiben Kriegsnachrichtensammelstelle 2 des XI. Armeekorps vom 8. März 1915, UAW Az. 233.

¹⁰⁸ Flugblatt B, UAW Az. 233.

¹⁰⁹ Ebd.

¹¹⁰ Ebd.

¹¹¹ Ebd.

Ab März 1915 übernahm die Kriegsnachrichtensammelstelle das Monopol zur Sammlung von Feldzugsbriefen, „(...) *jede anderweitige Sammeltätigkeit hat das Generalkommando verboten*“¹¹². Dies galt natürlich nur für den Bereich des XI. Armeekorps und nicht für das gesamte Reich. Inwieweit diese Vorschrift gegriffen hat, ist nicht überliefert, doch ist zweifelhaft, ob dieses Monopol tatsächlich Bestand hatte. Auch ist nicht mehr nachvollziehbar, wie pflichtbewusst die Bürger dieser Anordnung nachkamen.

Gesammelt werden sollte an den Universitäten Marburg, Jena und Göttingen. Die dortigen Dozenten sollten das Material „*auf ihren Wert*“¹¹³ durchsehen und von „*brauchbaren Briefe[n]*“¹¹⁴ eine Abschrift für das Archiv erstellen lassen. Ganz unverhohlen schrieb Professor Seidlitz, der Verantwortliche für die Sammelstelle an der Universität Jena¹¹⁵:

*„Es ist darauf zu sehen, dass weniger die Schrecken des Krieges bevorzugt werden, als erhebende Schilderung. Die Veröffentlichung soll nicht nur rein tatsächliche Schilderungen vermitteln, sondern mehr durch die Gefühlswerte erzieherisch auf die Bevölkerung wirken“*¹¹⁶.

Die Sammlung selbst ist heute nur noch im Archiv der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen erhalten. In Jena und Marburg haben keine Akten die lange Zeit überdauert¹¹⁷. In der Sammlung in Göttingen finden sich Kennzeichen von Zensur, geschwärzte Stellen bis hin zu offenen Hinweisen von Zensur, wie etwa einen Stempel mit dem Hinweis vom Nachrichtenbüro des Reichs-Marine-Amtes¹¹⁸, dass der betreffende Brief nicht veröffentlicht werden dürfe.

Problematisch ist weiter, dass es sich bei den dort gesammelten Briefen nicht mehr um die Originale, sondern um Abschriften handelt, genau wie bei den vorhergehenden Konvoluten. Es ist also nicht auszuschließen, dass Fehler oder Auslassungen bei der Transkription passiert sind. So fand sich etwa in einem Brief der Begriff „Göttinga“, gemeint war aber sicher „Götting“, eine Studentenverbindung, in der der Verfasser Mitglied war¹¹⁹.

Die Kritikpunkte an den verschiedenen Sammlungen und die Instrumentalisierung derselben während und nach dem Krieg veranlassten Benjamin Ziemann zu dem Schluss, dass sich eine Verwendung dieser Feldpostbriefe eigentlich verbiete¹²⁰. Damit geht er meines Erachtens

¹¹² Rundschreiben Kriegsnachrichtensammelstelle, UAW Az. 233.

¹¹³ Ebd.

¹¹⁴ Ebd.

¹¹⁵ Interessanter Weise befand sich diese Sammelstelle in den Räumlichkeiten der Studentenverbindung Landsmannschaft Rhenania Jena, also bei einer studentischen Institution, die ebenfalls Briefe sammelte, wie gerade schon dargelegt wurde.

¹¹⁶ Seidlitz zur Sammlung und späteren Veröffentlichung vom 14. März 1915 in UAJ Az. BA 1800 S. 51.

¹¹⁷ Dem Findbuch in Jena nach zu urteilen, verschwand die Sammlung von Feldpostbriefen Ende der Vierziger und Anfang der Fünfziger Jahre. Was konkret den Akten zugestoßen ist, ist heute nicht mehr nachvollziehbar, scheinbar sind sie einer Bereinigung durch das kommunistische SED-Regime zum Opfer gefallen.

¹¹⁸ SUBG 4° Cod. Ms. hist. Nachtr. 74, Nr. 89.

¹¹⁹ Vgl. Feldpostbrief von Hans Hermann vom 6. November 1914 in SUBG 4° Cod. Ms. Nachtr. 74, Nr. 10, S. 12.

¹²⁰ Ziemann, Front und Heimat, S. 30.

allerdings zu weit. Diese angesprochenen Schwierigkeiten müssen bei der Interpretation selbstverständlich berücksichtigt werden, doch mindern sie nicht den Wert der Feldpostbriefe als Quellen für diese Studie. Zum einen findet man heute kaum noch Material aus privaten und archivarischen Beständen, wobei bei letzteren auch die Frage zu stellen ist, wie diese überliefert wurden. Zum anderen ist schließlich ein Teil der Fragestellung dieser Arbeit, welche Prägung die Studenten durch den Krieg im Spiegel ihres gesellschaftlichen Wissens und Umfeldes erfahren hatten. Dies wird gerade in den Briefen deutlich, die sich an die Mitglieder des eigenen sozialen Milieus richten, also innerhalb der Korporationen. Trotzdem darf man nicht vergessen, dass es sich bei vielen Briefen nicht um zufällig überlieferte Quellen handelt, sondern dass die Aufnahme dieser Nachrichten von verschiedenen Personen gesteuert wurden, die eine Intention verfolgten, die heute nicht immer nachvollziehbar ist. Wenn man allerdings mit den Briefen arbeitet, muss man diese obigen Bedingungen bei der Analyse einbeziehen und bedenken, dass diese Briefe keine objektiven Tatsachenberichte aus der Zeit des Krieges waren, sondern die subjektiven Impressionen und Schilderungen der Studierenden wiedergaben.

Außer der Qualität der Feldpostbriefe ist auch der Frage ihrer Quantität kritisch zu würdigen. Inwieweit spiegelt die für diese Arbeit getroffene Auswahl an Feldpostbriefen die Gemeinschaft der Studenten wieder, also wie repräsentativ sind diese Briefe? Wie viele Feldpostbriefe müssen betrachtet werden, um allgemeingültige Aussagen zu den Studenten im Ersten Weltkrieg machen zu können¹²¹?

Benjamin Ziemann löste dieses Problem für seine Untersuchung über die ländliche Bevölkerung im südlichen Bayern durch einen Abgleich der Thematik seiner analysierten Briefe mit den Berichten der Postüberwachung militärischer und ziviler Stellen¹²². Dies ist für diese Arbeit nicht möglich. Auch erscheint es nicht sinnvoll, denn dann hätte bereits eine Analyse dieser Berichte ausgereicht. Also müssen andere Lösungen gesucht werden.

Bei der Überlegung, welche Quantität eine aussagekräftige Menge aufweisen müsste, stößt man schnell an Grenzen. Man kann unmöglich eine Aussage dazu machen, wie viel Prozent von vorhandenen Briefen in dieser Studie betrachtet wurden, da nicht bekannt ist, wie viele Feldpostbriefe von Studenten den Lauf der Zeit bis heute überdauert haben. Auch kann man keine Aussage dazu treffen, welchen Anteil die Sendungen von Studierenden an dieser ungeheuren Summe ausmachten. Eine prozentuale Annäherung an das Problem, dass man etwa sagen könnte, es wurde mindestens die Hälfte oder ein Drittel des Umfanges in Augenschein genommen, kommt somit nicht in Betracht.

Eine Stichprobenerhebung kommt ebenfalls nicht in Frage, weil, wie bereits erwähnt, nicht zu überblicken ist, wie groß die zu untersuchende Grundgesamtheit ist.

Problematisch ist es auch, von einer Auswahl ‚typischer‘ Briefe zu sprechen, da dies bereits die Interpretation vorwegnimmt. Außerdem lässt sich nicht schlüssig erklären, was denn gerade eine Quelle ‚typisch‘ erscheinen lässt¹²³.

Wie dargelegt, wurden sehr viele Briefe durchgesehen, weit mehr als eintausend. Dadurch konnte eine Menge Briefe gesammelt und gesichtet werden, die zumindest einen kurzen Einblick in die Lebenswelt der Akteure geben. Auch muss bedacht werden, dass von den über 11.000.000 deutschen Kriegsteilnehmern lediglich knapp 40.000 Studenten waren, was circa

¹²¹ Vgl. auch Latzel, Kriegserfahrung, S. 6ff., 26ff.

¹²² Vgl. Ziemann, Front und Heimat, S. 31.

¹²³ Latzel, Kriegserfahrung, S. 9.

3,6% entspricht. Die reinen Zahlen helfen aber nicht weiter, da die Gesamtzahl von Feldpostbriefen von Hochschülern unbekannt ist. Doch kann man am engen Untersuchungsfeld „Student“ erkennen, dass das Material nicht ins Uferlose ausarten muss, um zu Aussagen zu gelangen.

Das Problem der Repräsentativität wird hier also auf die Weise umgangen, indem nicht der Anspruch auf Allgemeingültigkeit der Erkenntnisse erhoben wird. Vielmehr soll ein tieferer Einblick in die Gruppe der Studierenden während der Zeit des Ersten Weltkrieges versucht werden. Darüber hinaus ist es ohnehin nicht möglich, für einen größeren Personenkreis allgemeingültige Aussagen zu machen, da es sich immer um Individuen handelte, so dass Abweichungen unvermeidlich sind. Vielmehr lassen sich Strömungen und Tendenzen erkennen, die in dieser Gemeinschaft vertreten waren. Diese können ähnlich sein oder sich auch widersprechen, ohne dass die Homogenität der Gruppe dadurch verloren ginge. Bindeglied ist zunächst einmal nur die akademische Gemeinschaft, genauer die Immatrikulation an einer Universität.

Neben den obigen Überlegungen stellt sich gerade in Bezug auf nicht korporierte Studenten die Frage, ob für diese Untersuchung genügend Quellen vorhanden sind, da ein großer Teil der Quellen aus dem korporativen Umfeld ermittelt wurde. So wurden von Studenten ohne Verbindungszugehörigkeit deutlich weniger Briefe gefunden. Dies ist vor allem auf die fehlende Überlieferungstradition dieser unorganisierten Studenten zurückzuführen. In der Hauptsache war ich auf die Sammlung von Witkop angewiesen und die Zufallsfunde in den Archiven. Und selbst dort ist ein nicht geringer Anteil der Schreiben Verbindungsstudenten zuzuordnen. Man muss jedoch bedenken, dass vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges große Teile der Studentenschaft in Verbindungen organisiert, beziehungsweise ‚aktiv‘ – um einen Ausdruck aus der Studentensprache zu gebrauchen, waren. Je nach Universität konnte dies mehr als die Hälfte der Studentenschaft sein¹²⁴. Das bedeutet, dass die Untersuchung im Hinblick auf Hochschüler außerhalb von Korporationen nicht ohne Aussagekraft ist. Denn in der Hauptsache waren auch die Verbindungsstudenten, ob Burschschafter, Mitglied eines Corps, Landsmann-, Sänger- oder Turnerschafter, in erster Linie Mitglieder ihrer jeweiligen Universität, also Studenten.

1.5.2 Weitere Quellen

Bei der Betrachtung der Zeit des Zusammenbruches und Neuanfangs konnte nicht mehr auf Feldpostbriefe als Quelle zurückgegriffen werden. Daher mussten andere Überlieferungen zu den Ereignissen dieser Zeit gefunden werden. Dies konnten vor allem Akten der Universitätsarchive leisten. Daher wurde dort nach Quellen geforscht, die Erkenntnisse über das Leben der Studenten an den Universitäten während und nach dem Krieg enthalten. In diesen Akten sind Flugblätter, Aufrufe, Satzungen der Studentenausschüsse und Schriftwechsel rund um den Krieg und die Studentenschaft aufbewahrt. Ebenso sind dort auch Feldpostbriefe von Studentenverbindungen überliefert, die an die Rektorate und Senate und zu den Archiven eingereicht wurden. Die Materialien zur Situation der Studenten zwischen 1914 und 1918 sind allerdings mehr als dürftig. Ergiebiger war die Zeit vor und nach dem

¹²⁴ Vgl. Jaraus, Studenten, S. 65.

Krieg. Zu nennen wären da die Satzungen der Studentenausschüsse, die Einblick in das Selbstbild der Studenten gewähren. Die Proklamationen, Mitspracherechten und Forderungen nach solchen geben Einblick in den Alltag an den Universitäten und in die Möglichkeiten und Grenzen der Selbstbestimmung der Studenten. Auch lässt sich an diesen Akten nachvollziehen, wie die Studierenden gegenüber den Autoritäten auftraten. Es wird versucht zu verfolgen, wie die durch die Kriegserfahrung geprägten Studenten auf die Revolution reagierten, welche Forderungen sie an den Universitäten für sich verbanden. Ebenso wird beachtet werden, was die offiziellen Seiten von der Studentenschaft erwarteten und wie sie auf deren Forderungen reagierten; dazu dienen Schriftstücke von offizieller Seite, Universität, Verwaltung und Regierung als Informationsquellen.

Probleme bei der Recherche in den Universitätsarchiven bereite, dass in den Archiven der mitteldeutschen Hochschulen während der Teilung Deutschlands Akten verschwanden. So klaffen in den Archivbeständen der Universität Jena große Lücken, es fehlen neben weiteren auch die Bestände der oben bereits erwähnten Kriegsnachrichtensammelstelle. Andere Archive wurden durch Bombenangriffe zerstört oder schwer beschädigt.

Mittels der beschriebenen Quellen wird versucht werden, auch für die Zeit des Zusammen- und Umbruchs des Reiches ein Stimmungsbild nachzuzeichnen. Dabei kann leider nicht mehr wie anhand der Feldpostbriefe auf die Mentalität der Studenten eingegangen werden. Hier ist folglich nur ein sehr grober Blick möglich, der dennoch in Verbindung mit den Ergebnissen und der Interpretation der Darstellungen der Studierenden aus dem Krieg erhellend sein kann. Sie können helfen, besser zu verstehen, in welche Welt die Hochschüler nach vier Jahren Krieg zurückkehrten. Der Übergang vom kriegerischen zum zivilen Leben und damit die Rückkehr zur Normalität vollzog sich für die meisten Kriegs-Studenten dort, wo für sie die Reise in den Krieg begonnen hatte, in der Universität.

„Kaczinsky behauptet, das käme von der Bildung, sie mache dämlich“.

Erich Remarque, Im Westen nichts Neues.

Zweiter Teil:

Untersuchungsgegenstand

Ehe mit der Analyse der Feldpostbriefe begonnen werden kann, muss zuvor noch den Verfassern der Briefe, dem eigentlichen Untersuchungsgegenstand, Aufmerksamkeit gewidmet werden. Daher folgen hier einige einführende Zeilen zur Studentenschaft in Deutschland zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Ist das Wissen um das Schicksal der Studenten im Ersten Weltkrieg heute bei den allermeisten auf die Informationen aus Romanen beschränkt, so trifft dies gleichfalls auf die Verhältnisse an den deutschen Hochschulen am Ende des wilhelminischen Zeitalters zu. Die meisten werden mit dem Begriff des Studenten Anfang des 20. Jahrhunderts entweder Studentenromantik, wie etwa in Walter Bloems „Der Krasse Fuchs“¹²⁵, oder spießiges Verbindungsleben, wie es Heinrich Mann in seinem Roman „Der Untertan“¹²⁶ beschrieb, assoziieren. Doch über die tatsächlichen Verhältnisse an den deutschen Universitäten und über ihre Studenten wissen wir heute, hundert Jahre später, zumeist recht wenig. Daher soll im Folgenden ein wenig Licht auf die Figur des Studenten geworfen werden.

2.1 Statistische Zahlen

Einige nüchterne Zahlen sollen den Einstieg in das Thema Student am Vorabend des Ersten Weltkrieges erleichtern. Im gesamten deutschen Reich wurde an zweiundzwanzig Universitäten gelehrt, wovon Kiel die nördlichste, München die südlichste, Straßburg die westlichste und Königsberg in Ostpreußen die östlichste war. Als jüngste Hochschule wurde die Universität Frankfurt am Main 1914 eröffnet, die älteste Alma Mater auf dem Boden des Deutschen Kaiserreiches war die Universität Heidelberg, gegründet 1386. In ihrer Summe zählte die deutsche Studentenschaft an den Universitäten 60.225 Studierende im Sommersemester 1914¹²⁷.

¹²⁵ Walter Bloem, Der krasse Fuchs, Nachdruck der Ausgabe von 1911 mit einem Nachwort von Holger Zinn, Köln 2001.

¹²⁶ Heinrich Mann, Der Untertan, 36. Aufl., München 1996.

¹²⁷ Vgl. Hartmut Titze, Datenbuch zur deutschen Bildungsgeschichte, Band I: Hochschulen, 1. Teil, Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland, 1820-1944, Göttingen 1987, S. 29.

Seit Mitte des 19. Jahrhunderts hatte sich die Zahl der Hochschüler verfünffacht, wobei sich der Anteil der Studenten in der Altersgruppe der 19- bis 23-Jährigen von 0,5 % auf 1,63 % verdreifacht hatte¹²⁸.

Mit diesem Zuwachs an Studierenden änderte sich auch die Verteilung der Studierenden auf die einzelnen Fakultäten. Vor allem die philosophischen Fakultäten konnten von dem Anstieg an Hochschülern profitieren, ebenso wie die medizinischen Fachbereiche. Die Zahl der Jurastudenten nahm ebenfalls in ihrem absoluten und verhältnismäßigen Umfang zunächst zu, stagnierte dann aber Anfang des 20. Jahrhunderts. Auf der anderen Seite sank die zahlenmäßige Bedeutung der theologischen Fakultäten beider Konfessionen in ihrem Anteil an der Gesamtstudentenzahl¹²⁹.

Seit Beginn des 20. Jahrhunderts öffneten sich die Universitäten nach und nach den Frauen, allerdings nur sehr verhalten¹³⁰. Von den 60.225 Studierenden waren 4053 weiblichen Geschlechts, das entspricht in etwa 6,7 % der Studentenschaft¹³¹. Damit blieb die Universität eine Männerdomäne, in der Frauen, wenn überhaupt, nur am Rande eine Rolle spielten. Es dauerte zudem bis nach dem Ersten Weltkrieg, bis sie zur Habilitation zugelassen wurden¹³².

Addiert man die Zahl der Studierenden von allen weiteren Hochschulen, also technischen sowie veterinärmedizinischen Hochschulen und Forst- und Bergakademien, auf, so erhält man die Summe von 79.019 Studierenden, bei einer Gesamtbevölkerung von über 60 Millionen Deutschen¹³³. Demnach studierten im Jahr 1914 etwa 0,99 ‰ der Bevölkerung an einer Hochschule, wobei 0,83 ‰ der Gesamtbevölkerung an einer Universität eingeschrieben waren¹³⁴. Obwohl die Zahl der Studenten seit der Gründung des Reiches drastisch zugenommen hatte, lag der Anteil an Hochschülern auf die Gesamtbevölkerung gerechnet bei knapp einem Promille, also weit unter einem Prozent. Im Vergleich mit den heutigen Zahlen von Hochschülern (im Jahr 2004 waren knapp 2 Millionen Studierende immatrikuliert) darf man die Studentenschaft kurz vor dem Ersten Weltkrieg als eine überschaubare Gruppe ansehen und bezeichnen.

2.2 Soziale Zusammensetzung

Angesichts dieser kleinen Zahl von Studierenden erscheint der Gedanke nahe liegend, dass es sich bei der Studentenschaft um eine homogene Gruppe gehandelt hat. Diese Frage ist für die

¹²⁸ Vgl. Jaraus, Studenten, S. 72.

¹²⁹ Ebd.; Rainer A. Müller, Geschichte der Universität, Von der mittelalterlichen Universitas zur deutschen Hochschule, München 1990, S. 86; Wetmann, Heimatfront Universität, S. 21f.

¹³⁰ An den Universitäten in Baden ab 1901, Bayern 1903/04, Württemberg 1904/05, Sachsen 1906/07 und Preußen als letzten Bundesstaat 1908/09, vgl. Müller, Geschichte der Universität, S. 88.

¹³¹ Ebd., S. 42.

¹³² Vgl. Hartmut Boockmann, Hartmut, Wissen und Widerstand, Geschichte der deutschen Universität, Berlin 1999, S. 223.

¹³³ Müller, Geschichte der Universität, S. 29.

¹³⁴ Ebd., S. 71.

spätere Arbeit mit den Feldpostbriefen von Bedeutung, da diese Briefe bei einem ähnlichem sozialem Hintergrund der Studenten vergleichbar wären.

Heute, am Anfang des 21. Jahrhunderts, studieren junge Männer und Frauen aus allen Teilen der gesellschaftlichen Schichten an den Hochschulen. Sie leben zumeist unauffällig unter den anderen Bürgern ihrer Universitätsstadt. Das war nicht immer so.

Vor knapp einhundert Jahren setzte sich die Studentenschaft nicht aus einer Mischung verschiedenen Schichten der Bevölkerung zusammen. Statistische Zahlen für das Wintersemester 1911/12 belegen, dass sich der allergrößte Teil der Studierenden aus dem bürgerlichen Milieu rekrutierte¹³⁵. Dies bestätigt auch die Untersuchung der deutschen Studenten von Konrad Jarausch¹³⁶. Gerade der Mittelstand verzeichnete danach das größte Wachstum im Anteil der Studentenschaft, wobei vermehrt das Kleinbürgertum der mittleren und unteren Beamten und Angestellten ihren Söhnen und Töchtern ein Studium ermöglichte¹³⁷. Dagegen ging der Anteil von studierenden Kindern aus den Schichten des Besitz- und Bildungsbürgertums und des Adels etwas zurück. Die Unterschicht dagegen konnte bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges nicht vom Wachstum der Universitäten und der Studentenschaft profitieren. Ihr Anteil blieb verschwindend gering, im Wintersemester 1911/12 waren nur 112 Kinder aus Arbeiterfamilien, 307 Söhne von unteren Angestellten und Gehilfen und 335 aus sonstigen, nicht bürgerlichen Verhältnissen an deutschen Universitäten eingeschrieben¹³⁸. Für die Kinder aus Familien der Unterschicht blieb der höhere Bildungsweg verschlossen, da ihre Eltern nicht in der Lage waren, die wirtschaftlichen Mittel für die Kosten eines Studiums und einer vorbereitenden Ausbildung aufzubringen¹³⁹. Und diese Kosten waren nicht unerheblich¹⁴⁰.

Neben der sozialen Zusammensetzung gab es auch innerhalb der Studentenschaft und der Universität besondere Traditionen mit einer eigenen Sprache¹⁴¹, die sich anthropologisch und linguistisch untersuchen lassen und zusammen eine Subkultur bilden¹⁴². Wichtig für diese Subkultur waren der Comment und der damit verbundene Ehrbegriff. Zum Comment und der Fechtfrage wird unten genauer eingegangen werden. Diese Subkultur führte zu einer Abgrenzung der Studenten von der restlichen bürgerlichen Gesellschaft, hatte allerdings innerhalb der Studentenschaft eine eher aufhebende Wirkung bezüglich der Standesgrenzen

¹³⁵ Vgl. Titze, Datenbuch, S. 238f.

¹³⁶ Jarausch, Studenten, S. 76f.; vgl. auch Bleuel/Klunnert, Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich, S. 27.

¹³⁷ Vgl. Volker Ullrich, Die nervöse Großmacht, Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreiches, 1871-1918, Frankfurt a.M. 1997, S. 352.

¹³⁸ Jarausch, Studenten, S. 78; Zahlen nach Titze, Datenbuch, S. 238f.

¹³⁹ Konrad H. Jarausch, Frequenz und Struktur. Zur Sozialgeschichte der Studenten im Kaiserreich, in: Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreiches, hg. v. Peter Baumgart, Stuttgart 1980, S. 119-149, S. 128.

¹⁴⁰ Vgl. Thomas Ellwein, Die deutsche Universität, Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1992, S. 137.

¹⁴¹ Vgl. dazu das Glossar im Anhang E.

¹⁴² Vgl. Jarausch, Studenten, S. 9; Ders., Korporationen im Kaiserreich: Einige kulturgeschichtliche Überlegungen, in: „Der Burschen Herrlichkeit“, Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, hg. v. Harm-Hinrich Brandt und Matthias Stickler, Würzburg 1998, S. 63-83, S. 65.

zur Folge. Der soziale Rang eines Studierenden innerhalb der Studentenschaft richtete sich demnach nicht nach seiner sozialen Herkunft und Abstammung, sondern entschied sich durch seine Beherrschung des Comments und die Bewährung im Zweikampf¹⁴³.

Während ihrer Studienzzeit standen die Hochschüler noch außerhalb der Gesellschaft¹⁴⁴. Ihren eigentlichen Aufstieg begannen sie erst mit Abschluss des Studiums. Das Examen war der Schlüssel zum Eintritt in die relativ kleine, aber feine Gruppe des Bildungsbürgertums. Diese akademisch gebildete Schicht nahm eine gehobene Stellung innerhalb des bürgerlichen Milieus ein. Ihre Mitglieder rangierten in Bezug auf Anerkennung und Verdienstmöglichkeiten an zweiter Stelle nach dem Wirtschaftsbürgertum und dem Adel¹⁴⁵.

Mit der Reichseinigung wuchs in Deutschland nach und nach der Bedarf an Akademikern, daher unter anderem auch die sprunghafte Zunahme an Studierenden. Trotz wiederholter wirtschaftlicher Krisen nahm der Bedarf an akademischen Fachkräften in der Verwaltung und der Industrie zu¹⁴⁶. Allein durch den steigenden Bedarf an Gymnasiallehrern produzierte die zunehmende Akademisierung eine erhöhte Nachfrage, aber auch der Staatsdienst verlangte ein steigende Anzahl qualifizierter Kräfte von den Hochschulen. Dies stellte bereits 1904 der Nationalökonom und Statistiker Franz Eulenburg fest¹⁴⁷. Diese Situation führte allerdings auch mehrfach zu einer Akademikerschwemme, die der Berufsmarkt nicht aufnehmen konnte¹⁴⁸. Dennoch wurde die universitäre Ausbildung seit den 1870ern für die Karriere in angesehenen und prestigeträchtigen Berufen immer wichtiger, so dass ein Studium für eine viel versprechende Karriere unabdinglich wurde¹⁴⁹. Damit war die Ausbildung an einer Hochschule neben der Karriere im Militär für das mittlere und Kleinbürgertum der aussichtsreichste Weg für einen sozialen Aufstieg. Und durch diese gemeinsame Aussicht standen die Studierenden schon während ihres Studiums auf einer gleichen sozialen Ebene, die unabhängig war von ihrer Herkunft.

2.3 Die Universitäten

Die Schmiede für bürgerliche Karrieren waren die deutschen Hochschulen. Den 60.000 Studierenden standen im Jahr 1914 zweiundzwanzig Hochschulen im gesamten deutschen Kaiserreich offen. Mit der Zahl der Hochschüler hatte seit der Reichsgründung auch die

¹⁴³ Ute Frevert, Ehrenmänner, Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1995, S. 171ff.

¹⁴⁴ Ellwein, Universität, S. 138.

¹⁴⁵ Ebd., S. 129.

¹⁴⁶ Jarausch, Frequenz und Struktur, S. 146; Ullrich, nervöse Großmacht, S. 285.

¹⁴⁷ Vgl. Franz Eulenburg, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Photomechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1904, Berlin 1994, S. 254.

¹⁴⁸ Vgl. Hartmut Titze, Der Akademikerzyklus, Historische Untersuchung über die Wiederkehr von Überfüllung und Mangel in akademischen Karrieren, Göttingen 1990, S. 229ff.; Jarausch, Studenten, 73f.

¹⁴⁹ Jarausch, Studenten, S. 71ff.; Ellwein, Universität, S. 130f.

Anzahl der Hochschulen zugenommen¹⁵⁰. Allerdings wies schon vor der Einigung das Land aufgrund der territorialen Zersplitterung in Einzelstaaten eine Reihe von Universitäten auf. Im internationalen Vergleich genossen die deutschen Universitäten einen ausgezeichneten Ruf. Dies schlug sich auch in einer wachsenden Zahl ausländischer Studenten an deutschen Hochschulen nieder¹⁵¹. Nicht zuletzt war dies auf Reformen Wilhelm von Humboldts an der Berliner Universität zurückzuführen¹⁵². Der Erfolg der Lehre und Forschung drückte sich auch in überproportional vielen Nobelpreisträgern von deutschen Universitäten aus¹⁵³. Eine weitere Neuerung war die Zulassung von Frauen zum Studium.

Prägend für die deutschen Hochschulen war die akademische Freiheit, die neben den Professoren auch den Studenten gewährt wurde. In der Hauptsache drückte sich diese Freiheit für die Studierenden dahingehend aus, selbst zu entscheiden, ob und welche Seminare und Vorlesungen sie belegten. Mark Twain war bei seinem Bummel durch Europa fasziniert von dieser akademischen Freiheit; er schrieb:

„Das deutsche Universitätsleben ist ein sehr freies Leben und scheint keine Beschränkungen zu kennen. (...). [Der Student] (...) kann dann eben nach Belieben arbeiten oder bummeln. Will er arbeiten, dann findet er eine große Liste von Vorlesungen, unter denen er wählen kann“¹⁵⁴.

Wie man Twains Beschreibung entnehmen kann, weiteten die Hochschüler diese Freiheit nach dem Motto „Frei ist der Bursch“ großzügig auf die persönlichen Lebensgewohnheiten aus. Sie sahen darin eine Freiheit vom Lernen und geregelten Tagesablauf, selbst zu entscheiden ob sie „bummelten“ oder „büffelten“¹⁵⁵. An den Hochschulen entkamen sie zumeist zum ersten Mal in ihrem Leben den engen Verhältnissen des Elternhauses und genossen grenzenlose individuelle Freiheit¹⁵⁶. Dafür hatte Mark Twain großes Verständnis:

„Er [der Student, F.K.] ist ja auch so lange in strengen Fesseln gewesen, daß er die große Freiheit des Universitätslebens braucht, liebt und gründlich würdigt. Da sie ja nicht ewig dauern kann, nutzt er sie, solange es geht, nach Kräften aus“¹⁵⁷.

Diese akademische Freiheit veranlasste die Studenten, Mitspracherechte an den Universitäten für sich einzufordern. Es entstanden nach und nach studentische Ausschüsse, die versuchten, nach dem Vorbild der akademischen Freiheit die eigenen Angelegenheiten der Studentenschaft selbst zu regeln. Dabei entstanden nicht einheitlich an allen Universitäten

¹⁵⁰ Wettmann, Heimatfront Universität, S. 21.

¹⁵¹ Ebd., S. 27.

¹⁵² Vgl. Boockmann, Wissen und Widerstand, S. 193.

¹⁵³ Ullrich, nervöse Großmacht, S. 347.

¹⁵⁴ Mark Twain, Ein Bummel durch Europa, Frankfurt a.M. 1988, S. 10, zuerst erschienen 1880.

¹⁵⁵ Jaraus, Studenten, S. 60; Ellwein, Universität, S. 227.

¹⁵⁶ Frevert, Ehrenmänner, S. 166.

¹⁵⁷ Twain, Bummel durch Europa, S. 13.

Studentenvertretungen, sondern erst nach und nach. Ebenso unterschieden sich die Satzungen von Hochschulort zu Hochschulort. Man darf jedoch diese Studentenvertretungen nicht mit den heutigen Studentenausschüssen vergleichen. Vielmehr muss man sich darunter Gremien vorstellen, in denen die Studentenschaft ihre Angelegenheiten, wie etwa Ehrenangelegenheiten, untereinander regelten. Einen Einfluss auf die Hochschulpolitik oder Verwaltung der jeweiligen Universität hatten hingegen diese Versammlungen nicht.

Dominiert wurden diese Ausschüsse in den allermeisten Fällen von den örtlichen Studentenverbindungen. So setzte sich die Studentenvertretung der Universität Münster ausschließlich aus Mitgliedern der dort ansässigen Korporationen zusammen¹⁵⁸. Aus einem begleitenden Brief des Rektors der Westfälischen Wilhelms-Universität Münster kann man entnehmen, dass die Korporationen sich gegen eine Beteiligung der Nichtkorporierten in einer Gesamtvertretung gewehrt hatten, da sie diesen keine Mitspracherechte einräumen wollten¹⁵⁹. Deshalb musste bereits 1909 der im Wintersemester 1907/08 gegründete ‚Allgemeine Studentenausschuß‘ aufgelöst werden, erzwungen durch den Austritt sämtlicher Studentenverbindungen¹⁶⁰. Dies sah die Universitätsleitung als gerechtfertigt an, da ihrer Auffassung nach die Nichtkorporierten in der großen Mehrheit kein Interesse an allgemeinen Angelegenheiten der Universität zeigen würden.

„Der Wiedereinführung eines allgemeinen Studentenausschusses, der ja dem Ideal einer Gesamtvertretung entsprechen würde, widersetzte sich einmal die Abneigung der Korporationen, den Nichtkorporierten erhebliche Rechte einzuräumen, anderseits die Interessenlosigkeit eines großen Teils der Nichtkorporierten an den allgemeinen Angelegenheiten der Universität“¹⁶¹.

Daher wurde die Regelung zu Gunsten der Korporationen auch explizit vom Rektor befürwortet, die Universität habe *„mit diesem Korporationsausschuß gute Erfahrung gemacht“*¹⁶².

An der Universität Leipzig war 1911 ein Allgemeiner Studentenausschuss entstanden. Auch hier wurde den Korporationen eine bevorzugte Stellung innerhalb der Studentenschaft zugesprochen. Gemäß § 3 der Satzung setzte sich der Studentenausschuss aus zwei Gliedern zusammen, nämlich dem Korporationsausschuss und dem Ausschuss der Nichtkorporierten¹⁶³. Jede der Leipziger Korporationen erhielt je ein Ausschussmitglied für 1-20 Mitglieder und für 21-50 zwei und für jede weitere angefangene 50 noch ein weiteres Ausschussmitglied. Des Weiteren konnten sie von nichtkorporierten Mitgliedern mit der Vertretung beauftragt werden und erhielten dafür noch einmal je angefangene 50 Kommilitonen ein weiteres

¹⁵⁸ Vgl. Satzungen der Vertreter=Sitzung <V.S.> der studentischen Korporationen an der Westfälischen Wilhelms=Universität zu Münster i.W. von 1909 in UAW Az. 2968.

¹⁵⁹ Brief des Rektors der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster vom 20. Juli 1914 in UAW Az. 2968.

¹⁶⁰ Ebd.

¹⁶¹ Ebd.

¹⁶² Ebd.

¹⁶³ Satzungen des allgemeinen Studenten-Ausschusses der Univeristät Leipzig von 1911 in UAW Az. 2968.

Ausschussmitglied, aber nicht mehr als fünf. Den Nichtkorporierten stand dagegen nur ein Ausschussmitglied für je angefangene 50 verbindungsfremde Studenten zu, wobei dazu jedes Jahr die Gesamtzahl festzustellen war. Darüber hinaus mussten diese Studenten gegenüber der Verwaltung erklären, dass sie im Ausschuss der Nichtkorporierten vertreten sein wollten. Ohne Frage bedeutete diese Regelung eine klare Bevorzugung der Verbindungsstudenten gegenüber ihren Kommilitonen. Im Ausschuss waren die Korporierten den „Finken“¹⁶⁴ zahlenmäßig überlegen, ohne notwendiger Weise in der Studentenschaft den größeren Anteil zu stellen. Darüber hinaus waren Angelegenheiten, welche die Korporationen als eigene Interessen ansahen, von der Kompetenz des Studentenausschusses ausgenommen. Ehren-, Waffenangelegenheiten und Streitigkeiten zwischen Korporationen oder Korporationen und Einzelstudenten waren nicht vor dem allgemeinen Studentenausschuss verhandelbar. Auch hier drückte die Hochschulleitung ihr Wohlwollen über diese Regelung und Machtverteilung aus, als der Rektor die Erfahrungen mit den getroffenen Regelungen und dem Ausschuss als gut bezeichnete¹⁶⁵.

Ebenfalls im Jahr 1911 wurde in Jena eine Studentische Vertreterschaft gegründet. Ein Blick in die Satzung zeigt erneut, dass zwischen korporierten und nicht korporierten Studenten unterschieden wurde. Und wieder wurde den Verbindungsstudenten in der Vertreterschaft der Vorzug vor den übrigen Kommilitonen gewährt¹⁶⁶. Interessanterweise wurden in Jena die konfessionellen Verbindungen ausdrücklich als Korporationsvertreter in der Studentenschaft ausgeschlossen¹⁶⁷. Eine Begründung dafür wurde nicht angegeben, so dass nur Raum für Spekulationen bleibt, die im Antikatholizismus der Zeit zu suchen sind.

Auf ähnliche Verhältnisse stößt man an den Hochschulen von Breslau, Giessen, Göttingen und Heidelberg¹⁶⁸. In Göttingen setzte sich die Vertreterschaft aus 5 Gruppen zusammen, wobei sich die ersten vier Gruppen nur aus Korporationen zusammensetzten. So hatten die Korporationen im Ausschuss im Jahr 1913 in der Summe 16 Stimmen gegenüber einer maximalen Höchstzahl von 5 Stimmen seitens der einfachen Studenten¹⁶⁹.

An der Universität Bonn entstanden vor dem Sommersemester 1911 sogar zwei Vertreterschaften, die eine bestehend aus allen Verbindungen mit Ausnahme der konfessionellen und eine weitere bestehend nur aus katholischen Korporationen¹⁷⁰. Im Jahr 1911 konnte sich die Studentenschaft dann auf eine gemeinsame Versammlung einigen¹⁷¹. In diesem Zusammenhang wies der Rektor der Universität Bonn darauf hin:

¹⁶⁴ Bezeichnung aus der Studentensprache von nicht korporierten Studenten.

¹⁶⁵ Vgl. Anschreiben des Rektors der Universität Leipzig vom 23. Juli 1914 in UAW Az. 2968.

¹⁶⁶ Satzungen der studentischen Vertreterschaft von 1911 in Jena in UAW Az. 2968.

¹⁶⁷ Vgl. § 3 der Satzung: „*Konfessionelle Verbindungen werden prinzipiell nicht aufgenommen*“, ebd.

¹⁶⁸ Vgl. Satzungen und Geschäftsordnung des Allgemeinen Studentenausschusses der Schlesischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Breslau von 1913; Satzungen der Universität Gießen, Zweiter Teil, Satzungen für die Studierenden von 1914; Satzung der Vertretung der Göttinger Studentenschaft und Satzungen des Ausschusses der Heidelberger Studentenschaft von 1913. Alle Satzungen zu finden in UAW Az. 2968.

¹⁶⁹ Satzung der Vertretung der Göttinger Studentenschaft in UAW Az. 2968.

¹⁷⁰ Vgl. das Schreiben des Rektors der Rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn vom 21. Juli 1914 in UAW Az. 2968.

¹⁷¹ Ebd.

„Die Freistudentenschaft ist sich dabei aber laut eigener Erklärung sehr wohl bewusst, daß sie weder Korporation noch Vertreter aller Nichtkorporierter ist, sondern nur eine Organisation von Nichtkorporierten mit freistudentischen Programm sei“¹⁷².

Von Seiten der Universitätsleitung wurde offenbar den Korporationen ein Vertretungsanspruch für ihre Mitglieder zugesprochen, was anderen Organisationsformen verweigert wurde. So hatte gemäß § 2 Absatz 3 die Freistudentenschaft nur eine beratende Stimme und somit kein Mitspracherecht¹⁷³.

Ende des Sommersemesters 1914 war in Berlin an der Friedrich-Wilhelms-Universität gleichfalls eine Studentenvertretung im Entstehen und eine Satzung niedergelegt worden. Gemäß § 2 dieser neuen Satzung sollte der Ausschuss sich aus einer gleichen Zahl von korporierten und nichtkorporierten Studenten zusammensetzen¹⁷⁴. Die Satzung wies beiden Gruppen die gleichen Rechte zu, so dass man in diesem Falle denken könnte, dass die Korporationen zumindest in Berlin nicht bevorzugt worden seien. Doch weit gefehlt, denn die Zahl von Verbindungsstudenten gegenüber Freistudenten in Berlin war wesentlich geringer als an anderen Universitäten, nur etwa 25 %¹⁷⁵. So erweist sich diese scheinbare Gleichbehandlung als eine Bevorzugung der Studentenverbindungen.

Politische Fragen oder Äußerungen waren in allen Ausschüssen ausgeschlossen und von Seiten der Hochschulleitung unerwünscht. Man erachtete die Hochschulen als Stätten der Lehre und Forschung und nicht der Politik. Auch den einzelnen Studenten war es verboten, sich politisch in einer Partei zu betätigen. Diese unpolitische Haltung nach Außen hin war allerdings nur Schein. Denn die Universitäten des wilhelminischen Zeitalters waren Horte des Konservatismus, vorneweg die Professorenschaft. Sie vermittelten Werte wie vaterländische Gesinnung und Liebe zum Herrscherhaus¹⁷⁶.

Letztendlich verstand das Kaiserreich die Hochschulen als einen Kern des ‚Kulturstaates‘. Hinter diesem Begriff verbirgt sich die Idee, dass der Staat sich sowohl um einen sozialen Ausgleich seiner Bürger als auch um die Förderung von Bildung und Wissenschaft zu bemühen hatte. Dies hatte sich der wilhelminische Staat zur Aufgabe gemacht und man bemühte sich, diese Idee unter nationalen Gesichtspunkten umzusetzen¹⁷⁷. Die daraus resultierenden Eingriffe des Staates in die Wissenschaft, speziell Universitäten, wurden vor

¹⁷² Ebd.

¹⁷³ Vgl. Satzungen der Vertreterversammlung der Bonner Studentenschaft in UAW Az. 2968.

¹⁷⁴ Vgl. Satzungen des Ausschusses der Studentenschaft der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität von 1914 in UAW Az. 2968.

¹⁷⁵ Vgl. Silke Möller Studienzeit als prägende Lebensphase: Organisierte und nichtorganisierte Studenten im Kaiserreich, in: „Der Burschenherrlichkeit“, Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, hg. v. Harm-Hinrich Brandt und Matthias Stickler, S. 405-420, S. 412.

¹⁷⁶ Vgl. Ullrich, nervöse Großmacht, S. 351; Ellwein, Universität, S. 228.

¹⁷⁷ Vgl. Rüdiger vom Bruch, Kulturstaat – Sinndeutung von oben?, in: Kultur und Kulturwissenschaften um 1900, Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft, hg. v. Rüdiger vom Bruch, Friedrich Wilhelm Graf und Gandolf Hübinger, Stuttgart 1989, S. 63-101, S. 63.

allem unter dem Aspekt eines Kampfes um eine wissenschaftliche Vormachtstellung in der Welt aufgefasst. Damit waren die Hochschulen Orte nationalen Interesses, die gesamte Gelehrtenwelt vaterländisch geprägt¹⁷⁸. Der preußische Kultusminister Bosse sah in den Universitäten Institutionen des monarchischen Staates zur Ausbildung seiner Beamten, die neben dem Wissen auch die ‚Liebe zu König und Vaterland‘ zu vermitteln hätten¹⁷⁹.

2.4 Studentische Organisationen

Nicht nur die Professorenschaft vermittelte Werte an die Hochschüler, auch studentische Organisationen hatten Einfluss auf Lebenswandel und Geisteshaltung der Studentenschaft. Sie waren oftmals mehr als nur Vereine. Die wichtigsten Organisationen waren ohne Zweifel die Korporationen. Daneben boten auch noch studentische Vereine und die Freistudentenschaft den Studenten ihre Mitgliedschaft an. Die folgende Einführung will die wichtigsten ideologischen Werte und Prinzipien der Studentenverbindungen vermitteln und kurz ihren Charakter skizzieren. Daher werden die zahlreichen und interessanten Details, die Sitten und Gebräuche des Verbindungswesens, vernachlässigt. Für die verschiedenen studentischen Begriffe bitte ich das Glossar im Anhang zu beachten. Zur Vertiefung von studentischen Sitten und Gebräuchen sei an dieser Stelle das Buch von Peter Krause „O alte Burschenherrlichkeit“ empfohlen¹⁸⁰. Anschließend wird kurz auf die Freistudentenschaft eingegangen.

2.4.1 Die Korporationen und studentischen Vereine

Ein wichtiger Bestandteil der Studentenschaft waren die Korporationen. Sie prägten das öffentliche Bild der Hochschüler¹⁸¹. Ihre Bedeutung wird in der oben gezeigten besonderen Stellung in den Studentenversammlungen unterstrichen. Sie sollen im Folgenden kurz charakterisiert werden, ohne all zu tief auf ihre komplexe Geschichte einzugehen; dafür fehlt hier der Raum. Im Anhang werden die schlagenden Verbände und einige der nichtschlagenden Verbände kurz skizziert, an dieser Stelle soll ein allgemeiner Überblick reichen.

Maßgeblich geprägt wurden die Studentenverbindungen in ihrem Selbstverständnis und Auftreten durch ihren Ehrenkodex, den Comment. Wichtig war dabei der Begriff der Ehre. Ehre war ein Bindeglied der Korporationen, die auf dem Standpunkt der unbedingten Satisfaktion standen. Damit konnte im Inneren der von ihrer Herkunft her heterogenen Studentenschaft eine soziale Gleichheit hergestellt werden¹⁸². Dies war keine Anpassung des Besitzbürgertums an „degenerierte Adelsbräuche“. Der Comment war weniger ein

¹⁷⁸ Wettmann, Heimatfront Universität, S. 26ff.

¹⁷⁹ Ebd., S. 29.

¹⁸⁰ Peter Krause, „O alte Burschenherrlichkeit“, Die Studenten und ihr Brauchtum, 4. Aufl., Graz 1983.

¹⁸¹ Vgl. Ullrich, nervöse Großmacht, S. 352.

¹⁸² Frevert, Ehrenmänner, S. 170f.

„Nachäffen“ des Adels als ein Versuch, Zugang zu den Netzwerken der kaiserlichen Bürokratie, dem Militär und tonangebenden Klasse zu erlangen¹⁸³.

Als zentraler Inhalt des Comments wurden dabei die Mensur und der Trinkzwang angesehen sowie die hierarchische Struktur mit der Unterwerfung unter den Ehrenkodex und Chargenconvent¹⁸⁴. Durch die Übernahme dieser Elemente durch die anderen Verbindungen drückten die Corps auch diesen ihren streng konservativen und anti-liberalen Stempel auf. Diesem Comment passten sich dann in den 80er und 90er Jahren des 19. Jahrhunderts selbst die eher liberalen Burschen- und Turnerschaften an, wie auch die übrigen schlagenden und nicht schlagenden Verbindungen¹⁸⁵.

Als Vorreiter und Vorbild während der Kaiserzeit werden dabei in der Literatur die Corps angesehen¹⁸⁶. Vor allem durch die Übernahme der Mensur und unbedingten Satisfaktion als zentralem Element des Verbindungswesens hätten Teile des Verbindungswesens versucht, sich dem Kösenener Senioren Conventverband (K.S.C.V.) anzugleichen. Diese Entwicklung bewirkte eine Spaltung der Verbindungsszene in schlagende und nicht schlagende Verbindungen, die bis heute Bestand hat.

Die schlagenden Korporierten trugen als äußeres Zeichen ihrer Verbindungszugehörigkeit (und tragen sie noch heute) Bänder und Mützen, was als farbentragend bezeichnet wird. Sie bezeichneten sich selbst aufgrund ihres Prinzips der unbedingten Satisfaktion und der Pflichtmensur als Waffenstudenten. Die schlagenden Verbindungen schlossen sich 1913 im Marburger Abkommen zu einem gemeinsamen Waffenring zusammen, der das Mensurfechten mit den verschiedenen Verbänden erlaubte und regelte. Das Prinzip der Mensur war dabei ein Mittel, sich innerhalb der Korporationswelt als einzelne Studentenverbindung Ansehen in einer abgestuften Rangfolge zu verschaffen¹⁸⁷. Daher hatte gerade in den Reihen der Waffenstudenten der Ehrbegriff einen besonders hohen Stellenwert. Diesen Ehrbegriff wandten sie auch auf Außenstehende an, wobei ihnen mit dem Verrufsrecht bis Ende des 19. Jahrhunderts eine mächtige Waffe zur Verfügung stand. Mit einem Verruf konnten sie über Kommilitonen, andere Verbindungsstudenten oder einzelne Bürger und Händler eine soziale Acht verhängen. Gesellschaftlicher Verkehr mit einer in Verruf stehenden Person konnte den eigenen Ehrverlust bedeuten¹⁸⁸. Diese Gruppe von Studenten verfügte also über erheblichen gesellschaftlichen Einfluss an ihrem Hochschulort, nicht nur über ihre eigenen Mitglieder und die Kommilitonen.

¹⁸³ Hans-Ulrich Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Dritter Band, Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges, 1849-1914, München 1995, S. 722.

¹⁸⁴ Vgl. auch Frevert, Ehrenmänner, S. 166; Jarausch, Studenten, S. 61f.; Ullrich, nervöse Großmacht, S. 353.

¹⁸⁵ Volker Berghahn, Das Kaiserreich, 1871-1914, Industriegesellschaft, bürgerliche Kultur und autoritärer Staat, in: Handbuch der deutschen Geschichte, Gebhardt, Bd. 16, hg. v. Jürgen Kocka, 10. Aufl., Stuttgart 2003, S. 160ff.; Ullrich, nervöse Großmacht, S. 352ff.; Jarausch, Studenten, S. 68.

¹⁸⁶ Berghahn, Das Kaiserreich, S. 160ff.; Ullrich, nervöse Großmacht, S. 352ff.; Jarausch, Studenten, S. 61f.

¹⁸⁷ Jürgen Kloosterhuis, „Vivat et res publica“, Staats- und volksloyale Verhaltensmuster bei waffenstudentischen Korporationen, in: „Der Burschenherrlichkeit“, Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, hg. v. Harm-Hinrich Brandt und Matthias Stickler, Würzburg 1998, S. 249-271, S. 266.

¹⁸⁸ Vgl. Norbert Kampe, Studenten und „Judenfrage“ im Deutschen Kaiserreich, Die Entstehung einer akademischen Trägerschicht des Antisemitismus, Göttingen 1988, S. 113.

Daneben und in der sozialen Rangfolge nachstehend gab es nichtschlagende und ebenfalls farbentragende Verbindungen, welche die Mensur ablehnten. Sie nannten sich daher häufig Farbenstudenten oder Couleurstudenten. Die Mehrzahl dieser Verbindungen war konfessionell geprägt, wie der Kartellverband der deutschen katholischen Verbindungen (CV) oder der protestantische Wingolf. Sie lehnten das Duell und die Mensur aufgrund ihrer religiösen, christlichen Werte ab¹⁸⁹. Den Mitgliedern des CV war kraft der Autorität des Papstes die Teilnahme an Duellen und Mensuren verboten und mit Exkommunikation bedroht, was noch einmal durch einen Beschluss der vatikanischen Konzilskongregation von 1890 bekräftigt worden war¹⁹⁰.

Als dritte Gruppe gab es die nicht farbentragenden (schwarzen) Verbindungen. Auch sie waren nicht schlagend, ihre Mitglieder trugen keine Bänder und Mützen. Zu dieser Gruppe sind die katholischen Vereine des Kartellverbandes der katholischen deutschen Studentenvereine und des Unitas Verband der wissenschaftlichen katholischen Studentenvereine zu zählen. Weiter ist der Verein deutscher Studenten (VDSt) den schwarzen Verbindungen zuzurechnen. Auch sie passten sich zu großen Teilen dem üblichen Comment an; so bezeichneten viele dieser Bünde ihre Amtsträger als Chargierte, trugen Chargenwuchs, eine traditionelle studentische Tracht der Korporationen, zu Kneipen und Kommersen und hatten eigene Verbindungsfarben, die aber nur die Verbindung und nicht das Mitglied führte.

Als vierte Gruppe wären die akademischen Vereine zu nennen, die nicht mehr zu den Korporationen gezählt wurden, da sie sich in der Hauptsache aus Studierenden einer Fachrichtung zusammensetzten und in Bezug auf den Comment sehr wenig mit den vorigen Verbindungstypen gemein hatten. Dazu zählten neben wissenschaftlichen Vereinen auch der protestantische Deutsche Christliche Studentenverband (DCSV). Sie standen auf der untersten Ebene der Hierarchie der studentischen Organisationen an den deutschen Hochschulen¹⁹¹.

Als fünfte Gruppe hatten sich Ende des 19. Jahrhunderts jüdische Korporationen gebildet. Sie waren an sich zwar von der Struktur ihrer Mitglieder konfessionell gegliedert, verstanden sich aber nicht unbedingt als eine Verbindung solchen Typus. Sie waren als Reaktion auf den wieder erstarkenden Antisemitismus an den deutschen Universitäten entstanden und in ihrer Ausrichtung entweder deutsch-national, wie die Mitgliedsbünde des schlagenden Kartell-Conventes (K.C.) oder zionistisch, wie die nichtschlagenden Vereine Jüdischer Studenten (VJS) im Bund Jüdischer Corporationen (BJC)¹⁹². Sie standen zumeist außerhalb der Rangfolge von Korporationen, geächtet wegen ihrer jüdischen Herkunft.

Als Organisationen des studentischen und auch gesellschaftlichen Lebens spielten die Studentenverbindungen zumeist eine herausragende Rolle. Bei offiziellen Veranstaltungen der

¹⁸⁹ Vgl. Peter Claus Hartmann, Die katholischen Verbände und der Wingolf im Rahmen der deutschen Geschichte, in: „Der Burschenherrlichkeit“, Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, hg. v. Harm-Hinrich Brandt und Matthias Stickler, Würzburg 1998, S. 289-311, S. 291, 297.

¹⁹⁰ In einem Hirtenbrief an die deutschen Bischöfe bekräftigte Papst Leo XIII. nochmals dieses Verbot und verhinderte so die Gründung von katholischen Corps, vgl. dazu Jaraus, Studenten, S. 63f. Siehe auch Krause, Burschenherrlichkeit, S. 114; Hartmann, katholische Verbände und Wingolf, S. 301.

¹⁹¹ Jaraus, Studenten, S. 64.

¹⁹² Vgl. Thomas Schindler, Studentischer Antisemitismus und jüdische Studentenverbindungen, 1880-1933, Jever 1988, S. 117ff.

Hochschulen zeigten sie wie selbstverständlich Präsenz und untermauerten damit auch rein äußerlich ihren Stellenwert. Sie prägten somit in der Öffentlichkeit das Bild der Studentenschaften an den jeweiligen Universitäten. In den Studentenverbindungen war dann auch ein nicht unerheblicher Teil der Studentenschaft organisiert, wenn auch nicht immer die Mehrheit. Die Anfangsphase des Kaiserreiches kann als Hochzeit des Korporationswesens angesehen werden. Während dieser Periode verzeichneten sie die mitgliederstärksten Jahre. Anfang des 20. Jahrhunderts waren die Mitgliederzahlen zurückgegangen. Dennoch blieben die Korporationen in ihrer Bedeutung ungeschwächt, auch wenn ihre Attraktivität prozentual abgenommen hatte. Dies war sicher zum Teil auch den anderen studentischen Organisationen zuzurechnen, die nun in Konkurrenz zu den Verbindungen standen, so dass die Korporationen nicht mehr das Monopol innehatten, als einzige studentische Organisationen an einer Universität zu existieren. In Marburg waren etwa 45 %, an der Universität Bonn circa 40 % der Studenten und in Berlin dagegen nur etwa ein Viertel¹⁹³ aktiv in einer Verbindung. Rückblickend wird die Zeit der Herrschaft Wilhelm II. als Blütezeit des Korporationswesens bezeichnet¹⁹⁴.

Die Korporationen waren aber nicht nur Stätten der Erziehung im konservativen Geist, des Fechtens und der Pflege von karrierewichtigen Beziehungen, sondern auch zum allergrößten Teil gesellige Kreise von Studierenden. Der Alltag in den kleinen Universitätsstädten konnte sehr trist sein, so dass ein großer Freundeskreis half, die Zeit bis zum Examen zu vertreiben. Nicht nur ernsten Dingen widmeten sich die Verbindungsstudenten, sondern vor allem feuchtfröhliche Kneipen und Ausflüge in die Umgebung standen auf dem Programm. Innerhalb der Verbindung entstanden so Freundschaften, die ein Leben lang hielten. Ein Kennzeichen der Korporationen, die sie von den studentischen Vereinen unterschied, war eben der Gedanke, auch über das Studium hinaus das ganze Leben lang Treue zum Bund und seinen Mitgliedern, den Bundesbrüdern, zu halten. Dies ist das Lebensbundprinzip, das auch einen umgekehrten Generationenvertrag enthält, nachdem die alten Mitglieder, die Alten Herren, für den Unterhalt der Verbindung und die Veranstaltungen der jungen Mitglieder, der Aktiven, aufkommen müssen.

2.4.2 Die Freistudentenschaft

Obwohl sie eigentlich keine Korporation oder studentischer Verein war, ist die Freistudentenschaft dennoch an dieser Stelle zu nennen. Als Gegenstück zur Vorherrschaft der Korporationen an den Universitäten bildeten sich in den 1890er Jahren Zusammenschlüsse von nichtkorporierten Studenten, auch als „Wilde“ oder „Finken“ bezeichnet. Sie selbst bezeichneten sich als Freistudenten oder freistudentische Vereinigungen. Sie lehnten jegliche Nähe zum Couleurstudententum und zum Comment ab. Ebenfalls verwehrten sie sich dagegen, als ein studentischer Verein betrachtet zu werden, da sie für sich den Anspruch erhoben, alle Studenten außerhalb der Korporationen zu vertreten¹⁹⁵. In ihren Zielen

¹⁹³ Vgl. Jaraus, Studenten, S. 65; Berghahn, Kaiserreich, S. 160ff.; Ullrich, nervöse Großmacht, S. 352ff.

¹⁹⁴ Jaraus, Studenten, S. 59.

¹⁹⁵ Ebd., S. 94.

verfolgten sie dann auch nicht vornehmlich traditionalistische Inhalte wie die klassischen Korporationen, sondern waren durchaus auf die Belange der Studentenschaft an sich fixiert.

2.5 Studenten und Politik

Waren die Studenten Anfang des 19. Jahrhunderts politisch äußerst aktiv und radikal in ihrer Forderung nach einer nationalen Einigung und demokratischen Beteiligung des Volkes an der Regierung gewesen, so kann dies nicht für ihre Kommilitonen einhundert Jahre später gelten. Die Studierenden des Kaiserreiches wurden von ihrer Umwelt dazu angehalten, sich aus dem „parteilichen Gezänk“ herauszuhalten; dies wurde oben schon erwähnt. Daran hielten sich auch die Allermeisten.

So scheiterten Versuche der sozialdemokratischen Bewegung, innerhalb der Studentenschaft Fuß zu fassen. Die Sozialdemokraten suchten vor allem die Nähe der eher liberal eingestellten, nicht korporierten Studenten. Der Grund hierfür lag in der starken Ablehnung, welche die Studentenverbindungen gegenüber der Sozialdemokratie zeigten, obwohl deren Gründer aus ihren eigenen Reihen hervorgegangen waren. Diese Bestrebungen wurden zum einen durch die behördliche Verfolgung und die Angst der Studenten vor erheblichem Schaden ihrer späteren Karriere bei sozialdemokratischer Betätigung behindert. Letztendlich brachte die Sozialdemokratie durch die ablehnende Haltung der meisten ihrer Mitglieder gegenüber den Akademikern den Versuch zur Vereinnahmung dieser wichtigen Gesellschaftsschicht selbst zum Scheitern¹⁹⁶.

Die Hochschüler als apolitische Bürger zu betrachten, wäre jedoch falsch. Denn sie wandten sich durchaus politischen Ideen ihrer Zeit zu, die aber von den Zeitgenossen nicht als Politik an sich verstanden wurden, wie etwa dem Nationalismus. Diesen erachtete man als eine charakterliche Haltung und nicht als eine politische Meinung¹⁹⁷.

Der Nationalismus war ein Phänomen des 19. Jahrhunderts. Als Integrationsideologie vereinte er die staatliche Gemeinschaft nach der Zerrüttung der absolutistischen Gesellschaft durch die Französische Revolution. Der Nationalismus unterstellte das Individuum unter das Kollektiv. Damit gab er dem Handeln als Dienst an der Nation einen höheren Sinn¹⁹⁸.

Als Vorbild für die Kommilitonen dienten dabei die Corps mit ihrer apolitischen, konservativen und patriotisch-monarchistischen Tendenz¹⁹⁹. Dies führte zu Spannungen mit den älteren Akademikern, den Studierenden vor der Vereinigung des deutschen Reiches. Der liberale Geist der Vormärzgeneration wurde nach und nach von einem nationalen und illiberalen Einstellung verdrängt. Die Studentenschaft wandte sich mehr und mehr dem politisch rechtem Spektrum zu und gab sich einem Nationalismus hin, der von patriotischem Eifer geprägt war. Dabei verließen sie zum Teil den Boden des Rationalismus. Gerade die

¹⁹⁶ Jaraus, Studenten, S. 95f.

¹⁹⁷ Jaraus, Korporationen, S. 76.

¹⁹⁸ Franz Kernic, Krieg, Gesellschaft und Militär, Eine kultur- und ideengeschichtliche Spurensuche, Baden-Baden 2001, S. 252.

¹⁹⁹ Constantin von Alvensleben, Im Glanz der Hohenzollern, Bonner Verbindungsleben in der Zeit Wilhelminismus, in: Studentenverbindungen und Verbindungsstudenten in Bonn, hg. v. Arbeitskreis Bonner Korporationen, Haltern 1989, S. 73-82, S. 73; Jaraus, Studenten, S. 62.

Korporationen entwickelten Traditionen, die von einem archaischen und glorifizierten Geschichtsbild ausgingen und einen mittelalterlichen „Kaiser-und-Reich-Mythos“ auf den neuen Nationalstaat übertrugen²⁰⁰. Hinzu begannen sie nationale Rituale einzuführen, wie Umzüge, Gedenkfeiern und die beinahe kultische Verehrung Bismarcks²⁰¹.

Zugleich wurden die Studierenden Ende des 19. Jahrhunderts immer anfälliger für den wieder erstarkenden Antisemitismus in Deutschland. Beeinflusst wurden sie vom intellektuellen Antisemitismus Treitschkes und den Hetzpredigten Adolf Stoeckers²⁰². Innerhalb der Studentenschaft war vor allem der 1880 entstehende Verein deutscher Studenten (VDSSt), der sich später im Kyffhäuser-Verband (KV) organisierte, Vorreiter einer neuen nationalistischen und antisemitischen Haltung²⁰³. Durch die Agitationen des Kyffhäuser-Verbandes wurde der Antisemitismus an den Hochschulen zum politischen Tagesthema. Brennpunkt der antisemitischen Aktionen waren die Berliner Universität und die norddeutschen Hochschulen²⁰⁴. Hier versuchten sie ihr Ziel, die Isolation und Verdrängung der Juden aus dem öffentlichen Leben, in den Hochschulen durchzusetzen²⁰⁵. Dabei fanden sie im Wahlkampf der Studentenversammlung in Berlin weitgehend Unterstützung durch eine nationale Koalition, bestehend aus lokalen akademischen Gesangs-, Turn- und sonstigen Vereinen, dem Wingolf, katholischen Verbindungen und den Sängerschaften der DS²⁰⁶.

Dadurch entstand an den Universitäten ein antisemitisches Klima, dem sich nun auch die Korporationen nicht entziehen konnten. Nachdem eine antisemitische Haltung mehr und mehr als Teil einer nationalen, patriotischen Gesinnung angesehen wurde, mussten sich die verschiedenen Korporationsverbände in ihrem jeweiligen Verband der „Judenfrage“ stellen. Die Diskussionen und Argumentationen unterschieden sich zwar von Verband zu Verband, doch im Endergebnis herrschte innerhalb der schlagenden Verbände²⁰⁷ Einigkeit; man schloss die Juden aus den eigenen Reihen aus, zumindest für die Zukunft²⁰⁸. Zu bemerken ist dazu, dass bis zu diesem Zeitpunkt in all diesen Verbänden Juden Mitglieder waren. Unumstritten

²⁰⁰ Jaraus, Korporationen, S. 67f.

²⁰¹ Ebd., S. 77; Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, S. 138f.

²⁰² Jaraus, Studenten, S. 85; Schindler, Studentischer Antisemitismus und jüdische Studentenverbindungen, S. 39; Thomas Nipperdey, Deutsche Geschichte, 1866-1918, Zweiter Band: Machtstaat vor der Demokratie, München 1992, S. 265, 302; Hedwig Roos-Schumacher, „Mit Gott für Kaiser und Reich“, Die Vereine Deutscher Studenten, in: „Der Burschen Herrlichkeit“, Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, hg. v. Harm-Hinrich Brandt und Matthias Stöckler, Würzburg 1998, S. 273-288, S.274f.

²⁰³ Jaraus, Studenten, S. 85f.; Kampe, Studenten und „Judenfrage“, S. 126.

²⁰⁴ Detlef Greiswelle, Antisemitismus in deutschen Studentenverbindungen des 19. Jahrhunderts, in: Student und Hochschule im 19. Jahrhundert, Studien und Materialien, hg. v. Otto Neuloh, Walter Rüegg, Göttingen 1975, S. 365-379, S. 369; Kampe, Studenten und „Judenfrage“, S. 128.

²⁰⁵ Kampe, Studenten und „Judenfrage“, S. 127.

²⁰⁶ Ebd., S. 129 u. den Anmerkungen auf S. 236.

²⁰⁷ Kösemer Seniorenconvents-Verband der Corps (KSCV), Deutsche Burschenschaft (DB), Deutsche Landsmannschaft (DL), VC Verband der Turnerschaften auf deutschen Hochschulen (VC), Weimarer Chargierten Convent der deutschen Sängerschaften (DS) und an den technischen Hochschulen der Weinheimer Senioren-Convent (WSC).

²⁰⁸ Kampe, Studenten und „Judenfrage“, S. 185ff. D.h., man schloss die jüdischen Mitglieder nicht aus, sondern nahm keine neuen jüdischen Studenten auf. Dies führte natürlich zu massenhaften Austritten von verdienten jüdischen Bundesbrüdern.

waren diese Entscheidungen ebenfalls nicht, zum Teil stritten Befürworter und Gegner des Antisemitismus sehr heftig. Innerhalb der Deutschen Burschenschaft artete der Streit so heftig aus, dass ein Auseinanderbrechen des Verbandes befürchtet wurde²⁰⁹. Nur der Kösener Verband der Corps hielt sich in dieser Frage vornehm zurück, was nicht bedeutete, dass Juden in ihren Reihen willkommen gewesen wären. Unter der Hand war man sich einig, dem Trend zu folgen und keine jüdischen Studenten mehr aufzunehmen, was bis dahin sowieso die Ausnahme im Verband gewesen war²¹⁰. Auch die übrigen Verbindungen und Vereine, wenn sie nicht sowieso konfessionell gebunden waren, schlossen sich dem Antisemitismus an²¹¹. Die katholischen Verbände nahmen zwar keine Gegnerschaft zum Antisemitismus ein, können aber auch nicht als antisemitisch betrachtet werden, zumindest nicht vor der Zeit der Weimarer Republik²¹². Lediglich die Freistudentenschaft hatte aus mehr pragmatischen als ideologischen Gründen den Antisemitismus aus ihrem Programm fernhalten können, wenn dem auch schwere innere Kämpfe vorausgegangen waren²¹³.

Neben dem Antisemitismus herrschte an vielen deutschen Hochschulen ein latenter Antikatholizismus. Wurden die waffenstudentischen Korporationen durchweg als loyal gegenüber dem kaiserlichen Staat angesehen²¹⁴, so haftete den katholischen Verbindungen der Ruf an, papsthörig, ultramontan und potentielle „Vaterlandsverräter“ zu sein²¹⁵. Außerdem standen sie im Verdacht, parteipolitisch nicht neutral zu sein, sondern dem Zentrum nahe zu stehen, was sicherlich nicht ganz von der Hand zu weisen war²¹⁶. Daher hegten zahlreiche Hochschulrektoren und Professoren ein tiefes Misstrauen gegenüber den katholischen Studentenverbindungen, so dass an vielen Hochschulorten solche Vereinigungen verboten wurden²¹⁷. Auch innerhalb der Studentenschaft hatten die katholischen Bünde unter Anfeindungen der schlagenden Korporationen zu leiden, vor allem wegen ihrer Ablehnung des Satisfaktionsprinzips, was die Ehrvorstellung der waffenstudentischen Verbände unterlief²¹⁸. Dies führte bis zu gewalttätigen Übergriffen gegenüber katholischen Verbindungsstudenten²¹⁹. In dem Verhältnis der Korporationen untereinander nahmen vor allem die katholischen Verbindungen, vorneweg die Bünde des CV, eine Pariarolle ein. Den Vorwürfen zum Trotz standen aber die katholischen Verbindungen genauso loyal gegenüber dem deutschen Staat wie die anderen Bünde.

²⁰⁹ Ebd., S. 188.

²¹⁰ Ebd., S. 195; Grieswelle, Antisemitismus, S. 375f.; Manfred Studier, Der Corpsstudent als Idealbild der Wilhelminischen Ära, Untersuchung zum Zeitgeist, 1888 bis 1914, Schernfeld 1990, S. 147ff.

²¹¹ ; Nipperdey, Deutsche Geschichte, S. 303.

²¹² Grieswelle, Antisemitismus, S. 376; Kampe, Studenten und „Judenfrage“, S.167f.

²¹³ Ebd., S. 176ff.

²¹⁴ Vgl. Kloosterhuis, Vivat et res publica, S. 266. Die Staatsloyalität wurde unterstrichen durch das Bekenntnis Kaiser Wilhelms II. zu seiner Identität als erster Corpsstudent des Reiches, ebd.

²¹⁵ Hartmann, katholische Verbände und Wingolf, S. 301.

²¹⁶ Ebd.

²¹⁷ Etwa in Jena, ebd.

²¹⁸ Ebd.

²¹⁹ Ebd., S. 302.

Jedoch grenzten die Studenten nicht nur Minderheiten aus, sondern vor allem der Kyffhäuser-Verband griff auch soziale Fragen auf. Es gelang ihm, die Studentenschaft auch für diese Thematik zu sensibilisieren. In diesem Rahmen versuchten sie bei ihren Kommilitonen ein Bewusstsein für die Lebensverhältnisse der Arbeiterklasse zu erwecken. Auch Pläne zur Arbeiterbildung wurden erwogen²²⁰. In ähnliche Richtung gingen die Bestrebungen der Freistudentenschaft. Sie organisierten Unterrichtskurse für Arbeiter, um einen Austausch zwischen Arbeitern und Studenten zu fördern und so sozialen Frieden und Verständigung zwischen den Klassen zu vermitteln²²¹. Diesen Bemühungen war allerdings kein größerer Erfolg beschieden und blieb in der Hauptsache auf die Kreise der VDSt und der Freistudentenschaft beschränkt.

2.6 Studenten und Militär

Student und Militär, wie geht das zusammen? Nun, zunächst einmal waren ganz grundsätzlich die Studierenden nicht von der allgemeinen Wehrpflicht ausgenommen, so dass früher oder später ein Zusammentreffen unvermeidlich war. Aber wie standen nun die Hochschüler zum Militär, das schließlich eine maßgebliche Rolle bei der Einigung des deutschen Reiches gespielt hatte? Denn erst die Einigungskriege hatten die Voraussetzungen zur Proklamation des deutschen Reiches im Versailler Schloss 1871 geschaffen. Der deutsch-französische Krieg war der Reichsgründung unmittelbar vorausgegangen. Damit war das Militär eng mit der nationalen Einigung des Reiches verbunden und löste diesen Traum des liberalen Bürgertums und der jungen burschenschaftlichen Bewegung ein²²². Dies verschaffte ihm auch beim Bürgertum wachsende Anerkennung, welches bisher dem Militär eher kritisch gegenüber gestanden hatte. Diese Anerkennung führte schließlich dazu, dass im Kaiserreich dem Militär ein Ehrevorrang zuerkannt wurde²²³.

Die deutsche Gesellschaft hatte sich nach den langen, liberalen bürgerlichen Widerständen bis zur Reichseinigung dem Militarismus zugewandt, durch die Übertragung von Formen und Denkweisen des Militärs auf das Zivilleben. Diese Entwicklung, verbunden mit dem wachsenden Nationalismus im Bürgertum, ließ eine militaristische Gesellschaft heranwachsen. Militarismus meint eine Gesellschaft, in der Staat und Gemeinwesen inklusive seiner Ökonomie und seines Staatswesens nach militärischen Zwecken ausgerichtet ist und

²²⁰ Roos-Schumacher, VDSt, S. 278f.

²²¹ Jaraus, Studenten, S. 96.

²²² Vgl. Lothar Mertens, Das Privileg des Einjährigen-Freiwilligen Militärdienstes im Kaiserreich und seine gesellschaftliche Bedeutung, in: MGM, 1986, Heft 1, S. 59; Ute Frevert, Die kasernierte Nation, Militärgesellschaft und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001, S. 206; Wiegand Schmidt-Richberg, Die Regierungszeit Wilhelms II., in: Handbuch zur deutschen Militärgeschichte, 1648-1939, Bd. 3, Abschnitt V, Von der Entlassung Bismarcks bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, 1890-1918, hg. v. Militärgeschichtlichem Forschungsamt, München, 1979, S. 31.

²²³ Roger Chickering, Das deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 2002, S. 12; Frevert, kasernierte Nation, S. 208.

militärische Gewalt als Mittel der Interessensdurchsetzung anerkennen²²⁴. Auf diese Weise wurde der Staatsbürger in Uniform als Vaterlandsverteidiger zum sozialen Vorbild²²⁵. Vor allem die Einführung der Wehrpflicht und die Öffnung des Offiziersstandes für andere Schichten neben dem Adel versöhnte das Bürgertum mit dem Militär²²⁶. Diese Entwicklung war durch den Schulunterricht, nationale Gedenktage, wie dem Sedanstag, und die Vereinstätigkeit - Kriegervereine, Flottenvereine - in der Gesellschaft gefördert worden. Unter der Regierung Wilhelms II. erreichte diese Entwicklung ihren Höhepunkt. Es darf aber nicht der Fehler gemacht werden, den Militarismus mit einer militanten, kriegsbejahenden Gesellschaft zu verwechseln. Er war vielmehr Ausdruck der Unterwerfung des Einzelnen unter einen überhöhten Staatsbegriff, der seine deutlichste Ausprägung im Militär zeigte²²⁷.

Diese Vorrangstellung des Militärischen versuchte das Bürgertum nun für sich zu vereinnahmen. Man wollte am Glanz und Ruhm partizipieren und entdeckte die Offizierslaufbahn als neue Karrieremöglichkeit für sich. Immer mehr Söhne aus bürgerlichem Hause suchten Aufnahme im Offizierskorps, vor allem im Train, der Artillerie und der Marine. 1913 stammten bereits sieben von zehn preußischen Offizieren aus bürgerlichem Hause. In den prestigeträchtigen Truppengattungen der Garde und der Kavallerie und in den höheren Rängen des Kerns der Armee, der Infanterie, blieben dagegen die adligen Offiziere in der Mehrzahl²²⁸.

Dies blieb nicht ohne Auswirkung auf das soziale Leben des Bürgertums. Nicht mehr die Familienherkunft oder das Vermögen, sondern der Offiziersrang und das zugehörige Regiment waren bei gesellschaftlichen Anlässen von größter Bedeutung²²⁹. Carl Zuckmayer hat dies in seinem Stück „Der Hauptmann von Köpenick“ karikiert: Der Uniformschneider Wormser sagt „(...) vom Gefreiten aufwärts beginnt der Darwinismus. Aber der Mensch, der Mensch fängt erst beim Leutnant an (...)“²³⁰ Dem entgegnet der Dr. Obermüller, Akademiker, Kommunalbeamter, Vertreter des Bildungsbürgertums und nicht zuletzt Reserveleutnant: „Das möchte ich nicht gerade behaupten - aber – für meine Laufbahn ist es überaus wertvoll“²³¹.

Direkt berührt vom Militär waren die Studenten durch die im Deutschen Reich herrschende allgemeine Wehrpflicht. Von dieser wurden, theoretisch, alle jungen Männer vom vollendeten zwanzigsten Lebensjahr an erfasst. Die Dienstpflicht war zeitlich aufgeteilt in eine aktive Dienstpflicht, die seit 1893 zwei Jahre, für Kavallerie und berittene Artillerie drei Jahre umfasste, und eine Reservepflicht, welche zwei Übungen von je acht Wochen nach sich zog.

²²⁴ Ebd., S. 252f.

²²⁵ Nikolaus Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, Die öffentliche Diskussion von Krieg und Nation in Deutschland 1850-1871, Göttingen 2003, S. 141.

²²⁶ Kernic, Krieg, Gesellschaft und Militär, S. 244.

²²⁷ Schmidt-Richberg, Handbuch Militärgeschichte, S. 31f.; Frevert, kasernierte Nation, S. 273.

²²⁸ Frevert, kasernierte Nation, S. 208.

²²⁹ Frevert, kasernierte Nation, S. 208, 281; Schmidt-Richberg, Handbuch Militärgeschichte, S. 32.

²³⁰ Carl Zuckmayer, Der Hauptmann von Köpenick, Ein deutsches Märchen in drei Akten, 70. Aufl., Frankfurt a.M. 2002, S. 54.

²³¹ Ebd.

Danach folgte eine Landwehrpflicht I. Aufgebotes, welche zu zwei Übungen von acht bis vierzehn Tagen verpflichtete, und eine Landwehrpflicht II. Aufgebotes, deren Angehörige zu keinen Übungen im Frieden herangezogen werden durften. Zum 31. März desjenigen Jahres, in dem der Wehrpflichtige das 39. Lebensjahr vollendete, endete die Wehrpflicht. Für diejenigen, die zwar tauglich waren, aber aufgrund Überzahl nicht eingestellt werden konnten oder aufgrund Antrages wegen besonderer familiärer oder wirtschaftlicher Verhältnisse zurückgestellt wurden, galt ab dem zwanzigsten Lebensjahr die Ersatzpflicht. Gleiches galt auch für die zeitlich Untauglichen. Die Ersatzpflichtigen mussten drei Übungen von zehn, sechs und vier Wochen ableisten, ihre Verpflichtung war auf zwölf Jahre begrenzt²³².

Wie schon die Sonderstellung der Ersatzpflicht zeigt, wurden nicht alle Wehrpflichtigen zur aktiven Ableistung der Dienstpflicht herangezogen. Neben einem zeitweiligen Mangel an Offiziersnachwuchs ist der Grund vor allem in der Kostenfrage zu suchen. Die vom Parlament gebilligten Erhöhungen des Militäretats hielten nicht mit dem Bevölkerungswachstum und somit der Zunahme der Wehrpflichtigen Schritt, so dass die Mittel fehlten, alle zum Dienst Verpflichteten heran zu ziehen. Daher wurde ein großer Teil der Ersatzreserve zugewiesen²³³.

Eine weitere Ausnahme von der allgemeinen Wehrpflicht war der Dienst als Einjährigen-Freiwilliger. Dieser war für das Bürgertum wesentlich attraktiver als der nicht unbedingt beliebte zwei- bis dreijährige Militärdienst. In § 8 Abs. I der Deutschen Wehrordnung schrieb der damalige Gesetzgeber zum Einjährigen Freiwilligendienst:

*„Junge Leute von Bildung, welche sich während der Dienstzeit selbst bekleiden, ausrüsten und verpflegen, und welche die gewonnenen Kenntnisse in dem vorgeschriebenen Umfange dargelegt haben, werden schon nach einer einjährigen aktiven Dienstzeit im stehenden Heere – vom Tage des Dienstesintrittes an gerechnet – zur Reserve beurlaubt“*²³⁴.

Der besondere Reiz des Einjährigen-Freiwilligendienstes lag jedoch nicht in der verkürzten Dienstzeit von einem Jahr, sondern in der Möglichkeit, am Ende der Dienstzeit zum Reserveleutnant zu avancieren. Also war der Einjährigen-Freiwilligendienst eine Hintertür ins begehrte und bewunderte Offizierskorps. *„Der Doktor ist die Visitenkarte, der Reserveoffizier ist die offene Tür (...)“*, bemerkt Wormser gegenüber Obermüller. So konnte auch derjenige, der eine bürgerliche Karriere anstrebte, das gesellschaftliche Ansehen des Militärs zum Teil für sich in Anspruch nehmen²³⁵.

Ein weiterer Vorteil des Einjährigen-Freiwilligendienstes lag in der Möglichkeit, sich als Einjährig-Freiwilliger die Truppengattung und Regimente selbst auswählen zu können. Dies war von Bedeutung, denn, wie eingangs erwähnt, konnte auch die Zugehörigkeit zu einem bestimmten Regiment, insbesondere Garderegimentern, mit großem Prestige verbunden sein.

²³² Vgl. Schmidt-Richberg, Handbuch Militärgeschichte, S. 50.

²³³ Ebd., S. 52.

²³⁴ Zitiert nach Mertens, Einjährigen-Freiwilligen Militärdienst, S. 61.

²³⁵ Mertens, Einjährigen-Freiwilligen Militärdienst, S. 62; Wehler, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, S. 722.

Dieser Weg stand aber nicht jedem offen. In dem Gesetzestext wurde schon ganz klar formuliert, wen der kaiserliche Staat für den gehobenen Militärdienst begeistern und anwerben wollte. Zielgruppe waren die bürgerlichen Söhne Deutschlands aus gutem Hause und von Bildung. Mit dieser Regelung suchte das Militär die Nähe des Bürgertums und vereinnahmte es, indem das Militär einen Teil seines Prestiges und seiner Macht zur Verfügung stellte.

In den Genuss des privilegierten Dienstes konnten ohne Prüfung nur Absolventen eines humanistischen Gymnasiums gelangen. Auch der Abschluss einer gymnasialen Sekundarstufe konnte bei zusätzlicher Prüfung ausreichen. Ab 1897 wurde die Berechtigung auch auf die Absolventen kaufmännischer Realschulen bei entsprechender Prüfung ausgeweitet. Die große Masse kam allerdings von den humanistischen Gymnasien, deren Abschluss gleichfalls zum Hochschulstudium an einer Universität berechnete²³⁶.

Die zweite Hürde, die es zu überwinden galt, war die Verpflichtung zur Selbstversorgung der Einjährigen-Freiwilligen. Diese mussten selbst für Verpflegung, Ausrüstung und Unterkunft aufkommen, ohne dabei Sold zu beziehen. Das bedeutete für die Familien dieser Rekruten ganz erhebliche materielle Aufwendungen. Hinzu kamen weitere Ausgaben; so ließen sich viele Unteroffiziere ihre Gewogenheit bezahlen und die einfachen Kameraden erwarteten Zuwendungen in Form von Naturalien – Schnaps, Zigarren, Leckereien²³⁷. Mertens schätzt die Kosten für die gesamte Dienstzeit auf 2000-3000 Reichsmark²³⁸, Ute Frevert sogar auf 300-400 Reichsmark im Monat²³⁹.

Die Voraussetzungen für den Einjährigen-Freiwilligen Dienst zu erfüllen, bedeutete allerdings noch lange nicht, dass man auch angenommen wurde. Die meisten wurden bei der Musterung als dienstuntauglich abgelehnt, und von denen, die angenommen wurden, erlangte nur jeder Zweite das Befähigungszeugnis zum Reserveoffizier. Maßgebend neben den physischen und militärischen Leistungen während der Dienstzeit waren vor allem die soziale und politische Konformität²⁴⁰. So hatten im preußischen Heer jüdische Einjährige keine Aussicht, eine Beurteilung zu überstehen²⁴¹. Zwar war der jüdischen Bevölkerung der Zugang zum Militär und Offizierkorps nicht *de iure* verwehrt, dennoch hatten diese Einjährigen wegen des Ende des 19. und Anfang des 20. Jahrhunderts weit verbreiteten Antisemitismus meist keine Chance²⁴². Wenn allerdings der Kandidat zwar jüdischer Abstammung, aber christlich getauft war, bestand die Möglichkeit zum Einstieg in die Reserveoffizierslaufbahn²⁴³. Im bayerischen

²³⁶ Mertens, Einjährigen-Freiwilligen Militärdienst, S. 61.

²³⁷ Frevert, kasernierte Nation, S. 218.

²³⁸ Mertens, Einjährigen-Freiwilligen Militärdienst, S. 61.

²³⁹ Frevert, kasernierte Nation, S. 207f.

²⁴⁰ Nipperdey, Deutsche Geschichte, S. 231.

²⁴¹ Vgl. Werner T. Angress, Der jüdische Offizier in der deutschen Geschichte, 1813-1918, in Willensmenschen, Über deutsche Offiziere, hg. v. Ursula Breymayer, Bernd Ulrich, Karin Wieland, Frankfurt a.M. 1999, S. 67-78, S. 71 u. S. 73; Frevert, kasernierte Nation, S. 210.

²⁴² Mertens, Einjährigen-Freiwilligen Militärdienst, S. 63; Frevert, kasernierte Nation, S. 213; Nipperdey, Deutsche Geschichte, S. 308.

²⁴³ Vgl. Angress, Jüdische Offiziere, S. 73.

Offizierskorps herrschte ein liberalerer Geist, der Juden nicht grundsätzlich ausschloss, so dass viele jüdische Einjährigen-Freiwillige in den Rock des bayerischen Königs schlüpfen²⁴⁴.

Der Dienst als Einjährigen-Freiwilliger war privilegiert. Die jungen Männer mussten nicht in den Unterküften mit den übrigen Rekruten leben, durchliefen eine verkürzte Wehrzeit und erhielten schneller eine Beförderung.

Doch auf der anderen Seite waren die Einjährigen-Freiwilligen bei den Vorgesetzten nicht sonderlich beliebt. Die Offiziere sahen in ihnen oftmals verwöhnte und nicht belastungsfähige Bürgersöhne und in ihrer Sonderstellung eine Untergrabung der Disziplin. Dies ließen sie die Einjährigen mitunter durch Schikanen spüren. Auch die Unteroffiziere waren den Einjährigen-Freiwilligen zumeist nicht gewogen und ließen sie dies spüren, wann immer sie nur konnten²⁴⁵. In seinem Roman „Der Untertan“ schildert Heinrich Mann dieses Verhältnis der Einjährigen gegenüber den Offizieren und Unteroffizieren:

„Unteroffizier Vanselow, der für die Untaten seines Einjährigen verantwortlich war, sagte zu Diederich ‚Das will ein gebildeter Mensch sein!‘. Er war es gewohnt, daß alles Unheil von den Einjährigen kam“²⁴⁶.

Ein enges Verhältnis zu den einfachen Kameraden in den Mannschaften, also den Wehrdienstleistenden, existierte ebenfalls nicht. Die Volksgemeinschaft war nicht so eng, dass soziale Grenzen wirklich überwunden werden konnten. Dazu kam noch, dass die Einjährigen bereits nach einem halben Jahr zu Gefreiten befördert werden konnten und sich dann in einer Vorgesetztenrolle wiederfanden. Eine gute Kameradschaft ließen sich auch viele der gewöhnlichen Rekruten von ihren privilegierten Kameraden gut bezahlen, darauf wurde schon oben hingewiesen.

Der Dienst selbst wurde von der Gesellschaft als Erziehung zur Manneszucht angesehen. Verweichlichte, jungen Männer sollten zu gesunden Soldaten erzogen werden. Innerlich sollte der Dienst sie zur Disziplin, Selbstkontrolle und zum Gehorsam erziehen, allesamt Tugenden der wilhelminischen Gesellschaft. Diese militärischen Attribute wurden als staatsbürgerliche Tugenden gesehen, der Kommis als Schule der Volkserziehung²⁴⁷.

In Verknüpfung mit dem oben angesprochenen Nationalismus drangen auch mehr und mehr militärische Erscheinungsformen in die Korporationen ein. Diese lehnten sich zum einen an die Befreiungskriege an, indem sie in Liedern und Reden den Kampf und den Opfertod als Soldat für das Vaterland glorifizieren. Dazu kamen zum anderen die Verehrung des Militärs für seine Rolle in den Vereinigungskriegen und schließlich die Haltung, die eigene Ehre selbst und mit der Waffe zu regeln, wie es im Offizierskorps üblich war²⁴⁸.

²⁴⁴ Angress. Jüdische Offiziere, S. 71f.; Frevert, kasernierte Nation, S. 211; Nipperdey, Deutsche Geschichte, S. 308.

²⁴⁵ Frevert, kasernierte Nation, S. 217f., S. 226.

²⁴⁶ Mann, Der Untertan, S. 44f.

²⁴⁷ Kernic, Krieg, Gesellschaft und Militär, S. 244.

²⁴⁸ Jaraus, Korporationen, S. 77f.

Überhaupt drang seit dem Scheitern des Versuchs einer demokratischen Reichsgründung 1848/49 mehr und mehr militärisches Gehabe in die bürgerliche Welt ein. Im Laufe der Einigungskriege löste sich die Oppositionshaltung des Bürgertums gegenüber dem Militär zugunsten des Wunsches nach nationaler Einigung – welche nur das Militär dem Land geben konnte – nach und nach auf²⁴⁹.

2.7 Die Mensur

Weniger verbindendes als trennendes Element des Korporationswesens der Kaiserzeit war die Mensur. Wie schon eingangs erwähnt, teilte die Mensur die Studentenverbindungen in schlagende und nicht schlagende Bünde. Damit verband sie jedoch nur einen Teil der Korporierten.

Die Mensur hatte sich aus dem Hiebfechten entwickelt, welches an den Universitäten schon lange unterrichtet wurde. Neben den Adligen genossen die Studenten bereits im Mittelalter das Privileg, Waffen zu tragen. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts konnten die Studierenden Unterricht an den eigens von den Hochschulen dazu eingerichteten Fechtschulen nehmen²⁵⁰. Diese sollten ihnen zur Selbstverteidigung bei ihren Reisen von Universität zu Universität dienen. Im Laufe der Zeit weiteten die Studenten dieses Waffenrecht zu einem umfangreichen Duellwesen aus. Aus diesem entwickelte sich, als ungefährliche Variante, die Mensur. Im Gegensatz zum Säbel war der Schläger, so die korrekte Bezeichnung der Mensurwaffe, keine ehrenreinigende Waffe. Der Begriff Mensur entstammt dem lateinischen *mensura* nach der Abmessung des Kampfplatzes²⁵¹.

Mit der Zeit entwickelte sich die Mensur weg vom Duellwesen und diente in der Hauptsache als Mutprobe: die Bestimmungsmensur. Unter dem Begriff Bestimmungsmensur versteht man in korporierten Kreisen, dass die Paukanten (gegnerischen Fechter) von den Fechtchargierten der jeweiligen Verbindung bestimmt wurden (daher auch die Bezeichnung Bestimmungsmensur), und zum anderen, dass eine Formalbeleidigung als Anlass nicht nötig war. Gefochten wurde immer mit Mitgliedern anderer Korporationen, niemals unter Bundesbrüdern. Die Mensur wurde zu einer Mutprobe, die Parteien waren abgesprochen²⁵². Einen Gewinner oder Verlierer gab und gibt es nicht; Ziel ist einzig „fest und tapfer“ zu stehen, wie ein altes Studentenlied es beschreibt. Entscheidend war, dass der jeweilige Paukant keinen Hieben auswich oder zurückging, hingegen nicht entscheidend war, ob er getroffen wurde oder seinen Gegenüber getroffen hatte.

Das Mensurwesen hatte auch eine eigene Begrifflichkeit, die kurz erklärt werden soll. Treffer wurden Schmisse genannt, die Fechtwaffe hieß Schläger oder Hieber. Konnte ein Paukant

²⁴⁹ Kernic, Krieg, Gesellschaft und Militär, S. 245.

²⁵⁰ Vgl. Ute Frevert, Bürgerlichkeit und Ehre, Zur Geschichte des Duells in England und Deutschland, in Bürgertum im 19. Jahrhundert, Band II, Wirtschaftsbürger und Bildungsbürger, hg. v. Jürgen Kocka, Göttingen 1995, S. 128-167, S. 136.

²⁵¹ Vgl. Krause, Burschenherrlichkeit, S. 60f.

²⁵² Ebd., S. 135f.

nicht mehr weiter fechten, so wurde ihm die „Abfuhr“ erteilt, das heißt, dass sein Sekundant oder der Arzt den Paukanten aus der Mensur herausnahm. Auch heute noch spricht man davon, jemandem „eine Abfuhr zu erteilen“. An der Mensur beteiligt waren die beiden Fechter, genannt Paukanten, die jeweils einen Sekundanten hatten. Überwacht wurde die Mensur vom Unparteiischen, der alle Regelfragen sofort zu klären hatte. Eine Mensur ging über mehrere Runden, in der Studentensprache Gänge, in der jeder Paukant eine gewisse Anzahl von Hieben austeilen durfte, oder früher auch über eine gewisse Zeitspanne. Die Mensur selbst lief, wie auch das übrige Verbindungswesen, nach strengen Regeln ab, die peinlichst genau einzuhalten waren. In der Regel waren die schlagenden Verbindungen zu Waffenringen zusammengeschlossen, in denen die einzelnen Messuren zwischen den jeweiligen Mitgliedern von den Fechtchargierten der Verbindungen ausgemacht wurden. Im großen und ganzen gilt dies auch heute noch für schlagende Korporationen.

Über den Sinn der Mensur wurden schon immer verschiedene Ansichten vertreten. Die katholische Kirche sah bis Ende des 20. Jahrhunderts in ihr die Vorbereitung zum Duellwesen und lehnte sie aus diesem Grund strikt ab. Gerade im Ausland wirkte diese als speziell deutsch oder ‚teutonisch‘ angesehene, Sitte barbarisch und abstoßend²⁵³.

Bei den waffenstudentischen Verbindungen wurde der Sinn der Mensur vor allem in seiner erzieherischen Wirkung gesehen und geschätzt. Es ging dabei um das persönliche Einstehen des Einzelnen für die Verbindung. Das einzelne Mitglied hatte durch sein Verhalten bei der Mensur den anderen zu beweisen, dass er so viel Selbstkontrolle besaß, nicht vor der gegnerischen Klinge zurückzuweichen. Es war also eine Darstellung des eigenen Mutes, welche von dem Studenten abverlangt wurde. Gleichfalls wurde die Mensur als verbindendes Element angesehen, da alle Mitglieder durch die selbe Situation hatten gehen und ihre Angst bezwingen müssen. Daran wird bis heute von den drei pflichtschlagenden Verbänden, den beiden Corpsverbänden und dem Coburger Convent der Landsmannschaften und Turnerschaften, festgehalten; des Weiteren stellen die Deutsche Burschenschaft und die Deutsche Sängerschaft ihren Mitgliedern die Mensur frei.

2.8 Zusammenfassung

Dies waren in aller Kürze die Hintergründe der Studentenschaft des wilhelminischen Kaiserreiches. Alles in allem war die Studentenschaft von einem einheitlichen Geist ihrer Universität geprägt. Andererseits bestimmte Partikularismus das tägliche studentische Leben in seiner Vielfalt von Korporationen, Vereinen und Bewegungen²⁵⁴. Dennoch kann man die Studentenschaft in ihren essentiellen Grundwerten und in ihren sozialen sowie beruflichen Perspektiven nach dem Studium als eine relativ kleine und geschlossene Gruppe innerhalb der vielschichtigen wilhelminischen Gesellschaft betrachten, welche einmütig hinter den Idealen des Staates und der Universitäten stand. Radikale Gegenströmungen zum Zeitgeist kann selbst unter den Freistudenten nicht festgestellt werden, eher der Hang zu Reformen, aber innerhalb der Spielräume der Reichsidee und des monarchischen Geistes des Kaiserreiches.

²⁵³ Peter Gay, *Kult der Gewalt, Aggression im bürgerlichen Zeitalter*, München 1996, S. 18ff.

²⁵⁴ Beachte dazu die Kurzdarstellung der studentischen Dachverbände im Anhang D.

Im Jahr 1914 sollte nun all diesen Gruppen und der Studentenschaft in seiner Gesamtheit eine Bewährungsprobe bevorstehen, während der sie beweisen mussten, ob sie vorbehaltlos zu Kaiser und Reich stünden. Diese Bewährung sollte schwere Opfer verlangen, wie noch bei keiner Generation bevor, und in die Geschichte eingehen als der Erste Weltkrieg.

Dritter Teil:

Studenten im Ersten Weltkrieg

Nachdem nun zunächst in die Ziele dieser Arbeit eingeführt, die Fragen erörtert wurden und ein wenig Licht auf den Hintergrund der Studenten am Vorabend des Ersten Weltkrieges geworfen wurde, ist es nun *Zeit in medias res* zu gehen.

In diesem Kapitel wird sich nun endlich den Quellen, in der Hauptsache den Feldpostbriefen, gewidmet. Dabei behandeln die jeweiligen Unterabschnitte einen der vorher ausgearbeiteten Fragekomplexe. Diese Abschnitte stehen mit ihren Ergebnissen zunächst alleine. Erst im letzten Kapitel werden die Einzelergebnisse zum großen Ganzen zusammengefügt.

Ich beginne dabei, wie sollte es auch anders sein, mit dem Erlebnis des Kriegsausbruchs.

Dritter Teil:

Studenten im Ersten Weltkrieg

„Wohlauf Kameraden aufs Pferd aufs Pferd! ins Feld in die Freiheit gezogen! Im Feld da ist der Mann noch was wert, da wird das Herz noch gewogen, (...)“

Friedrich Schiller, Reiterlied.

3.1. Kriegsausbruch

Mit der Ermordung des österreichischen Kronprinzen Franz-Ferdinand und seiner Ehefrau am 28. Juni 1914 in Sarajewo durch serbische Nationalisten begann sich eine verhängnisvolle Spirale von Ultimaten und Drohungen in Gang zu setzen, die den fragilen Frieden in Europa zerstörte. Die kurze außenpolitische Krise vor dem Ersten Weltkrieg im Juli 1914, nach dem Ultimatum Österreichs an Serbien, fiel unmittelbar ans Ende des Sommersemesters. Beinahe zeitgleich mit Beginn der Semesterferien brach dann der Erste Weltkrieg aus. In dieser knappen Zeitspanne blieb für tiefere und nüchterne Überlegungen keine Gelegenheit. Quasi aus dem Hörsaal rückten die Studenten in die Kasernen ein.

Dieses Ereignis wurde in der Historiographie unter dem Begriff „Augusterlebnis“ zusammengefasst, welcher die große Begeisterung der deutschen Bevölkerung über den Ausbruch des Krieges beschreibt. In der Vergangenheit ist dieses „Augusterlebnis“ als oftmals eine Begeisterung für den Krieg in der deutschen Bevölkerung dargestellt und interpretiert worden. Die neuere Forschung hat dazu ein differenzierteres Bild. Jeffrey Verhey kommt zu dem Schluss, dass die Einstellung zum Krieg in den unterschiedlichen Bevölkerungsschichten deutlich verschieden sein konnte. „Der Geist von 1914“ sei vielmehr ein Mythos gewesen, generiert aus konservativen Zeitungsartikeln²⁵⁵.

Also bleibt es zunächst offen, wie die Studenten auf den Ausbruch des Ersten Weltkrieges reagierten. Dies wird in dieser Arbeit nun anhand von Aufrufen und der studentischen Korrespondenz mit der Heimat ermittelt. Dabei wird nach einer Motivation geforscht, welche die Studierenden dazu trieb, sich freiwillig zu melden. Und es wird betrachtet, wie die Studenten den Ausbruch des Ersten Krieges bewerteten.

Die Analyse wird in zwei Schritten vorgenommen. Erst werden öffentliche Äußerungen von Studenten und an Studenten zum Ausbruch des Krieges analysiert. Im Anschluss daran werden die persönlichen Gedanken, festgehalten in den Feldpostbriefen, betrachtet.

²⁵⁵ Jeffrey Verhey, Der »Geist von 1914« und die Erfindung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000, S. 375f.

3.1.1. Statistische Zahlen

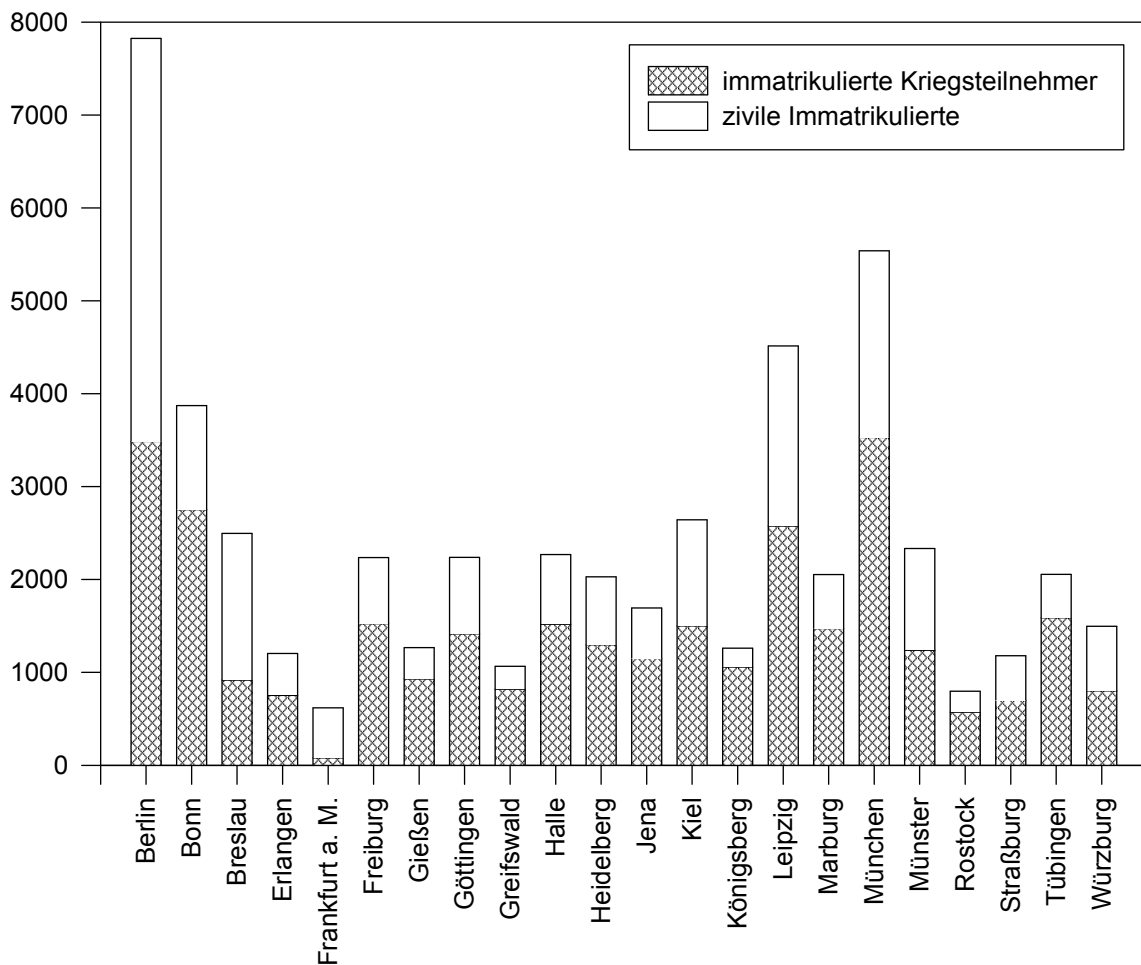
Als Einführung möchte ich vor der Analyse ein paar nüchterne Daten vorstellen. Schon im ersten Kriegsjahr stand mehr als die Hälfte der deutschen Studentenschaft unter Waffen²⁵⁶. Für das Jahr 1915 gibt es Angaben zu der Anzahl der Kriegsteilnehmer und Immatrikulierten der deutschen Hochschulen aus dem Universitätsarchiv in Jena²⁵⁷. Detaillierte Zahlen dazu liegen weiter für die preußischen Universitäten in den Statistischen Jahrbüchern des Königreichs Preußen vor²⁵⁸. Von etwa 26.000 männlichen Studenten an den preußischen Hochschulen des Jahres 1914 dienten knapp 17.000 als Soldaten im Krieg. In den folgenden Abbildungen kann man erkennen, wie dramatisch sich die Studentenzahlen an den Universitäten infolge des Kriegsausbruches änderten. In der ersten Tabelle (Abb. 1) sind die Zahlen für die Studierenden und Kriegsteilnehmer aller Hochschulen graphisch dargestellt nach dem Archivmaterial aus Jena mit Stand März 1915. Die nachfolgenden Abbildungen (Abb. 2-4) bilden nur die Zahlen für die preußischen Universitäten und dann auch nur unter Berücksichtigung der männlichen Studenten ab.

²⁵⁶ Vgl. Müller, Geschichte der Universitäten, S. 89. Müller schätzt die Gesamtzahl der Kriegsteilnehmer auf 90.000. Diese Zahl erscheint etwas hoch, bedenkt man, dass zum Sommersemester 1914 knapp 80.000 Studierenden an Universitäten und anderen Hochschulen eingeschrieben waren. Jaraus sch beziffert die Zahl der Kriegsteilnehmer 1914 auf 39.585 Hochschüler (auch etwa die Hälfte der Studentenschaft), gegen 1918 auf 57.382 (mehr als zwei Drittel der Studentenschaft), was glaubwürdiger und als richtig anzunehmen ist, vgl. Jaraus sch, Studenten, S. 109.

²⁵⁷ UAJ Az. C 2028, No. 103, Die Universität Jena während des Krieges 1914/15 (Personalnachweise und Bekanntmachungen, Stand 31. 3. 1915). Siehe auch Anhang K.

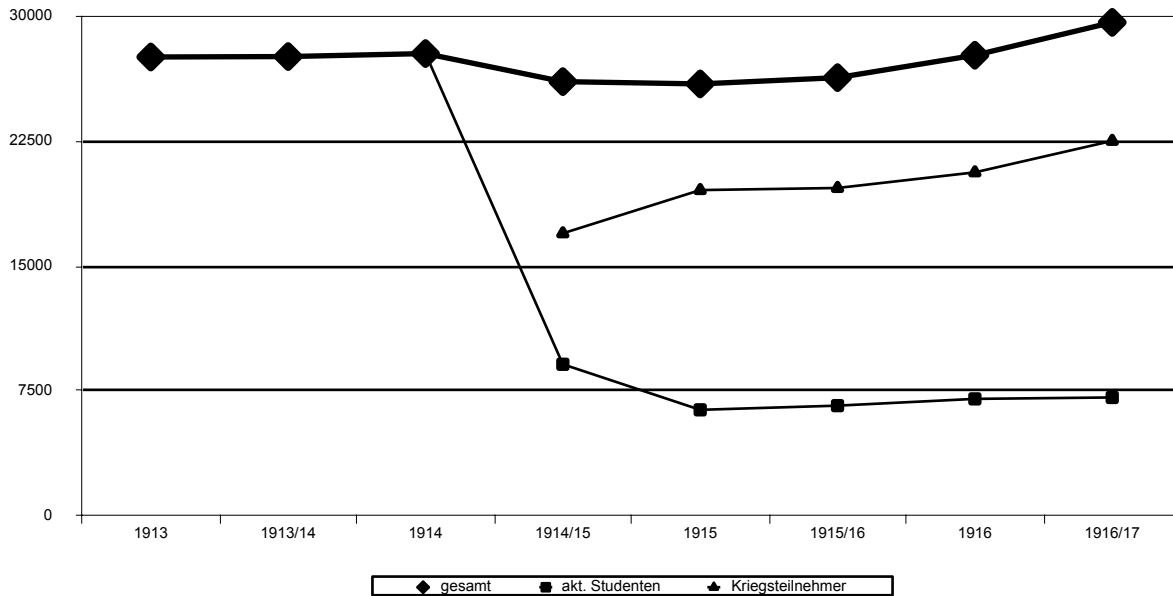
²⁵⁸ Vgl. Statistisches Jahrbuch für den Preußischen Staat, hg. v. Königlich Statistischen Bureau (Landesamt), Jg. 9-15 (1911-1917), Berlin 1912-1918.

Abb. 1: Die deutschen Hochschulen im März 1915



Wie man in Abb. 1 sehr schön erkennen kann, zog der größte Teil der Studenten ins Feld und hinterließen Universitäten, die zum Teil nur noch über einen Bruchteil ihrer Studentenschaft verfügten. Auffällig ist, dass Berlin und Breslau deutlich weniger als 50 % Kriegsteilnehmer verzeichneten. Es fällt im Vergleich zu Abb. 4 auf, dass der Anteil der männlichen Kriegsteilnehmer in Breslau aber nach den preußischen Quellen deutlich über 60 % lag, so dass die Ursache für die niedrige Quote in Abb. 1 entweder auf unterschiedlichen Zahlen oder einem sehr hohem Frauenanteil beruhen könnte. Die Gründe bleiben dennoch unklar. Eine weitere Auffälligkeit ist, dass gerade kleinere Universitätsstädte einen sehr hohen Anteil an Kriegsteilnehmern aufwiesen, wie Greifswald und Rostock. Das die Frankfurter Hochschule beinahe keine Kriegsteilnehmer stellte, mag daran liegen, dass die Universität erst 1914 gegründet wurde und daher die große Masse der Kriegsfreiwilligen sich gar nicht erst in Frankfurt immatrikulierte. Diese Graphik ist eine Momentaufnahme der Situation im Jahr 1915. Die nachfolgenden geben einen Eindruck über die Lage während der weiteren Jahre wieder.

Abb. 2: Männliche Studenten an den Preußische Universitäten



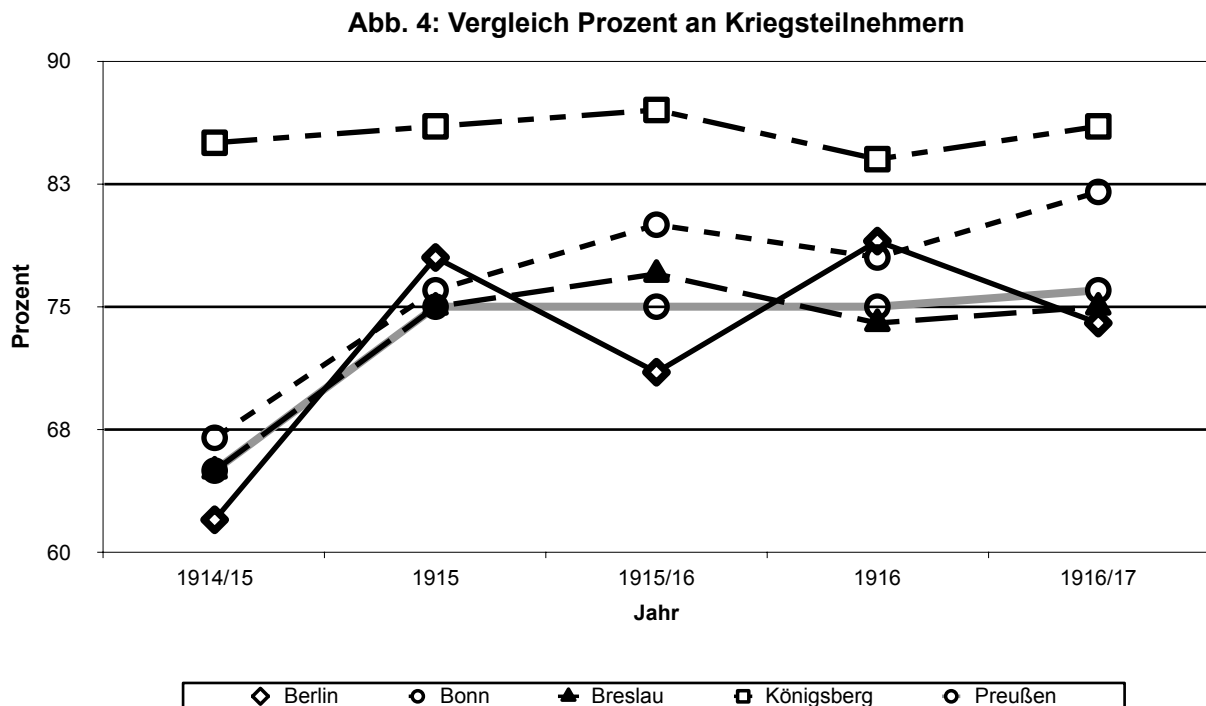
Es zeigt sich, dass circa zwei Drittel bis drei Viertel der männlichen Studentenschaft des Königreichs Preußen im Ersten Weltkrieg infolge des Kriegsdienstes den Universitäten fernbleiben mussten (Abb. 2 und 3).

Abb. 3: Prozentsatz Kriegsteilnehmer Preußischer Universitäten



Die Zahl der daheimgebliebenen Studenten blieb im Verlauf des Krieges relativ konstant, während die der eingeschriebenen, aber im Feld stehenden Hochschüler zunahm. Die Masse der Studenten trat im Zeitraum von 1914 bis 1915 in den Militärdienst ein, so dass ab 1915 lediglich Nachzügler hinzu stießen. Dabei könnte es sich hier auch um ganze Jahrgänge Erstsemester des Jahres 1915 handeln. Einen Rückfluss von Studierenden während des Krieges gab es kaum, denn die Zahl der Studenten im Feld blieb über den ganzen Kriegsverlauf in etwa gleich groß, nahm sogar nach 1916 weiter zu.

Jedoch war der Anteil an Kriegsteilnehmern nicht an allen preußischen Universitäten gleich, wie die nachfolgende Abbildung (Abb. 4) deutlich macht (der Übersichtlichkeit halber wurden nicht alle Hochschulen dargestellt).



So lag der Prozentsatz an eingerückten Studenten an der Königsberger Hochschule, als einer Universität in unmittelbarer Nähe zur Ostfront und somit zum Krieg, am höchsten und deutlich über den übrigen. Insgesamt lag der Anteil an Kriegsteilnehmern an allen Universitäten sehr hoch. Auffällig ist hierbei, dass die Zahlen zum Jahr 1915 in Preußen noch stark zunahmen, so dass 1915 der Anteil der Kriegsteilnehmer im Durchschnitt bei etwa drei Vierteln der männlichen Studentenschaft lag. Dies kann zum Teil dadurch erklärt werden, dass die katholischen Theologiestudenten erst 1915 zum Militärdienst zugelassen wurden.

Nüchterne Zahlen sagen aber weder etwas über die Motive der Kriegsfreiwilligen aus, noch können sie alleine eine Kriegsbegeisterung bestätigen oder widerlegen, welche immer wieder mit dem Kriegsausbruch unter dem Begriff „Augusterlebnis“ thematisiert wurde. Die Daten dokumentieren lediglich, dass der größte Teil der männlichen Studenten im Ersten Weltkrieg im August 1914 von den Hörsaalbänken in die Schützengräben zog; ebenso wie der größte Teil der jungen männlichen Gesamtbevölkerung in Deutschland freiwillig in diesen Krieg zog oder kraft Wehrgesetz zu den Waffen gerufen wurde. Auch stellte die Studentenschaft nicht die größte Gruppe von Kriegsfreiwilligen; gemessen an der Gesamtzahl der deutschen Bevölkerung waren sie allerdings stark überrepräsentiert²⁵⁹.

Im Weiteren soll der Hintergrund dieser großen Bewegung innerhalb der Studentenschaft, als Soldat in den Krieg zu ziehen, einer Untersuchung unterzogen werden.

3.1.2. Öffentliche Aufrufe

²⁵⁹ Vgl. Watson, For Kaiser and Reich, S. 52f.

Am 2. August 1914 veröffentlichten die Kieler Studenten an ihrer Universität folgenden Aufruf, der anschließend an andere Hochschulen weitergereicht und so im ganzen Reich unter den Studierenden publik gemacht wurde:

„Aufruf

Deutsche Brüder!

Das Vaterland ist in Gefahr!

Der Feind bedroht unser deutsches Land!

Der Krieg ward unserem Friedenskaiser von den russischen Machthabern aufgezwungen!

(...)

Wir wollen's halten wie deutsche Männer von Urzeiten an – wenn je das Land und ihre Freiheit in Gefahr, wenn fremde Völker wollten deutsche Männer sich zu Knechten machen, dann einigte der Drang das weite deutsche Land, die Wut brach los, die ungeheure, zur Waffe griff ein jeder Mann, ein einig urgewaltig Volk, so scharten sie sich um den Führer (...).

Und frei war Deutschland und war groß zu aller Zeit, wenn deutsche Männer sich als einig Volk verbänden.

*So mahnt uns die große deutsche Volksgeschichte (...)*²⁶⁰.

Zunächst überrascht es, dass diese Zeilen so schnell und aktuell verfasst und veröffentlicht werden konnten. Dies deutet auf eine große Vorspannung und gewisse Vorbereitung der Kieler Studentenschaft auf einen möglichen Krieg hin. Damit hatten sie sehr rasch auf die Ereignisse reagiert, obwohl bereits die Semesterferien begonnen hatten.

Die politische Ausgangslage war seitens der Kieler Studenten schnell erklärt, die Frage der Kriegsschuld ganz eindeutig beantwortet. Für die Verfasser lag es auf der Hand, dass dem Kaiser und dem Reich der Krieg nicht nur aufgezwungen worden war, sondern dass sie von außen angegriffen worden waren. Die Existenz des Reiches und seiner Werte, Freiheit und Ehre, seien bedroht gewesen. Damit befand sich in ihren Augen Deutschland in der Rolle des Verteidigers. Der Aggressor war schnell ausgemacht, er saß in Russland. Frankreich findet in diesem Aufruf keine Erwähnung, noch nicht, da zunächst am 1. August nur Russland der Krieg erklärt worden war. Ebenso blieb Großbritannien vorerst unerwähnt, welches dann einige Tage später auf der Seite der Alliierten in den Krieg eintrat. Die Autoren sahen sich – wieder – durch eine Fremdherrschaft bedrängt.

Im zweiten Teil des Appells beschworen die Kieler Studenten die glorreiche Vergangenheit der Väter in flammenden Worten herauf. Diese hatten die Einheit und Freiheit des deutschen Vaterlandes erstritten. Der Begriff „*Volksgeschichte*“ knüpft an die Ereignisse der Befreiungskriege gegen die napoleonische Herrschaft und den Beginn der nationalen Bewegung in den deutschen Territorien in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts an. Damit kamen die Kieler Hochschüler zu ihrem eigentlichen Anliegen. Sie forderten ihre Kommilitonen und Mitbürger auf, der „*Väter Erbe*“, denen sie verpflichtet seien, nun selbst anzutreten. Dies bedeutete die Pflicht, nun ihrerseits die Verteidigung des Vaterlandes zu übernehmen und die Ideale der Vorväter erneut zu erstreiten.

Die Erinnerung in der Studentenschaft an diese Zeit wurde nicht nur durch Reden, sondern auch vor allem in der Dichtung und in den Kneip- und Kommersgesängen der Korporationen

²⁶⁰ Flugblatt Kieler Studenten vom 2. August 1914, Archiv Jena Az. BA 1799, S. 10; der ganze Text ist im Anhang F noch einmal ungekürzt zitiert.

bewahrt. In den Gesangsbüchern der Studenten nahm das Liedgut Ernst Moritz Arndts, des Barden der Befreiungskriege, einen großen Raum ein. Dies war natürlich keine objektive und wissenschaftliche Betrachtung der deutschen Geschichte. Vielmehr handelte es sich um eine Verklärung der Ereignisse unter nationalistischen Aspekten. So war der Appell auch nicht nur auf die Studentenschaft beschränkt, sondern richtete sich an „*Deutsche Brüder*“, also an alle Deutschen. Damit verband sich die Hoffnung, dass der Krieg nach der äußeren Einheit 1870/71 nun die innere Einheit bringen möge. „*Die deutsche Kraft und deutsche Einigkeit befreite deutsches Land (...)*“²⁶¹.

Es ist ein intellektueller Aufruf zu den Waffen, voll Leidenschaft, jedoch ohne dass eine Begeisterung für den Krieg an sich zu erkennen wäre.

Einige Wochen nach diesem Appell hatten die Kieler Studenten die Zeit genutzt und eine längere patriotische Rede mit dem Titel „Der Geist in Deutschlands großer Zeit“ verfasst und publizieren lassen²⁶². Diese Rede wurde nach eigener Aussage der Verfasser an vielen deutschen Bühnen vorgetragen. Schließlich ließen sie die Rede auch abdrucken und im Buchhandel verkaufen – für einen patriotischen Fond²⁶³. Im Text spricht der fiktive Geist in Deutschland, hervorgerufen durch die Sehnsucht der Menschen im Reich nach der Wiederholung der großen Zeit 1813 und 1870. Der Geist verkörperte den Gedanken der Befreiungs- und Einigungskriege. Er erklärte nun den Deutschen die Hintergründe des Krieges, das Europa von Neidern und Feinden in den Krieg geführt wurde, „*(...) Gen dich, mein deutsches Volk, gen Deutschlands Fortschritt und Kultur (...)*“²⁶⁴. Als Feinde werden Russland, Frankreich und England aufgezählt. Der Kaiser wurde abermals als unschuldig dargestellt, als der „*(...) der den Frieden wollte (...)*“. Die Kriegstreiber wurden schnell in den Reihen der Entente ausgemacht. Damit folgte diese Rede der Logik des Aufrufes vom 2. August 1914. Neu war in der Rede die Zuordnung der Rolle Großbritanniens in diesem Krieg: „*(...) England tritt an ihre Seite – mit Tück' und Hinterlist die Falschheit in dem Bunde (...)*“²⁶⁵. Dies wog insofern besonders schwer in der Meinung der Verfasser, da England „*blutsverwandt*“ gewesen sei²⁶⁶. Mit seiner Parteinahme für Frankreich und Russland hätten die Briten „*Verrat an Stammes eigener Sache*“²⁶⁷ begangen.

Wie im obigen Aufruf an die Kieler Studenten kann man auch dieser Rede keine Elemente von Freude über den Ausbruch des Krieges entnehmen. Sie endet mit den beschwörenden Worten:

„Hinauf! Mein deutsches Volk – der Geist der Väter ist lebendig – Dein Glaube siegt, Dein Deutschland wird nicht untergehen, - doch an den Feinden Deines

²⁶¹ Ebd.

²⁶² „Der Geist in Deutschlands großer Zeit“, UAW Az. 2092. Der gesamte Text ist im Anhang G zitiert.

²⁶³ Brief Kieler Studenten an Rektor Universität Würzburg vom 2. September 1914, UAW Az. 2092.

²⁶⁴ Vgl. „Der Geist in Deutschlands großer Zeit“, UAW Az. 2092.

²⁶⁵ Ebd.

²⁶⁶ Zur Wandlung des Hasses auf Russland und Frankreich als ursprüngliche Drahtzieher des Krieges zum Englandhass beachte Christoph Jahr, »Das Krämervolk der eitlen Briten«, Das deutsche Englandfeindbild im Ersten Weltkrieg, in: Feindbilder in der deutschen Geschichte, hg. v. Christoph Jahr, Uwe Mai, Kathrin Roller, Berlin 1994, S. 115-142, S. 121ff.

²⁶⁷ „Der Geist in Deutschlands großer Zeit“, UAW Az. 2092.

*Fortschrittes, der Kultur wirst Du ein fürchterliches Urteil fällen! Und frei wird das Jahrhundert!*²⁶⁸.

Damit verband die Rede Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft. Als Lohn für einen erfolgreichen Kampf stellten die Kieler Studenten dem Vaterland eine blühende Zukunft in Aussicht, das deutsche Jahrhundert. Damit waren nicht direkt Kriegsziele angesprochen, doch schwang in solchen Äußerungen die Hoffnung auf eine deutliche Vormachtstellung des Reiches in der Welt mit, sei es politischer oder auch wirtschaftlicher Art.

Wie der Aufruf vom 2. August richtete sich dieser Text nicht ausschließlich an die Kommilitonen, vielmehr legt ein Begleitbrief nahe, dass er an das gesamte deutsche Volk adressiert war. Mit dieser Rede gingen die Studenten aus Kiel noch ein Stück weiter als in ihrem Aufruf im August. Sie versuchten ihn aktiv im ganzen Reich zu verbreiten, welches von großem Selbstvertrauen und Eifer zeugt. Vorbild mag die publizistische Tätigkeit der Professorenschaft gewesen sein. Die Hochschullehrer hatten in zahlreichen Schriften und Reden die deutsche Kriegspolitik befürwortet und verteidigt²⁶⁹. Da wollten wohl die Schüler den Lehrern in nichts nachstehen und gingen ihrerseits an die Öffentlichkeit. Inhaltlich scheint er auf dem ersten Appell aufzubauen, was für eine gleiche oder ähnlich zusammengesetzte Autorenschaft sprechen würde. Beide Texte thematisierten die Bedrohung von außen und unterstrichen die Pflicht, nun wie die Vorfahren das Vaterland zu verteidigen. Die Intention, die unzweideutig hinter diesen Appellen steckte, war die Mobilisierung eines Solidaritätsgefühls des Volkes für das Vaterland. Die Deutschen sollten nun als ein Mann fest zusammenzustehen.

An den beiden Schriften kann man beobachten, wie die Argumentation sich zu Kriegsbeginn entwickelte. Waren zunächst Frankreich und Russland die Hauptfeinde der Freiheit des Reiches, so kam nun England hinzu. Gerade Großbritannien, dem im ersten Aufruf noch keinerlei Beachtung geschenkt wurde, wurden jetzt die niederträchtigsten Motive unterstellt, „*Falschheit*“ und „*Verrat*“²⁷⁰. So wurde jede Nation, die sich gegen Deutschland stellte, zum Neider und Kriegstreiber. Es scheint sich schon hier eine logische Kette in der Einstellung zum Krieg und den gegnerischen Nationen herausgebildet zu haben.

Die öffentlichen Aufrufe der Kieler Studenten lassen keine Rückschlüsse auf eine Begeisterung für den Krieg zu. Stattdessen nahmen sie Bezug auf einen ideologischen Unterbau, eine Verpflichtung für den Kampf und den Erhalt der Werte des Reiches. Nicht für Eroberung, nicht für die Vernichtung der Feinde, auch nicht für die Hegemonie über Europa sollten die Studenten ins Feld ziehen. Vielmehr die eigene Geschichte und die Freiheit des eigenen Volkes galt es zu verteidigen. Aus diesen Bewertungen des Kriegsausbruches entfaltete sich eine Argumentationskette, die sich auf Ereignisse von vor einhundert Jahren berief und damit eine Tradition herstellte, die es an sich nicht gab. Der Erste Weltkrieg wurde in eine Reihe gestellt mit den anti-napoleonischen Befreiungskriegen und dem deutsch-französischen Krieg, als ständen sie logisch in einem Zusammenhang. Wie es aber dann zu erklären war, dass nun Österreich Bundesgenosse und nicht Gegner wie im zweiten

²⁶⁸ Ebd.

²⁶⁹ Vgl. Mommsen, Erster Weltkrieg, S. 114.

²⁷⁰ Vgl. auch dazu Jahr, Krämervolk, S. 121ff.

Einigungskrieg von 1866 war und wieso Großbritannien nun Feind und nicht Verbündeter wie gegen Napoleon war, wurde mit keinem Wort angesprochen oder erwähnt.

In den beiden Beispielen wurde die eigene Position beim Ausbruch des Krieges nicht kritisch hinterfragt; es findet sich keine Bezugnahme auf das österreichische Ultimatum und die deutsche „Blankovollmacht“.

Die Frage der Kriegsziele bleibt dann konsequenter Weise offen, scheinbar gab es sie nicht einmal. Dies untermauert den Glauben der Studenten, in einen Verteidigungskrieg verwickelt worden zu sein. Ziel war zunächst die Abwehr der Feinde. Andererseits waren sich die obigen Studierenden darin einig, dass die Gegenseite sich die Vernichtung des Reiches und der Freiheit des deutschen Volkes zum Ziel gemacht hätte. Die Texte suggerieren, dass keine Alternative zum Krieg bestanden habe. Auf der anderen Seite darf man dabei nicht übersehen, dass die Vorgänge bereits bei Veröffentlichung so weit vorangeschritten waren, dass eine Ablehnung des Krieges verspätet war. Der Krieg hatte begonnen und man hatte nun seine Pflicht zu erfüllen. Diese Pflicht wurde somit zu einem wichtigen ersten Motiv.

Aber nicht nur die Studenten appellierten an sich gegenseitig, auch die Hochschulen richteten sich an ihre Studierenden. So wandten sich die bayerischen Hochschulen an ihre Mitglieder mit patriotischen und markigen Worten:

„An unsere akademische Jugend!

Kommilitonen!

Die Musen schweigen. Es gilt der Kampf: den aufgezwungenen Kampf um Deutsche Kultur; die Barbaren vom Osten bedrohen, um Deutsche Erde, die der Feind im Westen uns neidet.

Da entbrennt aufs neue der furor teutonicus, die Begeisterung der Befreiungskämpfe lodert auf, der heilige Krieg bricht an.

Die Alma Mater entlässt mit ihrem Segen die Söhne, die sie zur Friedensarbeit, die sie zur Pflicht und Treue, zur Ehre und Freiheit erzogen.

Schart Euch als Krieger um die Fahnen, als Helfer um das Rote Kreuz,
ein jeder an seinem Platz, mit Kraft und Trotz, mit Faust und Herz.

Gott segne die Waffen, Gott segne den Kampf, Gott gebe den Sieg.

Die Rektoren und Senate

Der bayerischen Hochschulen“²⁷¹.

In knapper Form finden sich alle wesentlichen Elemente der vorigen Aufrufe und Reden wieder. Dieselbe logische Kette wie innerhalb der Studentenschaft beschritt man in der Leitung der Hochschulen: ein Angriff von außen, eigener Friedenswille und der Bezug zu den Befreiungskriegen. Der Appell enthielt die direkte Aufforderung an die Studenten, sich zu den Waffen zu melden, was als eine Konsequenz der akademischen Erziehung gesehen wurde. Entscheidend seien Pflicht, Treue, Ehre und Freiheit, wozu die Universität die Studierenden erzogen habe. Dies ist insofern interessant, da die Persönlichkeitserziehung als außerhalb der Kompetenz der Hochschulen betrachtet wurde, die so genannte humboldtsche Lücke, welche

²⁷¹ Aufruf der bayerischen Rektoren und Senate „An unsere akademische Jugend“, UAW Az. 2092.

schon im Kapitel zuvor erwähnt wurde. Dies macht das Selbstbild der Universitäten im Kaiserreich deutlich, nämlich vaterländische Bildungsanstalt zu sein.

Inhaltlich und stilistisch glichen sich also die Aufrufe der Studenten und Hochschullehrer. Nicht zu klären ist dabei, wie stark der Einfluss der Hochschulleitung auf die Studierenden war, beziehungsweise ob es überhaupt einen solchen Einfluss gab. Natürlich kann man argumentieren, dass die Studenten durch die Dozenten erzogen und ausgebildet wurden, folglich die von den Studenten verfassten Texte auf den Einfluss der Hochschullehrer zurückzuführen sind. Auf der anderen Seite finden sich keine Hinweise dafür, dass die Kieler Studenten nicht aus eigenem Antrieb diese Schriften verfasst hätten. Zudem deutet das frühe Erscheinungsdatum des ersten Aufrufes darauf hin, dass dieser sehr spontan entworfen worden war. Was man mit Sicherheit feststellen kann, ist der Konsens zwischen den Studierenden und Lehrenden, was die Gründe für den Krieg und die zu verteidigenden Werte betrifft. Eine weitere Gemeinsamkeit ist die Logik einer Verpflichtung der jungen Generation gegenüber der Eltern- und Großelterngeneration, in den Krieg zu ziehen. Wieder findet sich das Motiv der Pflicht.

Auch innerhalb der Altherrenverbände der Studentenverbindungen befasste man sich mit dem gleichen Thema:

„Über den deutschen Studenten im Felde verbreitet sich in Berlin Dr. Gerhard Niedermeyer in einem anregenden, von Wärme des Empfindens belebten Vortrag. Zum ersten Mal seit den Freiheitskriegen (...) ist über der durch Spaltung und Gegensätze zerrissenen Studentenschaft der Stern der Einheit leuchtend aufgegangen“²⁷².

Genannter Dr. Niedermeyer argumentierte vor seiner Altherrenschaft ähnlich wie die oben angeführten Kieler Studenten, insbesondere bezüglich der Konsequenzen des ausbrechenden Konfliktes und der inhaltlichen Gemeinsamkeit zu den Befreiungskriegen. Darüber hinaus stellte Dr. Niedermeyer den anbrechenden Krieg als Gelegenheit dar, eine innere Einheit in der Studentenschaft herzustellen. Der Krieg wurde als Mittel der Einigung gesehen, wie schon die Freiheitskriege als Anfang und Geburt des deutschen Nationalstaates.

Dass solche Worte bei den Aktiven der Korporationen auf fruchtbaren Boden fielen, bezeugt ein Bericht in den Burschenschaftlichen Blättern vom Oktober 1914 über eine Farbenkneipe²⁷³ am 1. September des Jahres. Ein kriegsfreiwilliger Burschschafter gelobte da öffentlich in einer Rede, *„es den alten Burschschaftern gleich zu tun, die vor mehr als hundert Jahren an den Befreiungskriegen gegen Frankreich teilnahmen“²⁷⁴*. Der Student stellte die aktuellen Ereignisse und die Befreiungskriege auf eine Ebene, so als stünden sie im unmittelbaren Zusammenhang, genau wie in den Schriften der Kieler Studierenden. Der Burschschafter beurteilte die Ausgangslage im August 1914 gleich, ebenso benutzte er die selbe Legitimation für den Kriegseintritt, wie dies schon in den Aufrufen der Studenten und der Hochschulleitung geschehen war. Damit beabsichtigte der Student, an eine

²⁷² B.Bl., Nr. 2, 15. April 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 40.

²⁷³ Eine Farbenkneipe ist eine gemeinsame Kneipe, also gesellige Veranstaltung, mehrerer Verbindungen.

²⁷⁴ B.Bl. Nr. 1, 1. Oktober 1914, 30. Jg., WH 1914/15, S. 20.

burschenschaftliche Tradition anzuknüpfen, ganz so wie Dr. Niedermeyer die Ereignisse interpretierte. Er sah nicht nur eine Beziehung zwischen den Ereignissen von 1813 und 1914, sondern auch speziell einen besonderen Auftrag für sich als Burschschafter. Er verstand sich in dieser Rolle als Kämpfer für die Freiheit des Reiches. Mit seiner Identität als Burschschafter hatte er sich verpflichtet, das Denken und Handeln seiner Vorgänger zu übernehmen. Folglich machte er sich deren Traditionen zu Eigen.

In ähnlicher Weise reagierten die großen Korporationsdachverbände. Über ihre Verbandsorgane, die Zeitschriften, nahmen sie zum Kriegsausbruch Stellung. Dergestalt schrieb der Herausgeber der jüdischen K.C.-Blätter in seiner Einleitung der ersten Kriegsausgabe folgendes:

„Drei Monate sind ins Land gegangen, seitdem englischer Neid und englische Missgunst gegenüber dem gewaltigen wirtschaftlichen Aufschwung Deutschlands, moskowitischer Größenwahn und französisches Revanchebedürfnis zu einem Überfall auf unser geliebtes Vaterland und das mit ihm verbündete Österreich mehr wie die halbe Welt zusammengeführt haben. In uns allen lebt die Begeisterung und der Stolz, mit dem sich das gesamte deutsche Volk erhob, um kraftvoll und ruhig alle Feinde abzuwehren“²⁷⁵.

Die Akademische Sängervereinigung der DS wandte sich mit martialischen Worten an ihre „studentischen Krieger“:

„Im erinnerungsreichen Jahr 1913 durften wir am Zöbten miterleben, wie 2000 reichsdeutsche und österreichische Studenten das Gelübde darbrachten, in der Stunde der Not Schulter an Schulter mit dem Schwert in der Hand zu kämpfen. (...) Wer aber hätte geglaubt, dass uns so bald die unheilsschwere und doch über alle Maßen herrliche Erfüllung jenes Gelöbnisses kommen würde? Nun ist es Wahrheit geworden, mit andächtigem Erschauern dürfen wir erleben, woran wir uns vor einem Jahr erinnern durften. Wir sehen, wie unser ganzes Volk sich gegen die Feinde erhebt, und wie überall die akademische Jugend mit in erster Reihe zu den Fahnen geeilt ist“²⁷⁶.

Die Deutsche Corpszeitung des KSCV gab ihren Mitgliedern folgende Gedanken zum Ausbruch des Krieges mit auf den Weg:

„Was unsere Feinde schon seit Jahren vorbereiteten, ist jetzt da: Der große europäische Krieg zur Vernichtung Deutschlands und seines Bundesgenossen Österreichs. Immer mehr fällt der Schleier von den Machenschaften, die das edle Kleeblatt England – Frankreich – Russland betrieb, um uns in ein enges Netz einzuspinnen und zu erdrücken. (...). Durch die Tat eines Verruchten wurden sie gezwungen Farbe zu bekennen, ehe sie mit allen Vorbereitungen fertig waren, und wie ein Mann hat sich das ganze deutsche Volk erhoben, um das Spinnennetz zu

²⁷⁵ Kriegsausgabe der K.C.-Blätter, H. 1, September-Oktober 1914, S. 261.

²⁷⁶ ASZ Nr. 4, Sept. 1914, 20 Jg., S. 79f.

zerreißen und die Friedensstörer vor das oberste Völkergericht, den Krieg, zu stellen“²⁷⁷.

Diese Mitteilungen an die Verbandsmitglieder erinnern sehr stark an die vorangegangenen Erklärungen. Alle Verfasser sahen das Reich in der Defensive, umringt von Feinden. Dabei bediente sich der Herausgeber der jüdischen K.C.-Blätter derselben Argumentation wie die Kieler Studenten. Der Schriftleiter der Akademischen Sängszeitung stellte den Bezug zu den Befreiungskriegen über eine erst vor einem Jahr abgehaltene Feierstunde her. Er sah nun die Zeit gekommen, die Verpflichtung eben dieser Zeit einzulösen. Für ihn wurde nun die Vergangenheit von der Gegenwart eingeholt. Die deutsche Korpszeitung nahm neben der Betonung der alliierten Kriegsschuld auch noch den eigentlichen Stein des Anstoßes, das Attentat von Sarajewo, in seine Ausführung auf. Dieses Attentat hätte England, Russland und Frankreich gezwungen, seine aggressiven Pläne aufzudecken, ehe sie vollkommen gereift waren. Ein Angriff auf Deutschland war also nach Überzeugung des Herausgebers der Korpszeitung bereits schon von längerer Hand geplant worden.

Auch für den Herausgeber der Akademischen Turnzeitung des VC stand fest, dass Deutschland von Neidern angegriffen worden war.

„Der Neid gegen die Größe und Macht unseres Vaterlandes hat den unnatürlichen Bund zwischen der moskowitischen Unkultur, der gallischen Überkultur und dem britischen Krämergeist zusammen geschweißt. Des deutschen Volkes Schicksalsstunde hat geschlagen“²⁷⁸.

Darüber hinaus trägt diese Erklärung eine Charakterisierung der Feinde. Deutschland war, so die Darstellung, nicht nur durch feindliche Heere bedroht, sondern auch durch deren Unkultur, eine nationale Bedrohung des Germanentums durch den Slawismus. Auf diese Art fanden auch rassistische Tendenzen Eingang in die Erklärung.

Die beiden nächsten Aufrufe sind inhaltlich anders gestaltet als die vorangegangenen Texte. Es fehlen hier sowohl Bezüge zu den Befreiungskriegen als auch die Darstellung einer Verschwörung gegen Deutschland. Die Lage wurde lediglich kurz skizziert, insbesondere betonte man die Bedrohung der Existenz Deutschlands. Stattdessen vermittelten sie dem Leser andere Botschaften. Zunächst soll die L.C.-Zeitung der Landsmannschaften zu Wort kommen. Unter der Überschrift „Mit Gott für Kaiser und Reich“ vermeldete sie stolz, dass die Landsmannschaften treu zur Fahne standen:

*„Mit Gott für Kaiser und Reich!
Unser geliebtes Vaterland ist von Feinden rings bedroht. Ohne das einer besonderen Aufforderung bedurfte, sind sofort nach der Mobilmachung Tausende von Landsmannschafftern zu den Fahnen geeilt, getreu dem vornehmsten landsmannschaftlichen Grundsätze der Treue zum Vaterlande“²⁷⁹.*

²⁷⁷ DKZ Nr. 8, 15. August 1914, 31. Jg., S. 225.

²⁷⁸ ATZ Nr. 10, 15. August 1914, 31. Jg., S. 210.

²⁷⁹ LC-Zeitung Nr. 8, 28. Jg., 15. August 1914, S. 145.

Der Text der L.C.-Zeitung hob besonders die Treue seiner Mitglieder zum Vaterland hervor, was sich gerade in der großen Zahl von Kriegsfreiwilligen niedergeschlagen hätte. Damit unterstrichen die Landsmannschaften ihre Treue zum Staat, wobei sie besonderen Wert auf die Feststellung legten, dass es den Mitgliedern selbstverständlich war, ohne Aufforderung freiwillig zu den Fahnen zu eilen, getreu ihrer vaterländischen Grundhaltung.

Und in den Akademischen Blättern des Kyffhäuserverbandes kann man folgendes lesen:

„Wir wissen: Es geht um unseren deutschen Volkes Sein oder Nichtsein. Und um mehr noch: Es geht um die ganze Zukunft des Germanentums. Darum müssen wir siegen um jeden Preis. Und wir werden siegen: Mit uns Gott und unser gutes Recht!“²⁸⁰.

In der Verbandszeitschrift des Kyffhäuser wurde der ideologische Kampf um und für das Germanentum beschworen. Der Herausgeber sah dies als Bewährungsstunde:

„(...) wo die Saat emporschießen soll und Früchte tragen, die unser Verband in jahrzehntelanger stiller Arbeit in viele junge Herzen gesät und die dann weitergetragen wurde in viele andere Kreise unseres Volkes“²⁸¹.

Hier ging der Kyffhäuser-Verband wesentlicher weiter und auch in eine andere Richtung als die übrigen Verbände. Diese Haltung zeugte von sehr starker ideologischer Färbung. Nicht nur die Treue zum Vaterland wurde betont, sondern auch das Bekenntnis zum Deutschtum als eines wesentlichen Elementes des Grundsatzes des Kyffhäuser-Verbandes. Zudem findet sich eine ganz klare Aussage, was mit dem Kampf bezweckt werden soll. Nicht nur die Abwehr der äußeren Feinde, sondern auch eine innere Erneuerung Deutschlands und des deutschen Volkes im Sinne eines Germanentums sollte erreicht werden.

Alle diese Appelle und Kommentare zum Kriegsausbruch weisen eine Gemeinsamkeit auf: Die Beurteilung der politischen und militärischen Lage Deutschlands als von außen bedroht. Darüber hinaus gehen die Quellen allerdings in verschiedene Richtungen. Teilweise wird diese Lage auch ähnlich wie in den vorangegangenen zeitgenössischen Texten analysiert und auch die Rolle der Alliierten kommentiert. Nur die Zeitung der Deutschen Sängerschaft nimmt noch einmal direkten Bezug zu den Befreiungskriegen. Besonders die Stellungnahme des Kyffhäuser-Verbandes weicht von den übrigen ab.

Im Vergleich mit den öffentlichen Äußerungen der Studenten wird erkennbar, dass in dem Grundgehalt diese mit denen der Korporationsverbände übereinstimmten. Dies legt die Vermutung nahe, dass der Erziehungsauftrag der Korporationen hier eindrucksvoll Früchte getragen hatte. Die Verbände, die Alten Herren und die Studenten standen in ihren öffentlichen Äußerungen auf demselben nationalen Boden und bildeten damit eine Einheit. Dabei setzten die verschiedenen Verbände unterschiedliche Akzente. Dies ist insofern nicht verwunderlich, da die einzelnen Verbände auch spezielle Ziele verfolgten, wie etwa der Kyffhäuser-Verband. Auch waren diese Schriften nur verbandsinterne Meinungsäußerungen,

²⁸⁰ Akad. Blätter Nr. 10, August 1914, 29 Jg, S. 3.

²⁸¹ Ebd.

da sie nur in den Verbandszeitschriften und nicht in der öffentlichen Presse abgedruckt wurden. Wie jedoch der oben gezeigte Fall des Burschenschafters zeigt, kann eine Richtungsweisung innerhalb der jeweiligen Verbände nicht ausgeschlossen werden.

Diese Erklärungen in den Verbandszeitschriften darf man nicht voreilig als Aufrufe an ihre Mitglieder, sich freiwillig zum Krieg zu melden, interpretieren. Ein solcher Appell war offensichtlich überflüssig, da die Mitglieder von sich aus bereits zu den Fahnen geeilt waren, ohne dass es des Anstoßes der Verbände bedurfte hätte. Weiter ist zu beachten, dass diese Zeilen erst nach der Mobilmachung gedruckt wurden, als bereits die militärischen Operationen in vollem Gang waren.

In diesem Zusammenhang muss man dann auch folgende Zeilen lesen und verstehen:

„Unser geliebtes Vaterland steht in Waffen gegen eine Welt von Feinden! Englands Krämergeist, Russlands Habsucht und Frankreichs, unseres Erbfeindes, Rachegeilüste drückten uns das Schwert in die Hand. Wir haben es, trotz der Aufrichtigkeit unserer Friedensziele, noch nicht verlernt, das Schwert zu führen. (...) Auch Munichias Söhne sind, als das Vaterland rief, freudig zu den Waffen geeilt, auch sie haben von ihrem Heldensinn Zeugnis ablegen dürfen, in diesem erbittersten, grausamsten Krieg aller Zeiten“²⁸².

Es handelt sich hier um das Vorwort der ersten Nummer der Kriegsausgabe der Bundeszeitung der Turnerschaft Munichia aus München vom Mai 1915. Bemerkenswert ist, dass dieser Text erst so spät und zeitlich so weit vom Zeitpunkt des Kriegsausbruches entfernt veröffentlicht wurde. An sich wäre eine so späte Kommentierung der Ereignisse obsolet. Dennoch legte man auch hier Wert darauf, seine Übereinstimmung mit der öffentlichen Sicht der Dinge halb-öffentlich im Kreis der Bundesbrüder zu dokumentieren²⁸³. Daher überrascht es nicht, dass sich diese Quelle inhaltlich und stilistisch nicht von den übrigen aus der Zeit von August bis September 1914 unterscheidet. Auffällig ist ebenfalls die Betonung der Wehrhaftigkeit, dass man trotz des Friedens nicht das Kämpfen verlernt habe.

Alle öffentlichen Stellungnahmen, Aufrufe und Mitteilungen folgten einem ähnlichen Schema. Ein Zufall ist dies insofern nicht, da alle diese Schriften eine gemeinsame Grundeinstellung zum Reich und Krieg ausdrückten. Sie entstanden aus der Mentalität des Bildungsbürgertums am Anfang des 20. Jahrhunderts. Patriotische Werte und ein starkes deutsches Nationalgefühl bestimmten dabei den Inhalt. Die eigentliche politische Situation wurde hingegen nicht reflektiert oder diskutiert. Partei- oder Tagespolitik hatten eben keinen Platz in der öffentlichen Darstellung der Akademiker. Die Äußerungen gaben kritischen Stimmen keinen Raum; im Gegenteil, es handelte sich dabei um ein positives Bekenntnis zu Deutschland und nicht nur um eine bloße Mitteilung oder einen Appell. Trotz allem Pathos, der dort beschworen wird, kann man keiner dieser Quellen eine Begeisterung für oder eine Freude über den Ausbruch des Krieges entnehmen. Nicht ein Autor begrüßte den Krieg oder drückte gar aus, dass dieser Krieg herbei gesehnt worden sei. Besser lassen sich die Emotionen als ein positives Bekenntnis zu Kaiser und Reich beschreiben.

²⁸² MZ Nr. 36, 1. Kriegsnummer, Mai 1915, o.S.

²⁸³ Vgl. Levsen, Elite Männlichkeit und Krieg, S. 179.

Auch diejenigen studentischen Verbände, die im Ruch standen, nicht eben zuverlässig zum Vaterland zu stehen, die Zionisten und Katholiken, bekannten sich ganz offen und positiv in diesen schweren Tagen zum Vaterland.

Die zionistischen Studentenvereine, nun zum Kartell jüdischer Verbindungen (KJV) verschmolzen, forderten in gleicher Treue und Überzeugung für das Vaterland ihre Mitglieder auf, sich zum Schutze des Reiches zu den Fahnen zu melden:

„In dieser Stunde gilt es für uns aufs neue zu zeigen, daß wir stammesstolzen Juden zu den besten Söhnen des Vaterlandes gehören.

Der Adel unserer vieltausendjährigen Geschichte verpflichtet.

Wir erwarten, daß unsere Jugend freudigen Herzens freiwillig zu den Fahnen eilt.

Deutsche Juden!

Wir rufen Euch auf, im Sinne des alten jüdischen Pflichtgebotes mit ganzem Herzen, ganzer Seele und ganzem Vermögen Euch dem Dienst des Vaterlandes hinzugeben.

(...) [Unterzeichnet vom Reichsverein der deutschen Juden und der zionistischen Vereinigung für Deutschland, F.K.]

Wir schließen uns dem Aufruf des Reichsvereins der deutschen Juden und der Zionistischen Vereinigung für Deutschland an.

Wir vertrauen, daß unsere Jugend, durch die Pflege jüdischen Bewusstseins und körperlicher Ausbildung in idealer Gesinnung und Mannesmut erstarkt, sich in allen kriegerischen Tugenden auszeichnen wird. (...) [unterzeichnet vom Präsidium des Kartells jüdischer Verbindungen, F.K.]²⁸⁴.

So wie sich die „deutschen“ Korporationsverbände auf die Vermittlung mannhafter und kriegerischer Tugenden zum Wohle des Vaterlandes beriefen, bekannten sich die zionistischen Juden zu den selben Werten. Sie machten damit deutlich, dass sie nicht außerhalb der Gemeinschaft der Deutschen stellten und standen. Dabei vergaßen die Verfasser nicht zu unterstreichen, dass man die Mitglieder auf die Aufgabe der Vaterlandsverteidigung sowohl geistig als auch körperlich hinreichend vorbereitet hatte. Mit dieser Aussage nahmen sie antisemitische Vorurteile auf, nämlich kein Vaterland zu kennen außer Israel und zudem unspornlich und schlapp zu sein, und kehrten sie ins Gegenteil.

Der katholische CV schwor mit nicht minder kernigen Worten seine Mitglieder auf den Krieg ein.

„Das Heiligste schützen wir mit dem Schwerte!’ Jetzt gibt es nur mehr ein ‚wehrhaftes’ deutsches Studententum, nur einen ‚Waffenring’, der uns alle umschließt: (...).

Der Herr sei mit Euch, Ihr braven Krieger des CV! Er segne Euch und Eure Waffe zum Schutze und Ruhme unseres Vaterlandes!²⁸⁵.

²⁸⁴ Aufruf an Studenten in Der jüdische Student, Nr. 5., 1. November 1914, 11. Jg., S. 92.

²⁸⁵ Academia Nr. 4, 20. August 1914, 27. Jg., S. 206.

Auffällig ist die Verwendung einer Terminologie, wie sie eher den waffenstudentischen Verbänden zuzurechnen wäre und nicht einem Verband, der die Mensur und das Duell ablehnte. Damit stellte sich der CV selbst in den Kontext des Waffenstudententums, wenn seine Mitglieder sich nun zum „*Waffenring*“ zählten. Damit gingen sie in die Offensive gegen die Ausgrenzungen in der Vergangenheit und erhoben den Anspruch, genau so wehrhaft und loyal zu sein wie die schlagenden Verbände.

Diese beiden Erklärungen zeigen, dass ihre Bedeutung vor allem in der Außen- und Selbstdarstellung zu suchen sind. Sie waren in der Hauptsache öffentliche Bekenntnisse zum Vaterland und zur Gemeinschaft des Volkes. Keiner der Verbände wollte abseits stehen, so dass keiner es versäumte, seine patriotische Gesinnung in der Gegenwart und Vergangenheit zu betonen und die Bereitschaft zu erklären, nun auch mit Taten zu dieser Gesinnung zu stehen.

Eine weitere Gemeinsamkeit aller hier zitierten Erklärungen ist, dass die Kriegsschuld ganz einstimmig der Seite der alliierten Mächte zugewiesen wurde. Schon die Art und Weise, wie diese Auffassung offen und offensiv propagiert wurde, untermauert die Beobachtung, dass diese Meinung im Bürgertum gefestigt und weit verbreitet gewesen sein muss. Warum sollte man auch so vehement etwas nach außen tragen, was nach innen als falsch empfunden wurde? Aus der Sicht der Studenten und ebenso der der Hochschullehrer und Akademiker befand sich das deutsche Reich eindeutig in einer Verteidigungsposition, ganz unabhängig davon, wie die Situation heute aufgrund historischer Fakten beurteilt wird. Dies ist eine wichtige Beobachtung, wie ich denke, wenn man die großen Diskussionen um diese Frage nach dem Krieg betrachtet und welche Auswirkungen diese hatten.

Daher wurden die Korporationen nicht müde, zu betonen, dass man nicht der Angreifer, sondern der Verteidiger sei. Derart gaben sie den Mitgliedern der jeweiligen Verbindungen auch den moralischen Rückhalt, im Recht zu sein und für eine gute Sache zu kämpfen.

Somit decken sich die hier gemachten Beobachtungen nicht mit dem eingangs dargestellten Bild einer starken Kriegsbegeisterung, dem so genannten Augusterlebnis. Man muss differenzierter von einer vaterländischen Begeisterung sprechen, die ihren Ausdruck in den studentischen Organen fand.

3.1.3. Feldpostbriefe

Die Aufrufe und öffentlichen Briefe waren aber nur eine Seite der Haltung der Studierenden zum Kriegsausbruch. Sie geben das öffentliche Bild, die Selbstdarstellung der Studentenschaft und Verbände, nach außen wieder. Nun soll der Blick den eigenen Darstellungen in Briefen gelten; die Studenten sollen selbst sprechen und einzeln zu Wort kommen.

Der jüdische Student Fritz Kochmann sandte an seine Kartellbrüder des K.C. „(...) *allen waffentreuen K.C.ern ein donnerndes Waffen Heil* (...)“ auf seinem Weg ins Feld²⁸⁶. So wie er

²⁸⁶ Feldpostbrief von Fritz Kochmann vom 4. August 1914 in Kriegsausgabe der K.C.-Blätter, H. 1, September-Oktober 1914, S. 306.

grüßten viele Korporierte ihre Kommilitonen von der Front oder vom Aufbruch zur selbigen in den Zeitschriften der studentischen Verbände. Die Sprache war durchweg markig.

Vor allem die jüdischen Studierenden hatten um Anerkennung in der Gesellschaft zu kämpfen. Daher schrieb der jüdische Student Fritz Mayer, dass gerade „(...) *junge deutsche Juden in diesem furchtbaren und aufreibenden Kampf stark und froh* (...)“²⁸⁷ sein müssten. Denn in der Heimat sah er sich und seine Glaubensbrüder Verleumdungen ausgesetzt und war nun glücklich, die selbe Liebe zum Vaterland beweisen zu können, die ihm abgesprochen wurde.

*„Ich bin glücklich, nun im blutigem Ernste für die heilige Wahrheit unserer Idee zeugen zu dürfen, und stärker als je lodert in uns die Liebe zum deutschen Vaterland. Daß leider Gottes in der Heimat die ehrlosen Stimmen der Verleumdung noch nicht verstummt sind, vermag uns nicht zu entmutigen. Nur traurig, furchtbar traurig macht uns dies. Was wollen sie denn mehr als unser Blut. – Mögen sie doch an dem vergossenem unserer Glaubensbrüder weitere Rassenstudien treiben!“*²⁸⁸.

Der Krieg sollte die Gelegenheit bieten, für den eigenen Wert und die Treue zum Vaterland den ultimativen Beweis ablegen zu dürfen. Die Begeisterung galt nicht dem Krieg an sich, sondern der Chance, sich und seinen Glaubensbrüdern die Anerkennung und Gleichberechtigung zu erkämpfen, die ihnen so lange verwehrt worden war. Dies erinnert an die Erklärung des KJV.

Auch der Sängerschafter Lothar Grünthal hoffte, in dem gerade begonnen Krieg etwas beweisen zu können.

*„Und jetzt rücken wir begeistert – Gegen unsern Feind ins Felde. – Daß CC.er fechten können, - Werden wir nun bald beweisen. (...) Auch im Frieden schon geschwungen – Haben wir das scharfe Schwert, - das nun auf dem Feld der Ehre – Seine Weihe recht erfährt“*²⁸⁹.

Diese Zeilen scheinen die Kriegsbegeisterung des August 1914, wie sie oft unter dem Begriff „Augusterlebnis“ beschrieben wird, zu belegen. Beachtenswert ist die Berufung auf Erfahrungen mit dem Schwert im Frieden. Die Erfahrung bei der Mensur erachtete er als Vorbereitung zum Kampf zwischen den Völkern. Offenbar glaubte er, durch das Fechten innerhalb der Korporationen der Universitäten auf das Abenteuer Krieg vorbereitet worden zu sein. Der Krieg sollte dies nun beweisen. Das Schreiben war zudem an die Verbandszeitschrift der Deutschen Sängerschaft gerichtet und somit ein Gruß an die übrigen Verbandsbrüder. Inhaltlich, vor allem in Bezug auf das Schwert, erinnert der Brief auch an die Worte in der Akademischen Sängerezeitung anlässlich des Kriegsausbruches. Damit nahm er ein Motiv des Verbandes auf, entweder weil er selbst davon überzeugt war oder, um in der Terminologie des Verbandes zu bleiben, gar aus beiden Gründen.

²⁸⁷ Feldpostbrief von Fritz Mayer vom 21. Dezember 1914 in ebd., S. 308.

²⁸⁸ Ebd.

²⁸⁹ Feldpostbrief von Lothar Grünthal in ASZ, Nr. 5, November 1914, S. 115.

Gleichzeitig ist zu erkennen, dass der Ausbruch des Krieges in den Augen des Sängerschafters eine Gelegenheit war, die eigene Wehrhaftigkeit und die des Verbandes unter Beweis zu stellen. Mit seinem Eintritt in den Krieg als Freiwilliger wollte dieser Student nicht nur die Pflicht gegenüber seinem Vaterland erfüllen. Darüber hinaus wollte er Anderen zeigen, dass er und auch die anderen Mitglieder seiner Verbindung echte Krieger seien. Er erachtete es für das eigene Ansehen und auch für die Reputation der eigenen Gruppe als wichtig, in diesem Krieg zu beweisen, dass man echte Kämpferqualitäten besaß – symbolisiert durch das Schwert. Wie in den öffentlichen Äußerungen der Studierenden schlugen sich die patriotischen Aufrufe in der Öffentlichkeit ebenfalls in der privaten Korrespondenz der Hochschüler nieder.

So nahm der Tübinger Student Hugo Frick in einem Brief an seine Mutter und seine Schwester am 7. August 1914 das Thema der Pflicht auf.

„Kaum auszuhalten u. doch nötig u. freiwillig, denn Deutschland braucht s. letzten Mann. (...). Vom Kommiss habt Ihr keine Ahnung, einfach unerträglich; sehe nicht mehr hinaus. Aber das Vaterland ruft und wir sind bereit bis zum Tode. Auf's Feld müssen wir jedenfalls schon noch; denn überall sind Feinde, aber wir siegen ganz gewiss“²⁹⁰.

Eine Begeisterung für den Krieg spricht nicht aus dem Brief des jungen Studenten. Vielmehr erlebte er ihn als eine Bürde, wenn er über die Belastungen des Militärdienstes klagte. Aber die Pflicht wog für den jungen CVer schwerer als die Last.

Auch der Student Franz Blumfeld schien, seiner eigenen Aussage zufolge, nicht von einem Begeisterungsturm erfasst gewesen zu sein. In einem Brief nach Hause drückte er seine Emotionen und Gedanken wie folgt aus:

„... Wenn jetzt mobilgemacht wird, muß ich mich ja doch stellen; und da möchte ich mich selbstverständlich lieber hier stellen, wo ich doch Aussicht habe, bald mitzukommen, (...). Und ich kann mir nichts Schrecklicheres denken, als irgendwo untätig zu Hause bleiben zu müssen, wenn draußen Krieg und Kampf ist. Du musst nicht glauben, dass ich Dir dieses in einer Anwendung von Kriegsbegeisterung schreibe: Im Gegenteil, ich bin ganz ruhig und kann die Begeisterung, mit der manche Leute hier in den Krieg wollen, absolut nicht mitmachen“²⁹¹.

Nicht nur, dass der Freiburger Student gegenüber seiner Mutter den Anschein zurückwies, dass er „in einer Anwendung von Kriegsbegeisterung“ sich freiwillig gemeldet habe, er konnte darüber hinaus die Begeisterung „manche[r] Leute“ nicht nachvollziehen. Krieg war nichts, was er als wünschenswert erachtete. Er glaubte anscheinend nicht daran, dass es überhaupt zu einem Krieg kommen würde, sondern dass es lediglich bei der Mobilmachung

²⁹⁰ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 7. August 1914 in BfZG. Ein Nachruf seiner Verbindung aus der Zeitschrift des CV Academia befindet sich im Anhang H.

²⁹¹ Feldpostbrief von Franz Blumenfeld vom 1. August 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 19.

bleiben würde²⁹². Gleichzeitig fürchtete er, falls es doch zu einem Krieg kommen sollte, nicht mehr an entscheidender Stelle im Krieg seinen Teil leisten zu können. Denn wenn schon ein Krieg ausbrechen sollte, so wollte dieser Student auch daran teilhaben. Auf keinen Fall wollte er zurückbleiben und dann als „*feige*“ oder „*vorsichtig*“ gelten²⁹³.

Mehr Begeisterung legte der Student Walter Limmer an den Tag. Er schrieb an seine Eltern am 3. August 1914: „*Hurra! endlich habe ich meine Beorderung (...)*“²⁹⁴. Die Nachricht seines Einberufungsbefehls war für ihn ein Grund zum Jubel. Weiter heißt es in dem Brief: *Heute vormittag traf ich eine junge bekannte Dame; ich schämte mich fast, mich in Zivilkleidern vor ihr sehen zu lassen*²⁹⁵. Es war ihm wichtig für sein Ansehen, dass andere erkannten, dass auch er seinen Beitrag als Soldat in diesem Kriege leisten werde. Aus seiner Äußerung kann man auf ein Minderwertigkeitsgefühl zurückschließen, das er empfand, als er in diesen Tagen nicht in Uniform vor Bekannte, vor allem die betreffende junge Dame, treten konnte. Er hatte das Gefühl, nur etwas wert zu sein, wenn auch er seinen Beitrag fürs Vaterland als Soldat leisten würde und andere dies erkennen und vor allem anerkennen konnten.

Die Studierenden Blumfeld und Limmer fühlten in den Augusttagen 1914 einen unausgesprochenen gesellschaftlichen Druck auf sich lasten. Wenn auch der Student Blumfeld die Kriegsbegeisterung in der Bevölkerung nicht teilte, wollte er dennoch keinesfalls zurückbleiben. Beide befürchteten negative Reaktionen durch ihr soziales Umfeld. Aufgebaut wurde dieser Druck nicht zuletzt durch die vielen öffentlichen Bekenntnisse zum Krieg und die ständige Betonung der Pflicht, nun als Soldat dem Vaterland zur Seite stehen zu müssen²⁹⁶.

In diesem Sinne berichteten die Burschenschaftlichen Blätter aus Leipzig, dass die dort noch anwesenden Verbindungsstudenten es vermieden, sich in ihren Farben auf der Straße und in der Öffentlichkeit zu zeigen. Der Grund dafür sei gewesen, dass diese „*(...) nicht erkennen lassen [wollten], dass man als Farbenstudent in der Heimat hockt, statt mit dem größten Teil der Studentenschaft fürs Vaterland zu kämpfen*“²⁹⁷. Ein weiterer Brief aus dem Verbindungsmilieu beschreibt die Zustände in der Verbindung unmittelbar nach der Mobilmachungserklärung:

„Als dann die Mobilmachung Russlands bekannt wurde, war die Freude groß. Nun müssen wir losschlagen. Am 31. Juli, am Tage der Erklärung des Kriegszustandes, klingelte unser Telephon andauernd. Väter die ihre Söhne nach

²⁹² Viele Menschen in Europa waren trotz der Mobilmachung und des kurzen Säbelrasseln von dem eigentlichen Kriegsausbruch dann doch überrascht, vgl. Strachan, First World War, S. 110.

²⁹³ Ebd.

²⁹⁴ Feldpostbrief von Walter Limmer vom 3. August 1914 in Witkop, Kriegsbrieftage gefallener Studenten, S. 7.

²⁹⁵ Ebd.

²⁹⁶ Interessanterweise gab es Seitens der Regierung keine Aufforderung sich freiwillig zu melden, vgl. Watson, For Kaiser and Reich, S. 49.

²⁹⁷ B.Bl. Nr. 7, 1. Januar 1915, 29. Jg., WH 1914/15, S. 214.

Hause beehrten. [...] Am Abend rückte das Regiment mit Sang und Klang aus. (...). Es war eine herrliche Begeisterung unter Bürgern und Studenten“²⁹⁸.

Zum ersten Mal können wir Hinweise auf eine Begeisterung in der Bevölkerung und der Studentenschaft finden. Der Verfasser war anscheinend bemüht, die große Begeisterung, auch und gerade unter den Studenten, auszudrücken. Dieser Bericht ist weniger Ausdruck privater Gedanken, sondern mehr ein öffentliches Bekenntnis zum Krieg. Doch kann man daraus den Schluss ziehen, dass die Erwartung bei den Adressaten, Studenten und Alten Herren, so war, dass man diese Begeisterung von ordentlichen deutschen Studenten erwartete.

Welche Konsequenz ein Zurückbleiben bedeutete, macht ein Artikel mit der Überschrift „Pfui über dich Buben hinter dem Ofen!“ in der Januar-Ausgabe 1915 der Zeitschrift des Deutschen Christlichen Studentenvereins „Die Furche“ deutlich.

„Über Nacht wird der Friede da sein, wie es der Krieg war. (...) Dann sollte aber niemand sein, gar niemand, der nicht sagen kann: War auch dabei, habe mitgelitten und mitgestritten, habe das meinige getan, den Frieden herbeizubringen“²⁹⁹.

„Die Furche“ sprach ganz offen die Angst vieler Studenten aus, dass der Krieg vorbei sein könnte, bevor sie ihren Teil geleistet haben könnten. Darüber hinaus enthält der Artikel die wenig verhohlene Drohung einer gesellschaftlichen Ächtung für all jene, die nicht in diesem Krieg ihre Pflicht erfüllt haben würden.

Aus diesem Grund warteten die meisten Studenten nicht, bis das Vaterland sie zu den Fahnen rief, sondern machten sich auf eigene Faust auf, um schon möglichst bald ins Feld zu kommen.

„Ich hatte mich nämlich mit div. anderen Kriegsfreiwilligen von Grimma weggemeldet, da in unserem Regiment absolut keine Aussicht an einen Transport war“³⁰⁰.

Die schlimmste Vorstellung war, dass der Krieg beendet sein könnte, ohne dass man selbst an der Front gestanden hatte. Wie hätte man dann vor den Anderen, vor der Gesellschaft dagestanden? Ein Zurückbleiben hätte nicht nur bedeutet, dass man das Vaterland im Stich gelassen hatte. Auch die Freunde und die Familie waren doch durch den Krieg bedroht. So spielten auch persönliche Gründe eine Rolle bei der Motivation, sich freiwillig zu melden.

²⁹⁸ B.Bl. Nr. 2, 15. Oktober 1914, 29. Jg., WH 1914/15, S. 38.

²⁹⁹ Die Furche, Nr. 6, 5. Jg., Januar 1915, S. 62.

³⁰⁰ Feldpostbrief von Christophe ohne Datum in Hans Rieß, 50 Jahre „Saxo-Guestphalia“ 1885-1935, Die Geschichte der Landsmannschaft in der DL. „Saxo-Guestphalia“ zu Erlangen (Unter besonderer Berücksichtigung der Erlanger Zeit), Maschinengeschriebenes Manuskript, o.O., 1935, S. 55.

„(...) bin stolz, mitwirken zu dürfen, kämpfen zu dürfen für Eltern, Geschwister, fürs liebe Vaterland, für alles, was mir bisher das Höchste war“³⁰¹.

Dabei verbanden sich die Gefühle der Pflichterfüllung und des Stolzes, Stolz nämlich, nicht nur den Staat, sondern vor allem die eigene Familie beschützen zu können. Also nicht nur die Pflicht gegenüber dem Vaterland drängte den Hochschüler, in den Krieg zu ziehen. Andere Werte und Gründe spielten für diese Studenten eine gleichwertige Rolle. Darüber hinaus muss es für einen jungen Mann, der gerade einmal das elterliche Heim verlassen und begonnen hatte, sein eigenes Leben zu leben, wenn auch mit elterlicher Unterstützung, ein besonderes Gefühl gewesen sein, nun Beschützer der Familie zu sein. Damit übernahm er die klassische Rolle des Familienoberhauptes, des Vaters, des *pater familias*. Dies mag auch seinen Stolz erklären.

In der intimen und privaten Korrespondenz mit ihrer Familie, den Eltern, offenbarten die Studenten weitere, andere Motive für den freiwilligen Eintritt in das kaiserliche Heer. Diese hatten einen anderen Inhalt als Pflicht und Vaterland; es fehlt in diesen Briefen auch der appellative Charakter.

„Mit welcher Freude, welcher Lust bin ich hinausgezogen in den Kampf, der mir als die schönste Gelegenheit erschien, Lebensdrang und Lebenslust sich austoben zu lassen“³⁰².

Liest man diese Zeilen, so erwecken sie eher den Eindruck, dass der Verfasser in ein Abenteuer ziehen wollte, aber nicht in einen blutigen Krieg. Der Hochschüler sah in dem Krieg eine Gelegenheit, aus seinem bisherigen Leben auszubrechen und sich einmal in seinem Leben austoben zu können, unter Umständen, die er so nie wieder finden sollte. Die Abenteuerlust hatte ihn gepackt.

Der Nächste verwahrte sich dagegen, aus schierer Abenteuerlust in den Krieg ziehen zu wollen. Er habe statt dessen den Kampf zur Findung der eigenen Männlichkeit gesucht.

„Vor meinem langersehnten Abrücken ins Feindesland schreibe ich diese Zeilen. (...) Was mich mächtig und immer mächtiger hinaustrieb, mit in den Reihen der Kämpfenden zu stehen, wisst Ihr. Es war nicht Ehrfurcht; (...). Es war nicht Abenteuerlust (...). Was mich hinaustrieb, war die auflodernde Männlichkeit (...). Denn zu dem hohen Ziel, der Freiheit des Vaterlandes, kommt bei mir noch das der Freiheit meiner selbst hinzu“³⁰³.

Der Krieg sollte ihn befreien; jedoch bleibt unklar wovon. Es ist wohl als ein Ausbruch aus dem bürgerlichen und geordneten Leben zu sehen, eben doch ein wenig Abenteuerlust, wogegen er sich doch so verwahrte. In dieselbe Richtung geht auch der folgende Auszug aus einem Brief vom 18. August 1914 eines Kommilitonen:

³⁰¹ Feldpostbrief von Rudolf Fischer vom 18. November 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 18.

³⁰² Feldpostbrief von Alfred Buchalski vom 28. Oktober 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 15.

³⁰³ Feldpostbrief Brief von Paul Krebs, Ende Oktober 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 16.

„(...) Das ‚Zu-den-Fahnen-Strömen‘ gerade der Gebildeten beruht sicher nicht nur auf der Liebe zum Deutschtum – in all dieser Robustheit und in all diesem Strohsack-Leben ist gründliche Reaktion auf jede Verfeinerung. Man sehnt sich nach dem Bewußtsein, neben tüchtigem Geist und empfänglicher Seele auch Muskeln und Sehnen und Nerven zu besitzen“³⁰⁴.

Im weiteren Verlauf des Briefes beschwerte sich der Studierende konsequenterweise darüber, dass die Ausbildung beim Militär ihm nicht hart genug sei. Er wollte mehr gefordert werden, keine Schonung erfahren. Der Krieg sollte seine Bildung auf körperlicher Ebene vollenden. Der verweichlichten Lebensweise als Student wollte er nun eine körperliche, maskuline „Robustheit“ entgegensetzen.

Nicht wenige suchten also das Abenteuer und das Maskuline, welche sie in ihrem Leben als Student zu vermissen meinten. In der Teilnahme am Feldzug erhofften sie sich eine Möglichkeit zu Erwerb und Beweis der eigenen Männlichkeit. Aus dem verweichlichten Bücherwurm sollte der Krieg mit seinen Anstrengungen und Entbehrungen den ganzen Kerl formen. Dies war keine Ablehnung von Bildung als unmännlich; vielmehr strebten sie eine Einheit von Körper und Geist an gemäß dem Motto *mens sana in corpore sano*³⁰⁵. Ihr Bild des Kriegers, vor allem das des Soldaten, scheint dem von Schillers Reiterlied entsprochen zu haben, „*der Soldat allein ist der freie Mann*“. Die Tätigkeit als Soldat stand doch im krassen Gegensatz zu ihrem künftigen Berufsfeld als Akademiker. Darin findet sich dann auch wieder das in der Bevölkerung der Zeit weit verbreitete Bild des Militärs als Schule der Männlichkeit³⁰⁶.

Und schließlich gab es noch diejenigen Studenten, die unsicher waren, was auf sie zukommen mochte, und nun meinten, einen Reifeprozess vollenden zu müssen. Ein Marburger Theologiestudent schenkte in seinem Brief einen Einblick in seine damalige Gemütslage. Er verlieh in seinem Brief mehr seinem Gemütszustand als seinen Motiven Ausdruck.

„... In der gegenwärtigen Frage habe ich immer das Gefühl, daß wir für uns selbst nichts mehr wünschen dürfen, daß das bisherige Leben in sich geschlossen hinter uns liegen soll, und es jetzt heißt: reif sein ist alles. (...) Mein Vater war sehr ruhig. Gelassen besprachen wir die Lage und unsere Stellung dazu. Er freute sich, daß mein Bruder Gotthold auch als Freiwilliger mitgehen wollte, wenn man ihn nähme. Keine Aufregung, Nervosität oder Angst scheuchte den Abendfrieden (...). (...) Es war mir so, als ob die Stunde jetzt Rechenschaft forderte von der bisher geleisteten Arbeit (...). Über die subjektive Arbeit – die ja nicht eigentlich ein Arbeiten ist, sondern ein Werden, ein Beschenktwerden der empfänglichen Seele -, über die daraus fließende Stellung zum Leben überhaupt: darüber kann

³⁰⁴ Feldpostbrief von Sophus Lange vom 18. August 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 201.

³⁰⁵ Verkürztes Zitat des römischen Dichters Iuvenal, übersetzt: „ein gesunder Geist in einem gesunden Körper“.

³⁰⁶ Vgl. Frevert, kaserniert Nation, S. 238.

*man wohl nicht Rechenschaft ablegen, aber auch hier fühle ich, daß es heißt: reif sein!*³⁰⁷.

Diese Zeilen bieten einen einmaligen Einblick in die private Atmosphäre eines Studenten bei Ausbruch des Krieges. Sie zeugen von dem intimen Abschied vom Vater, der nicht von großen Emotionen, sondern mehr von ruhiger Gefasstheit spricht. Ein Drang seitens der Familie oder Gesellschaft, in den Krieg zu ziehen, schien der angehende Theologe nicht verspürt zu haben. Dennoch deuten sich die Freude und der Stolz des Vaters an. Hingegen hat es den Anschein, dass ein eigener innerer Antrieb den Studenten dazu veranlasste, sich freiwillig zu melden. Der Verfasser wählte bei der Beschreibung sehr ruhige Töne. Aus diesem Brief spricht nun überhaupt keine Kriegsbegeisterung, sondern wir dürfen teilhaben an den Zweifeln eines jungen Mannes an seinem Scheideweg. Ganz deutlich werden dessen Zweifel, dass mit dem Kriegsausbruch ihm eine schwere Last auferlegt wurde. Er fühlte offenbar einen Zwang, reif zu sein, erwachsen zu sein. Im Dezember 1914 schrieb er als freiwilliger Krankenpfleger: *„Der Krieg führt mich aus einem Aufruhr in die Betäubung und aus der Betäubung wieder in einen Aufruhr“*³⁰⁸. Die Ruhe, die er im ersten Brief beschrieb, war nun entweder verflogen oder doch nicht so stark, wie er sie geschildert hatte.

Hier lag kein Fall von Abenteuerlust oder Pflichterfüllung vor. Dieser junge Mensch fühlte sich wohl eher von der Situation überfordert. Angst drückte er nicht aus, wohl aber einen Zwang, nun erwachsen zu sein. Zunächst hatte er mit seinem bisherigen Leben abgeschlossen, in der Ahnung, dass das vor ihm Liegende nicht mehr mit seinen bisherigen Erfahrungen zu vergleichen sein würde. Man kann in den Zeilen deutlich die Unsicherheit über die Zukunft spüren.

Eine Vorstellung von dem, was sie dann im Krieg erwarten würde, hatten seine Kommilitonen allerdings auch nicht. Einzig, dass der Krieg gewonnen werden würde, war die feste Überzeugung der Studenten. Was sie aber dort erleben und erdulden mussten, ahnten sie noch nicht und machten sich darüber auch kaum Gedanken. Hugo Frick bemerkte dazu: *„Man stumpft tatsächlich geistig ab [während der Ausbildung, F.K.]. Wie muß nun aber erst im Feld aussehen?“*³⁰⁹. Seine Gedanken drehten sich lediglich um seine geistige Verfassung beim bevorstehenden Kampfeinsatz. Die wirklichen Gefahren des Krieges konnte er noch gar nicht erfassen und sich ihrer bewusst werden.

Auf diese Weise entsteht der Eindruck einer naiven Haltung der Hochschüler gegenüber dem Krieg, da die negativen Seiten wohl kaum bedacht wurden. Der eigene Tod wurde zwar auch thematisiert, doch stellte er zu diesem Zeitpunkt, also im August 1914, noch etwas Abstraktes und Fernes dar. Vereinzelt bereitete man die Angehörigen auf den Tod vor:

„Lieber Vater, gute Mutter, herzliche Geschwister, nehmt es bitte, bitte nicht für Grausamkeit, aber es wird gut sein, wenn auch Ihr Euch schon jetzt voll tapferen

³⁰⁷ Feldpostbrief von Heinz von Rohden vom 4./5. August 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 164f.

³⁰⁸ Ders. Brief vom 1. Dezember 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 166.

³⁰⁹ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 21. Oktober 1914 in BfZG .

*Mutes und fester Selbstbeherrschung mit dem Gedanken vertraut macht, daß Ihr mich (...) nicht wiederseht*³¹⁰.

Dennoch hoffte derselbe Autor auf ein glückliches Wiedersehen nach dem Krieg. Wie aber der Tod in den Reihen der Soldaten dann wirklich wüten sollte, mit seinen Verstümmelungen, Schmerzen und seiner massenhaften Wahllosigkeit auf den Schlachtfeldern des Ersten Weltkrieges, war den Studenten nicht bewusst, erahnten sie nicht einmal. In den frühen Briefen wurde er als Schicksal dargestellt, ohne Grausamkeit. Angesichts der bevorstehenden Wirklichkeit erscheinen dann solche Zeilen theatralisch. Die Stimmung darf man daher in ihrer Summe als patriotisch und vor allem sehr pathetisch beschreiben.

3.1.4. Zusammenfassung

Als erste Ergebnisse dieses Kapitels lässt sich festhalten, dass der Begriff einer Kriegsbegeisterung nicht auf die Stimmung innerhalb der Studentenschaft anwendbar ist. Die Studierenden hatten den Krieg nicht herbeigewünscht, aber akzeptierten ihn und stellten sich auch nicht dagegen. Somit entsprach ihre Haltung der des Restes der Bevölkerung Europas³¹¹. Joachim Radkau erklärt die Hochstimmung in Deutschland während der Augusttage damit, dass der Kriegsausbruch die Menschen aus der stark angespannten Situation der Juli-Krise, als Europa zwischen Krieg und Frieden hing, erlöste. Es habe nichts mit einer Kriegsbegeisterung zu tun³¹².

In den geäußerten Motiven, sich freiwillig zu melden, offenbarten die Studenten in ihren Formulierungen ein Doppelgesicht. Dabei ist zu unterscheiden zwischen einer offiziellen, nach außen gerichteten, und einer privaten, innerhalb der Familie geäußerten Haltung.

In ihrem öffentlichen Selbstbild stellten sich die Studenten als Patrioten und Verteidiger des Vaterlandes und der Freiheit des deutschen Volkes dar. In diesem Zusammenhang nahmen sie auch ganz klar zur Frage der Kriegsschuld Stellung. Dieser Punkt war den Studenten sehr wichtig. Sie sahen sich ohne eigene Zweifel in der Rolle der Verteidiger in einem europäischen Konflikt, der Deutschland von außen durch die alliierten Mächte aufgezwungen worden war.

Das bedeutete für die Hochschüler, dass sie nun ihrerseits aufgerufen waren, die Stätten der Bildung zu verlassen, um das Vaterland mit der Waffe zu verteidigen. Ihr propagiertes Motiv, freiwillig zu den Fahnen zu eilen, beruhte zum großen Teil auf der „*heiligen Pflicht*“ gegenüber dem Vaterland, welche auch immer wieder in den öffentlichen Schriften und Reden betont wurde. Dies war ein Motiv, welches die Studenten mit vielen anderen Kriegsfreiwilligen aus anderen sozialen Schichten teilten³¹³.

³¹⁰ Feldpostbrief von Walter Limmer vom 7. August 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 7f.

³¹¹ Vgl. Strachan, First World War, S. 110.

³¹² Joachim Radkau, Das Zeitalter der Nervosität, Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München 1998, S. 424.

³¹³ Watson, For Kaiser and Reich, S. 59f.

Der außenpolitischen Entwicklung im Juli des Jahres 1914 wurde hingegen bei der Beurteilung der Lage im August 1914 keine große Beachtung geschenkt. Man folgte der offiziellen Linie der Reichsleitung, so wie im Übrigen alle Deutschen ihrer Regierung in deren Darstellung der Ereignisse vertrauten³¹⁴. Entscheidend für die Situation waren die Mobilmachung Russlands und die Kriegserklärungen an das deutsche Reich und den Kaiser. Die Hintergründe des Krieges wurden in dem Neid der Feinde am Wohlstand des Reiches gesehen. Die Errungenschaften der nationalen Einheit und Freiheit des deutschen Volkes waren nach Meinung der Studenten in ihrem Bestand bedroht.

So wie das Zeitgeschehen weitestgehend ignoriert wurde, so war das Vergangenheitsbild umso präsenter in den Briefen und vor allem in den Aufrufen. In diesem Sinne betrachtete das Bildungsbürgertum die Kriege von 1870/71 und 1813 als eine kontinuierliche Serie von Siegen, in die sich der Krieg von 1914 nahtlos einreihen sollte³¹⁵. Dies gilt insbesondere für die häufige Bezugnahme auf den Befreiungskrieg von 1813. Der Kampf von 1813 war fester Bestandteil des Geschichts- und Selbstbildes des Bildungsbürgertums und der Studenten. Sie erachteten sich als die Nachfahren der Kämpfer im Jahre 1813. Dieses Selbstverständnis war Teil einer kulturellen Vereinnahmung und Überhöhung der eigenen Rolle und Basis des Patriotismus, der damals seine erste Bewährungsprobe bestanden hatte³¹⁶.

Konkrete Kriegsziele, wie etwa Gebietsansprüche, Unterwerfung der feindlichen Nationen oder Aufbau einer europäischen Hegemonie, formulierte man nicht. Dagegen schwang in den Argumentationen ein Führungsanspruch Deutschlands in Europa und der Welt mit. Dieser wurde jedoch nicht als militärischer, sondern als wirtschaftlicher und kultureller Anspruch erhoben. Die Spitzen- und Führungsposition, die sich das deutsche Reich mit friedlichen, wirtschaftlichen Mitteln in der Welt erworben hätte, wurde nun nach Ansicht der Studenten durch den Krieg der Alliierten bedroht. Kriegsziel war, wenn man überhaupt zu dieser Phase des Krieges sich zu diesem Thema äußern mochte, allein die Verteidigung des Vaterlandes und seines rechtmäßigen Platzes in der Welt.

Die Studenten gaben sich damit nicht einer Kriegseuphorie hin. Zumindest geben die Briefe und Artikel keinen Hinweis für eine Kriegsbegeisterung, von der oftmals unter dem Begriff Augusterlebnis zu lesen ist. Vielmehr entzündeten die Ereignisse in ihnen ein nationales Feuer, das sie dazu antrieb, ihren Patriotismus dahingehend auszuleben, in den Krieg zu ziehen. Aufgestachelt wurden sie durch die zahlreichen Aufrufe, Publikationen und Reden, welche die deutsche Kriegspolitik rechtfertigten³¹⁷. Dies galt vor allem für die Appelle aus den eigenen Reihen, den Universitäten und Korporationen. Nationalistische Töne findet man aber weder in den Briefen noch in den Aufrufen der Studierenden. Dies stimmt mit der

³¹⁴ Vgl. Steffen Bruendel, Volksgemeinschaft oder Volksstaat, Die „Ideen von 1914“ und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg, München 2003, 50.

³¹⁵ Johannes Burkhardt, Kriegsgrund Geschichte?, 1870, 1813, 1756 – historische Argumente und Orientierung bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg, Vier Augsburger Beiträge zur Kriegsursachenforschung, hg. v. Johannes Burkhardt, Josef Becker, Stig Förster, Günther Kronenbitter, München 1996, S. 9-86, S. 72.

³¹⁶ Vgl. Otto Dann, Nation und Nationalismus in Deutschland, 1770-1990, München 1993, S. 67ff.

³¹⁷ Vgl. Mommsen, Erster Weltkrieg, S. 114.

Beobachtung von Alex Watson überein, der in einer Untersuchung über deutsche Kriegsfreiwillige während des Ersten Weltkrieges zu einem ähnlichen Ergebnis kam³¹⁸.

Steffen Bruendel zieht in seinen Untersuchungen zur intellektuellen Kriegspublizistik des Ersten Weltkrieges den Schluss, dass die Wurzel für die Euphorie im August 1914 nicht auf den Kriegsausbruch, sondern in den damit erweckten Gefühlen der Nation zu suchen sei³¹⁹. Auch Bruendels Untersuchung deckt sich mit dem hier erzielten Ergebnis, dass die Studenten, wie auch die gesamte akademische Gemeinschaft, einmütig die Auffassung teilten, dass das Reich von außen bedroht und angegriffen worden sei³²⁰. Diese Meinung war jedoch nicht nur in den akademischen Kreisen verbreitet, sondern herrschte im ganzen Volk vor³²¹. Bruendel führt dieses auf die innenpolitische „Desinformationspolitik“ der Reichsleitung zurück³²².

Die weitgehend einhellige Auffassung eines Verteidigungskrieges innerhalb der Bevölkerung erklärt dann auch, warum die Studenten einen so hohen gesellschaftlichen und moralischen Druck, sich freiwillig zu melden, auf sich lasten fühlten. Zwar wurde kein Student offen dazu genötigt, sich unaufgefordert in die Armee einzuschreiben, jedoch wusste jeder, was von ihm erwartet wurde; verspürten doch gerade zu dieser Zeit die Intellektuellen das Gefühl, mit ihren Landsleuten eins zu sein³²³. Der Erwartungshaltung sei so groß gewesen, dass abgelehnte Kriegswillige aus Scham den Selbstmord wählten, so Bernd Ulrich und Benjamin Ziemann. Man wollte nicht „das Stigma einer »schlechten Gesinnung«“ auf sich laden³²⁴. Wenn die Studenten ihrer Befürchtung Ausdruck verliehen, nicht mehr „mitzukommen“, dann zollten sie auch diesem Druck Respekt. Diese Erwartung der Gesellschaft führt auch Alex Watson als eines von verschiedenen Motiven Kriegsfreiwilliger auf, von sich aus zur Fahne zu eilen³²⁵.

Ausdruck fand diese Haltung, Verteidiger sein zu müssen, bei den Studierenden in deren Geschichtsbild, das von den älteren Mitgliedern des Bildungsbürgertums an sie herangetragen worden war. Eine Schlüsselrolle kam dabei den hier schon öfters erwähnten Befreiungskriegen zu. In den Propagandaschriften und –reden der Gelehrten wurden sie zur moralischen Mobilisierung der Bevölkerung und gerade auch der Studenten herangezogen³²⁶. Die Führer des Bildungsbürgertums, die Gelehrten und Professoren, gaben den Studenten ein Geschichtsbild und eine Ideologie vor. Damit erzeugten sie dieses starke Pflichtbewusstsein innerhalb des akademischen Nachwuchses und wiesen den Studenten den Weg in die Kasernen und ins Feld.

³¹⁸ Watson, For Kaiser and Reich, S. 57, 59f.

³¹⁹ Bruendel, Volksgemeinschaft, S. 58.

³²⁰ Ebd., S. 42, 48ff., 57.

³²¹ Ebd., S. 31.

³²² Ebd., S. 50.

³²³ Verhey, Der Geist von 1914, S. 374.

³²⁴ Vgl. Bernd Ulrich, Benjamin Ziemann, Das soldatische Kriegserlebnis, in: Eine Welt von Feinden, Der Große Krieg 1914-1918, hg. v. Wolfgang Kruse, Frankfurt 1997, S. 127-158, S. 130f.

³²⁵ Watson, For Kaiser and Reich, S. 59.

³²⁶ Bruendel, Volksgemeinschaft, S. 33ff.

Wenden wir uns nun der Darstellung zu, welche die Studenten ihren Familien gegenüber zeigten, verborgen vor den Blicken anderer. Innerlich bewegten viele junge Männer oftmals andere Fragen als die, welche in der Öffentlichkeit diskutiert wurden. Neben patriotischen Überlegungen drängten vor allem Abenteuerlust und das Bedürfnis, seine Männlichkeit zu beweisen, sie dazu, sich als Kriegsfreiwilliger zu melden. Viele Hochschüler erblickten im Krieg eine Chance, aus dem bürgerlichen Leben auszubrechen, um das größte Abenteuer ihres Lebens zu erleben³²⁷. Diese Einstellung war gerade bei den jüngeren Generationen, nicht nur Deutschlands, sondern auch in ganz Europa weit verbreitet³²⁸.

Worauf diese Erwartung beruhte, lässt sich aus den Briefen hingegen nicht entnehmen. Krieg kannten diese jungen Männer nur aus den Kriegsmemoiren der Einigungskriege, der Dichtung der Befreiungskriege und den Darstellungen in der klassischen römischen und griechischen Literatur. Mit diesen Geschichten wuchsen die Studenten bereits als Kinder und Jugendliche heran, als sie damit während ihrer Schulzeit vertraut gemacht wurden³²⁹. Ob Erziehung in der Schule jene Studierenden geprägt hatte und ihre Abenteuerlust weckte, lässt sich allerdings mittels der Briefe nicht nachweisen. Der Verdacht liegt natürlich nahe, man erinnere sich an die Szene in Remarques Roman „Im Westen nicht Neues“, als der Lehrer die Klasse dazu auffordert, sich geschlossen freiwillig zu melden³³⁰. Und auch Bernd Ulrich sieht darin eine Ursache für Kriegsbejahung und nationale Selbstüberschätzung³³¹.

Jedoch galt während der Kaiserzeit nicht das Gymnasium, sondern das Militär als Schule der Männlichkeit. Der Kommissar vermittelte schlaffen, jungen Männern Körperkontrolle, Kraft und Mut, zeigte ihnen, wie sie ihren Körper ihrem Willen unterwerfen konnten und formte sie in den Augen der Gemeinschaft zu Männern³³². Ute Frevert spricht von einem „rite de passage“, die einen Jüngling zum Manne gemacht habe³³³.

Für viele bedeutete dies nicht nur eine Reifung im körperlichen, sondern auch im sexuellen Sinne. Vom Elternhaus entfernt konnten die jungen Rekruten erste intime Erfahrungen mit Frauen sammeln³³⁴, sicher auch eine Art Freiheit, nach der sich nicht wenige sehnten. Dies mag vor allem für die Studenten zutreffen haben, die noch nicht lange an einer Hochschule lebten und sich daher auf dem Gebiet der Sexualität noch keine Erfahrungen verschaffen konnten.

Ein weiterer Anziehungspunkt des Militärs war selbstverständlich das markige Erscheinungsbild mit Uniform und Säbel. In der wilhelminischen Gesellschaft, wie eingangs bei der Betrachtung des Militärdienstes erwähnt, verschaffte dies auch dem einfachsten Mann

³²⁷ So auch allgemein als Motiv für viele deutsche Soldaten, Chickering, Der Erste Weltkrieg, S. 118. In ähnlicher Weise beschreibt Ernst Jünger solche Gefühle in seinem biographischen Roman "In Stahlgewittern", vgl. Jünger, Stahlgewitter, S. 7.

³²⁸ Ulrich/Ziemann, Kriegserlebnis, S. 128f.

³²⁹ Feldpostbrief von Herbert Weißer vom 7. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 82. Weißer beklagt darin, dass der Krieg, der ihm in der Schule geschildert wurde, nichts mit der brutalen Realität gemein hatte.

³³⁰ Remarque, Im Westen nichts Neues, S. 17f.

³³¹ Vgl. Ulrich, Die Augenzeugen, S. 171f.

³³² Frevert, kaserniert Nation, S. 238.

³³³ Ebd., S. 228.

³³⁴ Ebd., S. 232ff.

gegenüber Zivilisten Prestige und Macht. Und natürlich waren Militärjahre keine verlorenen Jahre, da sie als Möglichkeit zur Erlangung des Reserveoffiziersranges dienen konnten. Ein Krieg konnte solche Ambitionen nur bestärken und auf eine schnellere Beförderung hoffen lassen, bei der man vielleicht sogar noch das Eisene Kreuz zu erlangen vermochte.

Das Stichwort Militär führt zu einer weiteren interessanten Feststellung. Weder in offiziellen Aufrufen, noch in den privaten Briefen wurde in der Situation der Bedrohung von außen das Militär als Verteidiger benannt, oder überhaupt erwähnt. Weder Studenten, noch Professoren oder Alte Herren setzten auf das Militär, sondern sahen sich und das deutsche Volk in der Pflicht, Kaiser und Vaterland zu verteidigen. Gleichfalls galt der Aufruf der Kieler Studierenden der deutschen Bevölkerung, nicht der Armee und ihren Führern. Eine besondere Hervorhebung der Armeekreise, wie man das in einem militaristischen Staat erwarten würde, sucht man vergeblich. Vielmehr erachtete man sich als Bürger und Deutscher selbst in der Verantwortung zu handeln, zu den Fahnen zu eilen und als Soldat dem Feind die Stirn zu bieten. Ebenso ist auch in den persönlichen Betrachtungen dem Militär keine übersteigerte Rolle zugedacht worden. In dem Drängen, möglichst schnell Aufnahme in einem Regiment zu finden, lag nicht eine Hörigkeit oder Überbewertung des Militärs, sondern einfach der Wunsch, das bedrängte Deutschland zu verteidigen. Hingegen empfand so mancher Student den Kommiss als eine Last, welche man aber auf sich nehmen musste, da das Vaterland dies nun gebot. Die Studentenschaft mobilisierte sich selbst und benutzte das Militär als Institution des Staates, dem bedrängten Vaterland beiseite zu stehen.

In diesem Sinne waren die Motive der Hochschüler insofern aufrichtig, da sie sich offensichtlich keine Vorteile davon erhofften, sich freiwillig zu melden. In keinem der Briefe wurde der Gedanke geäußert, dass die Teilnahme an einem Krieg für das Vaterland einen gesellschaftlichen Bonus, etwa eine besondere Anerkennung als Veteran, bringen würde. Wenn, dann war schon eher die Angst vor einem Malus antreibend, wie schon dargestellt.

Und schließlich unterschieden sich in den ersten Wochen und Monaten die Studenten in ihren Motiven und ihrer Sicht des Krieges nicht wesentlich von den anderen Kriegsfreiwilligen. Sicherlich fühlten sie sich aus einer eigenen „Geschichte“ als Söhne der Befreiungskriege, dennoch wichen ihre Vorstellungen nicht weit von denen der restlichen Bevölkerung ab. Wie alle jungen Männer im Reich waren sie durchdrungen von patriotischer Begeisterung und auch ein wenig Abenteuerlust. Auch das Motiv der Bewährung teilten sie mit anderen Gruppen des Volkes, wie etwa der Arbeiterschaft oder den Juden und Katholiken.

Insoweit kann man einen „Geist von August 1914“ konstatieren, der große Teile der Bevölkerung miteinander verband. Diese Einheit war aber noch eine abstrakte Idee, ein Idealismus, basierend auf Pflichtbewusstsein und Patriotismus. Sie musste erst einmal ihre Feuertaufe auf den Schlachtfeldern Europas überstehen.

Das Erlebnis des Kriegsausbruches war natürlich nur ein kurzer Moment im weiteren Verlauf der Geschichte des Ersten Weltkrieges. Das heißt, dass die hier festgestellten Einstellungen und Erwartungen zum Krieg keine festen Werte darstellten, sondern vielmehr einen Startpunkt, von dem aus der Fortgang beobachtet werden muss. Im folgenden Kapitel wird das Erlebnis des Gefechtes und Kampfes während des Krieges untersucht werden, eine Erfahrung, über die keiner der Studenten zuvor verfügte. In einem späteren Kapitel wird der Sinn des Krieges aus Sicht der Studenten weiter untersucht werden. Dabei ermöglicht die Betrachtung einen Vergleich zwischen den Erwartungen und den dann tatsächlich gemachten

Erfahrungen. Denn eigene Erfahrungen lagen im August 1914 noch nicht vor, wie überhaupt zu diesem Zeitpunkt der Krieg an sich für die Beteiligten noch Neuland war. Die Studenten hingen also noch zwischen Krieg und Frieden. Die Erwartungen waren groß; nun sollte sich zeigen, ob der Krieg auch das hielt, was sich die Studierenden von ihm erhofften.

Es folgte sodann die Feuertaufe und das Erlebnis des Kampfes, hierzu mehr im nächsten Abschnitt.

„Student sein, wenn die Hiebe fallen im scharfen Gang, der selbst gewählt, im blutigen Aufeinanderprallen der Mut sich für das Leben stählt, Student sein, wenn dein einzig Sorgen, ob fest und tapfer du wirst stehen an deines Lebens Wagemorgen: Herr laß die Zeiten nie vergehen“.

Studentenhymne, Joseph Buchhorn.

3.2 Kampferlebnis

Nach den turbulenten Tagen nationaler Euphorie im August 1914 folgte für die Kriegsfreiwilligen zunächst die Rekrutenausbildung in den Kasernen. Dort konnten sich die Nerven der jungen Kriegsfreiwilligen von den Aufregungen der Augusttage erst einmal beruhigen. Viele Rekruten erlebten die Ausbildungszeit dann auch als den aufregenden Aufbruch in ein großes Abenteuer³³⁵. Erst danach kamen die allermeisten zum Einsatz an die Front. Dort erwartete sie dann der Kampf.

Der Soziologe Hans Paul Bahrtdt definiert den Begriff des Kampfes wie folgt: „'Kämpfen im engeren Sinne' ist ein Handeln, dessen aktuelle Situation dadurch bestimmt ist, daß das Subjekt sich im Vollzug des Handelns unmittelbar auf andere Subjekte richtet und diese an der Verfolgung ihrer Ziele hindert bzw. stört, indem es sie handlungsunfähig zu machen versucht oder sie sogar vernichtet. Das Kämpfen als Handeln ist so strukturiert, daß es sich einerseits auf den Gegner richtet, andererseits sich aber auf entsprechende Intentionen des Gegners einstellt. (...) Man kämpft mit einem Gegner, der ebenfalls kämpft“³³⁶. Kämpfen umfasst folglich sowohl den Angriff, als auch die Verteidigung. Entscheidend ist dabei nicht nur das Handeln, sondern auch der Wille des Soldaten, die Intentionen des Gegners abzuwehren. Ein Soldat, der sich zur Erholung im rückwärtigen Raum befand, kämpfte demnach nicht, wohl aber der Kamerad, der im Schützengraben auf Posten war, ohne notwendigerweise einen Schuss abzugeben.

Die Mitglieder der schlagenden Verbindungen hatten bereits ein wenig Erfahrung mit dem Kampf, welche sie während der Mensur hatten sammeln können. Allerdings fehlte dieser Art des Kampfes der tödliche Ernst eines Krieges. Daher wird sich erst in diesem Kapitel erweisen, ob diese Erfahrungen sich mit dem Erlebnis des Kampfes im Ersten Weltkrieg deckten. Schließlich lässt sich der Kampf im Krieg nicht mit dem eines studentischen Zweikampfes nach festen Regeln und engem Ehren- und Moralkodex vergleichen.

Was die jungen Soldaten vom Kampf erwarteten, konnte bereits ein wenig im vorhergehenden Kapitel beleuchtet werden. Der Kampf ist elementares Erlebnis eines jeden Soldaten in einem Krieg. So verwundert es auch nicht, dass sehr viele Feldpostbriefe diesem Ereignis weiten Raum widmeten.

Eigene Vorerfahrungen in einem Krieg hatte keiner der Studierenden. Sie waren in einer relativ langen Friedensperiode aufgewachsen. Seit 1870 lebte das Deutsche Kaiserreich in

³³⁵ Vgl. Radkau, Zeitalter der Nervosität, S. 425.

³³⁶ Hans Paul Bahrtdt, Die Gesellschaft und ihre Soldaten, Zur Soziologie des Militärs, München 1987, S. 81.

Frieden mit seinen europäischen Nachbarn, wenn man von Konflikten in den Kolonien einmal absieht. Selbst die Veteranen aus dem letzten Krieg gegen Frankreich waren schon recht betagt und zum größten Teil bei Kriegsausbruch zu alt, um an einem erneuten Feldzug teil zu nehmen. Daher kannten die Studenten den Krieg nur aus deren Memoiren, dem Geschichtsunterricht und der Dichtung. Und dieses Bild war zudem geprägt von idealisierten humanistischen Vorstellungen, einem hehren Ehrbegriff und mittelalterlicher Romantik³³⁷.

Den großen Reden der Augusttage 1914 sollten nun Taten folgen. Das erste Gefecht, die Feuertaufe, stand den Hochschülern bevor. Daher beginnt auch der Einstieg in die Betrachtung des Kampferlebnisses bei der Feuertaufe. Ein so herausragendes Ereignis, welches mit nichts, was sie bisher erlebt hatten, vergleichbar gewesen wäre, nahm verständlicher Weise eine Sonderstellung in der Darstellung und Erfahrung des Kampfes ein. Daran schließt sich der Blick auf den Kampf im Allgemeinen an. Hier werden die Darstellungen des Kampfes weiter analysiert und auch Vergleiche zur Darstellung der Feuertaufe gezogen werden. Im Anschluss daran wird der Kampf unter dem Gesichtspunkt der Mensur betrachtet. Dabei ist von Interesse, inwieweit sich in der Beschreibung des Kampfes und des Krieges die Studenten der Definitionen aus dem Mensurwesen bedienten und in welchem Rahmen sie den Krieg mit einer Mensur verglichen.

Bei der Betrachtung der Feldpostbriefe wird sowohl dem Inhalt als auch dem Stil der Darstellung Beachtung geschenkt werden. Beachtenswert sind nicht nur die Erlebnisse an sich, sondern auch, wie diese durch die Studenten wiedergegeben wurden.

3.2.1 Feuertaufe

Nachdem sich die meisten Studenten im August 1914 freiwillig gemeldet hatten, kamen sie nicht gleich zum Einsatz in den Kampf, sondern zunächst zur Ausbildung in die Rekrutendepots. Aber danach erhielten sie ihren Marschbefehl an die Front, den schon mancher ungeduldig herbeigesehnt hatte, „(.) *melden wir uns sofort, sobald uns Gelegenheit geboten ist in d. Front zu kommen*“³³⁸. Hier erwartete die studentischen Soldaten ihr erstes Gefecht, die so genannte Feuertaufe.

Das zeitgenössische Meyers Konversations-Lexikon von 1895 hält zwei Definitionen für den Begriff Feuertaufe parat: Zum einen bezeichnet er den „*Märtyrertod durch Verbrennen*“ im christlichen Kontext³³⁹ und zum anderen im militärischen Sprachgebrauch³⁴⁰ den Moment, in dem eine Truppe zum ersten Mal in einem Gefecht unter feindlichem Feuer steht. Bei der Feuertaufe handelte es sich also um einen fest stehenden und weit verbreiteten Begriff Anfang des 20. Jahrhunderts. In der nachträglichen Betrachtung springt die Doppeldeutigkeit des

³³⁷ Vgl. Wiedenhoff, Kontinuität korporierter Mentalität, S. 195. Zur mittelalterlichen Romantik in Korporationen vgl. auch Jaraus, Korporationen, S. 67.

³³⁸ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 21. Oktober 1914 in BfZG.

³³⁹ Meyers Konversations-Lexikon, Bd. 6, 5. Aufl., Leipzig 1895, S. 386.

³⁴⁰ Ebd., S. 367.

Begriffes ins Auge, wenn man an die ungeheuren Verluste an Menschenleben im industriellen Krieg mit seinen bis dahin nie gesehenen Artilleriefeuern denkt.

In einem Brief an Schwester und Mutter schilderte Hugo Frick die Erlebnisse seiner Feuertaufe. Frick war zu diesem Zeitpunkt Artillerist, so dass seine Eindrücke nicht aus der vordersten Front, sondern aus der Geschützstellung stammten.

„Zwischen Datum und Anrede sind 4 Stunden vergangen und zwar Stunden meiner ersten Feuertaufe! (...) Au, ist das ein Gefühl .. ein fernes bum .. ein s..s..s... Sausen in den Lüften, von eigenartigem Ton, den man gehört haben muß, .. man kann grad noch in Deckung treten. Dann die Detonation des Geschosses mit ihrer Sprengwirkung .. um mich herum sprangen die Granatsplitter, einen habe ich eingeschoben. (...). Heute Nacht werden wir weiter funken und befunkt werden. Das ist was ganz unheimliches, besonders beim 1. mal“³⁴¹.

Diesen Zeilen gingen andere Briefe voraus, in denen er an seine Mutter schrieb, wie er sich ins Feld sehnte. Dort hoffte er, Ruhm und Ehre zu finden und sich Meriten zu verdienen.

„Unser einziger Wunsch ist es eben nun Lorbeeren zu erwerben, vielleicht gelingt es dem ein oder anderen, Inhaber d. Eisernen Kreuzes zu werden, all das können wir nur im Feld, deshalb sehnen wir uns ins Feld“³⁴².

Zwischen den Schreiben liegen fünf Monate. Lange hatte Hugo Frick auf seine Feuertaufe warten müssen, seitdem er sich im August freiwillig gemeldet hatte. Als dann endlich der Moment des ersten Kampfes gekommen war, findet sich in seinem Brief von „Lorbeeren“ und Orden kein Wort mehr. Vielmehr sind es die Eindrücke des Beschusses, die in der Darstellung dominieren. In seinem Brief beschränkte er sich darauf, seine Sinneseindrücke wiederzugeben, wobei diese so neu, fremd und unbeschreiblich für ihn waren, dass er sich der Lautmalerei bedienen musste. Das Erlebnis war für ihn so außergewöhnlich und erinnerungswert, dass er sich ein Andenken in Form eines Granatsplitters aufbewahrte. Damit hatte er ein Souvenir, das er später immer wieder vorzeigen und somit beweisen konnte, dass er in den engeren Kreis der bewährten Krieger aufgestiegen war. Weiter war ihm der Erhalt der Feuertaufe so wichtig, dass er nur wenige Stunden später dieses Ereignis in einem Brief an seine Mutter mitteilte. Er muss die Feuertaufe wie eine Art Initiation erlebt haben, zumindest legt seine Darstellung dies nahe.

Den Göttinger Studenten Deichmann ereilte das Schicksal seiner Feuertaufe als Infanterist auf dem Marsch. Damit kam dieses Erlebnis für ihn völlig unerwartet, weil er vom feindlichen Feuer überrascht wurde.

„Am folgenden Tag hatten wir unsere Feuertaufe. Auf dem Marsche werden wir plötzlich von Artillerie- und Infanteriefener überrascht. (...). Ich hatte einen fürchterlichen Anblick. Einem Kamerad wurde von einer Granate Arm und Bein

³⁴¹ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 13. April 1915 in BfZG.

³⁴² Ders., Brief vom 19. November 1914 in BfZG.

weggerissen. An solche Bilder hat man sich jetzt vollkommen gewöhnt, aber damals hat es einen tiefen Eindruck auf mich gemacht“³⁴³.

Schon in seinem ersten Gefecht, anders als Frick, wurde er dem Anblick von Tod und Verwundung ausgesetzt. Dies war zunächst ein Schock für ihn. Im Anschluss führte er aber aus, dass solche Bilder später für ihn zur Gewohnheit geworden waren. Beim ersten Mal war er darauf allerdings in keiner Weise vorbereitet gewesen. Im Nachhinein war es für ihn lediglich ein erster Vorgeschmack auf Kommendes, denn „(...) die *eigentliche Feuertaufe*“³⁴⁴ sollte nach seiner Darstellung erst der nächste Tag bringen. Damit unterstrich er den besonderen Moment des ersten Anblicks des Grauens des Krieges. Man kann nachvollziehen, wie tief dieses erste Erlebnis ihn berührt und bewegt hatte.

Als weiteres Beispiel soll der Bericht von Carl Hauers dienen, der schon beinahe im protokollarischen Stil das Erlebnis seiner Feuertaufe an seine Familie niedergelegt hatte.

„(...) da blitzte es bei den Stellungen der Russen auf. 12 Sekunden darauf, (...) das dumpfe Krachen der Geschütze, dann das Heulen der Projektile, immer näher und schneidender, Mautz und ich werfen uns hin, ein ohrenbetäubender Krach, dann ein Regen von Erde, Steinen, Schutt und Staub. Um uns schlagen noch 6 schwere Granaten (18cm) u. 4 Schrapnells der Feldartillerie. Aufschlagen in Entfernung von 10 bis 20 Meter. Eine ging in den Teich, eine in die Schmiede, die Fenster im Herrenhaus zersprangen, 1 Verwundeter. Das Feuern der russischen Artillerie war schaurig schön. Ich gab mich verloren. Mich packte die Entrüstung über die Unvorsichtigkeit der Russen und maßlose Wut, dass ich so schnell ein unrühmliches Ende finden sollte. Es ist fast ein Wunder, dass Mautz und ich heil davon kamen. Das war die Feuertaufe“³⁴⁵.

Stück für Stück erzählte er die Ereignisse noch einmal nach. Es fallen die Details des Geschehens auf, die scheinbar noch ganz frisch in der Erinnerung gewesen sind. Erst gegen Ende seiner Beschreibung verschaffte er seinen Gefühlen Luft, die bis dahin scheinbar gar nicht von Interesse waren. Und dort kann man kein Wort von Angst, hingegen von Wut lesen, so ruhmlos zu sterben. Es scheint schwer vorstellbar, dass er in diesem Moment keine Furcht gefühlt hatte; offenbar stand Hauers in dem Moment des Artilleriebeschusses unter Schock. Auch der Verwundete blieb ohne jeden weiteren Kommentar.

Wie die drei Beispiele zeigen, war die Feuertaufe der Moment im Leben eines jungen Soldaten, in dem er zum ersten Mal unmittelbarer Todesgefahr ausgesetzt war und dies auch gespürt hatte. Die Ereignisse hatten sich tief in die Erinnerung eingegraben, die Darstellungen sind sehr detailreich. Die Wahrnehmung galt in allen Fällen aber nicht dem Feind, sondern der Einwirkung der Geschosse und den Eindrücken der Zerstörung, der Verwundung und des Todes. Die Sprache ist ebenfalls sehr kurz und einfach, die sensorischen Eindrücke standen im Vordergrund. Die Emotionen scheinen untergeordnet zu sein und fanden nur am Rande

³⁴³ Feldpostbrief vom Studenten Deichmann vom 14. November 1914 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 72, S. 78.

³⁴⁴ Ebd.

³⁴⁵ Feldpostbrief von Carl Hauers vom 7. Dezember 1914 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, S. 3f.

Ausdruck, geben aber Zeugnis von einer starken inneren Bewegung durch die Erlebnisse. Angst wurde nicht thematisiert – was nicht heißt, dass die Verfasser keine hatten –, dennoch wird deutlich, dass die Studenten überrascht und überwältigt, besser überfordert, von den Geschehnissen waren, sie hatten unter einem Schock gestanden. Das einschlagende Feuer der Artillerie war „*unheimlich*“ und „*schaurig schön*“, wie Frick und Hauers schrieben. Die Bilder von Gewalt und Verwundung hatten auf Deichmann „*einen tiefen Eindruck*“ gemacht. Es war ein Ereignis, welches mit nichts zu vergleichen gewesen wäre, was diese Studenten bereits erlebt hatten. So beschrieb Frick die Geräusche der durch die Luft sausenden Granaten als „*(...) eigenartigem Ton, den man gehört haben muß (...)*“³⁴⁶. Es fiel ihm dazu kein Vergleich aus dem Leben in der friedlichen Heimat ein.

Ein weiteres Detail, das Aufmerksamkeit erregt, ist die scheinbare Passivität der Darsteller in den beschriebenen Situationen. Es gingen keine Aktionen von ihnen aus. Sie scheinen den Ereignissen ausgesetzt gewesen zu sein, so wie ein Mensch in ein Unwetter gerät.

Ähnlich wie Carl Hauers legte auch der Sängerschafter Hans Hermann die Ereignisse seiner Feuertaufe sehr genau nieder. Dabei beschrieb er die Situation jedoch nicht aus seiner individuellen Sicht, sondern schilderte seine Feuertaufe aus der Sicht der ersten Person Plural.

„Wir marschieren wohlgenut auf einer Landstraße, plötzlich fliegen einige Granaten über uns weg, schnell von der Chaussee runter! denn ein Hagel von Infanteriefeuer empfangt uns. (...). Die ersten Verwundeten und Toten! (...). Wir müssen aber dort liegen bleiben, denn über uns sausen feindliche und deutsche Granaten herüber und hinüber und zwar nur wenige Meter über unsere Köpfe. (...). (...) 1½ km vor uns liegt der Feind und sucht uns durch fortwährendes Infanteriefeuer zu stören. Wir selbst dürfen nicht schießen, um unsere Stellung nicht zu verraten. (...). Das war unsere Feuertaufe!“³⁴⁷.

Er nahm damit weder eine individuelle noch eine neutrale Erzählhaltung ein. Vielmehr beschrieb er die Geschehnisse aus der Sicht der ganzen Gruppe von Soldaten. Seine eigene Persönlichkeit nahm dabei keine besondere Stellung oder Rang ein. So wie er als Einzelperson dabei nicht Erscheinung tritt, so fehlen auch jegliche Hinweise auf Emotionen in seinem Text.

Ebenso nicht individuell, sondern aus der Sicht der ersten Person Plural und deskriptiv ist der Bericht eines Kommilitonen an der Ostfront über sein erstes Gefecht³⁴⁸. Und der Bericht eines jungen Turnerschafters an seine Eltern ist vergleichbar nüchtern und in der Wir-Erzählweise abgefasst; er beginnt mit den Worten: „*Liebe Eltern! Die Feuertaufe haben wir gründlich erhalten (...)*“³⁴⁹. In beiden Briefen fehlen genauso Hinweise auf die eigenen Emotionen während des Kampfes.

³⁴⁶ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 13. April 1915 in BfZG.

³⁴⁷ Feldpost von Hans Hermann vom 20. Oktober 1914 in SUBG Göttingen 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74 Nr. 10, S. 4f.

³⁴⁸ Feldpostbrief eines unbekanntes Studenten vom 25./26. Juni 1915 in SUBG 4° Cod. Hist. Nachtr. 74, Nr. 15, S. 1f.

³⁴⁹ ATZ Nr. 12, 1. Oktober 1914, Jg. 31, S. 285.

Der Student Peterson wählte zwar nicht die Wir-Perspektive, um seine Feuertaufe darzustellen; dafür nahm er sogar eine unpersönliche Haltung in seinem Brief ein.

„Dixmuiden hat uns eine Feuertaufe gebracht, die wohl kaum einer aktiven Truppe vorbehalten ist: (...). (...). Was erlebt man nicht in einem solchen Sturm! Man reißt um Jahre. Der Tod saust; Maschinengewehrhaegel und Kugelhaegel, jeden Augenblick glaubt man getroffen zu werden. Man ist dessen sicher. Vollkommen klar funktioniert das Gedächtnis; man sieht und empfindet klar (...).“³⁵⁰.

Obschon er betonte, wie klar die Gedanken und Empfindungen während des Gefechtes waren, wiewohl er plastisch den drohenden Tod und die Angst, nun getroffen zu werden, wiedergeben konnte, so konnte er nicht eine Regung seiner Gefühle in den Brief einfließen lassen. Er beschrieb nicht ein persönliches Erlebnis, sondern erweckte eher den Eindruck, das Erlebnis aller Soldaten im Kampf zu schildern.

Ungeachtet der Tatsache, dass sich alle Verfasser in ihren Briefen an ihre Familien wandten, konnten die wenigsten offen ihren Emotionen während ihres ersten Kampfes Ausdruck verleihen. Stattdessen prägte eine Darstellung aus der Gruppenperspektive oder sogar eine unpersönliche Darstellung ihre Berichte von den ersten Ereignissen an der Front.

Erstaunlicherweise unterschieden sich diese Darstellungen nicht groß von denen der Kommilitonen, die sich an eine größere, öffentlichere Leserschaft richteten, wie der nächste Brief belegen wird. Die nachfolgenden Zeilen wurden einem Brief eines Studenten an die Zeitschrift „Die Furche“ entnommen. Hierin wandte er sich nicht an den engen Familienkreis, sondern an ihm fremde Personen und eine breitere Öffentlichkeit.

„(...) vorgestern empfangen wir unsere Feuertaufe, die an Intensität und Gewalt der Eindrücke kaum noch zu wünschen übrig läßt. Meine Gruppe lag von morgens 5 Uhr bis in die Nacht im Schützengraben und von Nachmittag 3 Uhr ab hagelte es nur so mit Granaten und Schrapnells über uns weg. Krachen und Pfeifen der Geschosse (...) ist für den Anfänger im Kriegshandwerk sehr aufreibend. Wir saßen bis in die Nacht hinein in ständiger Erwartung des Todes, und selbst die alten Soldaten, die schon 3 Monate Krieg hinter sich haben, geben selbst zu, daß es einer der furchtbarsten Tage war. (...). Wir beteten so inbrünstig den 88. und 91. Psalm, daß wir dadurch den vollen Mut wiedergewannen und im festen Vertrauen, daß wir nicht tiefer als in Gottes Schoß fallen können, erwarteten wir ruhig unser Los“³⁵¹.

Auch hier fällt als prägender Eindruck die Wirkung der Geschosse auf. Weiter drückte Karl Gottlob in diesem Brief seine Hilflosigkeit gegenüber den Ereignissen aus. Dabei flüchtete er sich in seinen christlichen Glauben, indem er die Verantwortung für sein Leben in die Hände Gottes legte. Erhellend ist ein Blick in die Bibel, in den 88. Psalm: *„Denn meine Seele ist*

³⁵⁰ Feldpostbrief von Kurt Peterson vom 25. Oktober 1914 in Witkop, Kriegsbriege gefallener Studenten, S. 107.

³⁵¹ Feldpostbrief von Karl Gottlob vom 28. Oktober 1914 in Die Furche, Nr. 4, November 1914, 5. Jg., S. 59.

voller Jammers, mein Leben ist nahe bei der Hölle. | Ich bin geachtet gleich denen, die in die Grube fahren; ich bin wie ein Mann, der keine Hilfe hat“. Man kann sich vorstellen, dass das Erlebnis für diesen Hochschüler von Todesangst und Hilflosigkeit geprägt gewesen sein muss. Sein Leben war nicht mehr in seiner Hand, im krassen Gegensatz zu seinen bisherigen Erfahrungen, sondern ganz in Abhängigkeit von der Gnade Gottes. Jedoch gleichzeitig schilderte der Student die Ruhe, mit der er und seine Kameraden die Ereignisse über sich ergehen ließen. Trotz der Gefahr und Verzweiflung wollte er sich nicht als ängstlich oder in Panik darstellen.

In ähnlicher Weise, d.h. aus der Perspektive der Gruppe, schilderte auch ein junger Turnerschafter seinen Bundes- und Verbandsbrüdern seine Feuertaufe in dem breiten Forum der Verbandszeitschrift des VC³⁵².

Insgesamt betrachtet nutzten viele Studenten, sowohl im familiären als auch mehr öffentlichen Briefverkehr, in ihren Darstellungen das stilistische Mittel, nicht als eine Einzelperson, sondern als Teil einer Gruppe aufzutreten. Der Leser erhält den Eindruck, in den Berichten weniger eine Handlung, als ein Schicksal geschildert zu bekommen. Wie in den vorigen Berichten dominierte das Erlebnis des Beschusses in diesen Beschreibungen, der Feind spielte nur hintergründig eine Rolle. Die Verfasser waren mehr darum bemüht, den Gesamteindruck zu schildern, als ihre eigene Rolle im Kampf zu beschreiben. Diese Art der Darstellung ist die häufigste, die man in den Feldpostbriefen der Studenten vorfindet.

Allerdings sollte man sich davor hüten, diese Briefe als die Norm zu betrachten. Denn es gab auch Schilderungen, die deutlich von diesen Briefen abwichen, wie etwa diese eines Göttinger Burschenschafters:

„Der Major kam angesprengt: Kerls ihr kommt sofort ins Gefecht! Da kam auch schon das Kommando: An die Gewehre kehrt Marsch! War das ein Leben! Adjutanten jagten auf die Höhen, die Kavallerie sammelte sich dahinter, Artillerie fuhr auf. (...). Hui-Hui Bum! Hui! Da sausten sie über uns weg (...). Die ersten Granaten und Schrapnells gingen nach unserem rechten Flügel. Da schossen wir auch vom Erdboden auf nach vorwärts. (...). Liegenbleiben [nach Verwundung am Bein, F.K.]? Nein, das war leichtsinnig. Also mit! Ich wollte wenigstens mein Gewehr einschießen. (...). Vor uns hörten wir lebhaftes Gewehrfeuer (...). Und ich konnte nicht mit“³⁵³.

Der Autor macht einen aktiveren oder bemühteren Eindruck als alle bisherigen. Besonders hervorgehoben hatte er die eigene Verwundung, die sein Zurückbleiben begründete und rechtfertigte. Er verfasste diese Zeilen mit sehr viel Schwung, was das engagierte und forschende Vorgehen seinerseits noch unterstrich. Dies kann aber nicht darüber hinwegtäuschen, dass er im Endeffekt keinen militärischen Erfolg vorzuweisen hatte. Im Ergebnis nahm auch dieser Student nicht aktiv an den Kampfhandlungen teil, fügte dafür allerdings sogleich eine Entschuldigung hinzu, seine Verletzung. Der Grund hierfür ist darin zu suchen, dass dieser Bericht an die Gemeinschaft der eigenen Burschenschaft, vielleicht sogar an die Gemeinschaft aller Burschenschaften im Verbandsblatt, gerichtet war. Das heißt, er wandte

³⁵² ATZ Nr. 20, 15. Januar 1915, 31. Jg., S. 461.

³⁵³ B.Bl. Nr. 2, 15. Oktober 1914, Jg. 29, WH 1914/15, S. 39f.

sich an einen breiten Empfängerhorizont. Im Gegensatz zu den vorigen Briefen schilderte er die Ereignisse aus einer aktiveren Perspektive. Der Bursche war offenbar bestrebt, vor seinen Bundesbrüdern seinen Willen zum Kampf und die ehrenvolle Verwundung, die ihn nicht weiter stürmen ließ, möglichst plastisch zu schildern, kurz ausgedrückt, der junge Mann wollte angeben.

Wie jedoch oben gezeigt, bedeutet dies nicht, dass alle Berichte an Korporationen oder einen anderen, größeren Personenkreis gleichzusetzen sind mit einer Hervorhebung der eigenen Person in den Schilderungen. So schrieb ein weiterer Burschenschafter ganz nüchtern an seine Korporation und deren Dachverband von der Ostfront folgende Zeilen:

„Meine Mensur in Russland war übrigens so blutig nicht. (...) So kam es, dass ich in den sechs Wochen, wo ich in Russland war, nur ein einziges Nachtgefecht von kurzer Dauer mitgemacht habe und so wenigstens die Feuertaufe erhalten habe“³⁵⁴.

Allein die Sprache signalisiert hier bereits, dass der Brief sich an die Verbindungsbrüder richtete, indem der Autor den Kampf als Mensur bezeichnete. Darüber hinaus ging er überhaupt nicht auf die Einzelheiten seiner Feuertaufe ein, sondern begnügte sich damit, kurz zu vermelden, dass er diese nun hinter sich gebracht habe. Wichtig war diesem Korporierten, seine Bundesbrüder wissen zu lassen, überhaupt einmal in einem Gefecht gestanden zu haben. Greift man wieder auf den Brief des Studenten Frick zurück, so erinnert auch hier die Weise der Darstellung an die Beschreibung einer Initiation. Der Korporierte konnte an seine Bundes- und Verbandsbrüder seinen Aufstieg in den Kreis der kampferprobten Männer vermelden.

Letztendlich haben alle Briefe eines gemeinsam, genauer, allen Berichten fehlt etwas. In keinem Brief hatte ein Studierender beschrieben, wie er selbst kämpfte. Nicht ein Bericht vom ersten Kampf enthielt einen Hinweis darauf, dass der Verfasser am Kampf aktiv teilgenommen hatte. Schon gar nicht schrieb irgendein Student davon, ob er einen Feind verwundet oder gar getötet hatte. Die Briefautoren agierten nicht in ihren Darstellungen, sondern schienen mehr damit beschäftigt zu sein, die Eindrücke wahrzunehmen und Deckung zu suchen. Das erscheint doch recht verwunderlich! Immerhin hätte man doch erwartet, dass bei der Feuertaufe der „Täufling“ seinen Teil zum Kampf beigetragen hätte. Oft waren die Studierenden nicht einmal an einem Angriff oder der Verteidigung einer Stellung beteiligt, als sie in einen Kampf gerieten. Voraussetzung und Bedingung dafür, eine Feuertaufe erhalten zu haben, lag demnach im Beschuss durch und nicht auf den Feind. Als agierender Kämpfer musste der studentische Soldat sich ganz offenbar nicht bewährt haben, allein das Durchstehen der Schlacht war schon Bewährung genug. Auch scheint das Kennzeichnende des Kampfes nicht das persönliche Ringen mit dem Feind, sondern das Erdulden der Lebensgefahr gewesen zu sein.

In seiner Wahrnehmung erinnert dies an das studentische Ritual der Mensur, deren Sinn ebenfalls auch darin bestand und heute noch besteht, ruhig zu bleiben und keine Angst vor

³⁵⁴ B.Bl. Nr. 3, 1. Mai 1915, 30. Jg., SH 1915, S. 61.

dem gegnerischen Gegenüber zu zeigen³⁵⁵. Auf die Thematik der Mensur wird weiter unten genauer eingegangen werden.

In diesem Zusammenhang soll dem Gedanken Beachtung geschenkt werden, dass die Studierenden immer davon sprachen, die Feuertaufe „erhalten“ zu haben, also von der Semantik her ein passiver Vorgang des Empfangens. Das könnte bedeuten, dass eine aktive Rolle nicht notwendig war.

Weiter war die Feuertaufe ein singuläres Ereignis, ein besonderer Augenblick im Leben eines Soldaten, sein erstes Gefecht. Das Ereignis ließ sich in seiner Bedeutung nicht wiederholen. Unmittelbar eigene Erfahrung und Erlebnis wurde anscheinend nur das, was man am eigenen Körper erlebte, Verwundung, Schrecken, Wut, Ohnmacht.

Und schließlich war das Ereignis der Feuertaufe ein kollektives Erlebnis, in dem Sinne, dass in den Beschreibungen die Einzelperson gar nicht oder nur zum Teil Gegenstand der Berichte waren. Die Aktionen gingen vom Regiment oder der Kompanie aus. Träger individueller Handlung war nicht der Soldat, sondern die Einheit.

Interessanterweise wurde der Begriff Feuertaufe nicht nur von den Soldaten verwendet, sondern auch von den Korporationen selbst. So kann man im offiziellen Verbandsblatt des Kyffhäuser-Verbandes der Vereine deutscher Studenten lesen: „*Unser Kyffhäuser-Verband empfängt in diesen Tagen seine Feuertaufe.*“³⁵⁶

Die Motive für die breite Darstellung dieses Kriegserlebnisses sind folglich nicht in der Beschreibung der eigenen Tätigkeit zu sehen, sondern vielmehr als Meldung an Andere, eben diese Bewährung bestanden zu haben. Man kann von einem *rite de passage* sprechen, nach der die jeweiligen Studenten, ihrer Meinung nach, nun wirklich zum Krieger und Mann geworden waren. So wie die christliche Taufe, so war auch das erste Gefecht eine Aufnahme in die Gemeinschaft der Krieger, welche jeder möglichst bald hinter sich bringen wollte.

3.2.2. Kampf

Die Feuertaufe war lediglich der erste Kampf für die Studenten, für die allermeisten aber nicht der letzte. Demzufolge berichteten die Studierenden nicht nur von einem, sondern von mehreren Kämpfen. Denn der Kampf gehörte zum Alltag an der Front. Man darf dabei Kampf nicht mit Schlacht oder Gefecht verwechseln, sondern sollte sich an der eingangs aufgestellten Definition orientieren.

Liest man verschiedene Feldpostschriften, in denen Kampferlebnisse niedergeschrieben wurden, so stellt man fest, dass diese Beschreibungen im Stil denen der Feuertaufe ähneln.

„Immer noch wütet diese fürchterliche Schlacht, nun schon den vierten Tag! Bis jetzt bestand sie, wie fast jedes Gefecht in diesem Krieg, beinahe nur in furchtbaren Artilleriekämpfen. – Diesen Brief schreibe ich in einem grabenartigen, etwa 40 cm tiefen, selbstgeschaukelten Lager der Schützenlinie.

³⁵⁵ Vgl. auch Wiedenhoff, Kontinuität korporativer Mentalität, S. 194f.

³⁵⁶ Akad. Blätter Nr. 10, August 1914, 29. Jg., S. 3.

*Die Granaten schlugen heute vor und hinter uns so häufig ein, daß man es als ein Geschenk Gottes betrachten muß, wenn man heil davonkam*³⁵⁷.

In genau derselben Weise wie schon bei den Darstellungen der Feuertaufe stellte der Verfasser seine eigene Persönlichkeit nicht dar. Nicht einmal die Tatsache, dass er unversehrt aus der Schlacht hervorging, bezog der Student Limmer auf sich selbst. Es war für ihn ein „*Geschenk Gottes*“, die Schlacht überlebt zu haben. Über das eigene Schicksal, Leben oder Tod, hatte er keine Macht. Kein Mensch konnte sich dieser Vernichtungskraft entgegen stellen und aus eigener Kraft heil überstehen. Das vermochte Limmers Meinung nach nur Gott allein. Um dieses Erlebnis zu verarbeiten, musste der Student sich seines Glaubens bedienen, denn der Verstand konnte es nicht alleine fassen. Dies klingt vertraut, schon der oben zitierte Karl Gottlob hatte die Tatsache, dass er unversehrt sein erstes Gefecht überstanden hatte, auf die Hilfe und den Schutz Gottes zurück geführt.

Ähnlich hilflos dachte ein Kommilitone an einen Kampf zurück. Zwar hatte er nicht die schützende Hand Gottes gespürt, doch empfand er eine vergleichbare Hilflosigkeit im Kampf. Für ihn glichen die Geschehnisse einem Spießrutenlauf.

*„Das war ein Tag, an den ich nur mit Schrecken zurückdenken werde, dieser 21. Oktober. Unsere Artillerie war nicht zur Stelle und wir mußten gegen feindliche Artillerie, Infanterie und Maschinengewehre vorgehen, nein, vorspringen und Deckung suchen. Nicht einmal zum Schuß sind wir gekommen, es war ein Spießrutenlaufen*³⁵⁸.

Dieses Erlebnis war desillusionierend für den Studenten. Er war „*nicht einmal zum Schuß*“ gekommen. Er musste die Erfahrung machen, dass er in diesem Kampf nichts auszurichten vermochte. Infolgedessen prägte sich der Schrecken des hilflosen Beschossenwerdens ein. Mit Grauen dachte er daran zurück. Dabei benutze er, wie seine Kommilitonen, das stilistische Mittel der Beschreibung aus der Sicht der ersten Person Plural. Auch er erlebte den Kampf nicht als individueller Akteur, vielmehr als eine Zielscheibe unter vielen für Geschosse und Granaten.

Die meisten Studenten nahmen die Kämpfe als eine Massenerfahrung wahr. Sie verarbeiteten das Ereignis des Kampfes nicht als Individuum, fühlten sich stattdessen als Teil der grauen Menge des Heeres. Der junge Freiburger Student Hero Hellwich brachte es auf den Punkt, als er schrieb: „*Im Kriege ist keiner Herr über sein Geschick*“³⁵⁹. Der Student Offenbacher hatte dies ebenfalls erkannt und sehr deutlich und treffend beschreiben.

„Und man steht mitten drin, wundert sich gar nicht weiter, daß man ein willenloses Rädchen in der Hand der Führer ist, die mit vollem Bewusstsein der Verantwortung und der Erfüllung ihrer Pflicht für die Ehre und den Ruhm des

³⁵⁷ Feldpostbrief von Walter Limmer vom 9. September 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 8f.

³⁵⁸ Feldpostbrief von Martin Drescher ohne Datum in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 13.

³⁵⁹ Feldpostbrief von Hero Hellwich ohne Datum in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 267.

*Vaterlandes handeln, Tausende von Männern ins Feuer schicken, Tausenden die Stunde ihrer handelnden, todesverachtenden Treue diktieren!*³⁶⁰.

Nicht er, Offenbacher, war der Handelnde, sondern die Führer, welche die Befehle gaben. Er war nur das Werkzeug, ein kleines Rädchen in der Maschinerie des Krieges. In seinem Kriegsgedicht „Wildgänse rauschen durch die Nacht“ verlieh Walter Flex diesem Empfinden Ausdruck, indem er die Soldaten mit den Schwärmen grauer Wildgänse gleich setzte:

*„Wir sind wie ihr ein graues Heer | Und fahren in Kaisers Namen, | Und fahren wir ohne Wiederkehr, | Rauscht uns im Herbst ein Amen“*³⁶¹.

Obwohl die meisten Studierenden eine ähnliche Kampferfahrung wie Offenbacher durchlebten, gab es andere, die sich nicht ausschließlich als passive Körper in einem unpersönlichen Ringen sahen. Zunächst gleicht eine Gefechtsbeschreibung eines Studenten aus Halle³⁶² den vorhergehenden. Lang und breit schilderte er von den Ereignissen, wobei auch hier die Geschehnisse aus der Sicht seiner Einheit und nicht seiner Person dargestellt wurden. Jedoch wich er dann zweimal von dieser Erzählsicht ab, nämlich als er persönlich durch einen feindlichen Schützen bedroht und als er verwundet wurde. In diesen beiden Fällen trat er selbst in den Vordergrund der Beschreibung. Beide Male nahmen die Ereignisse einen Verlauf mit einem direkten Bezug zu seiner Person. Damit teilte er sein Schicksal nicht mehr mit den anderen Soldaten, sondern es richtete sich nun ganz konkret auf ihn selbst. Somit änderten sich seine Wahrnehmung und seine Erinnerung, als er die Ereignisse niederschrieb.

In ähnlicher Weise wechselte der Würzburger Student Rudolf Stern in seiner Darstellung der Ereignisse zwischen einer individuellen und nicht-individuellen Perspektive. In dem Moment, als er eine leitende Position während des Kampfes einnahm, schwenkte seine Erzählweise auf die individuelle Schilderung um.

*„Ich hatte den ehrenvollen Auftrag, das Unternehmen zu leiten. (...) Zunächst ging 1 Gruppe Infanteristen untermischt mit Pionieren aus dem Graben, diese sollten eine Art Vorhut bilden, während ich mit den 5 anderen Gruppen nachfolgen und im geeigneten Moment einschieben wollte. Als ich aber aus dem Graben ausstieg, lagen die 16 Mann noch unmittelbar vor unserem Graben, so daß ich meine Absicht änderte und selbst als Erster vorging. Unsere Vorwärtsbewegung wurde stark behindert durch die ständig von unseren eigenen Truppen abgeschossenen Leuchtpatronen“*³⁶³.

Die Abweichung zu den allgemeinen Schilderungen ist sogar noch stärker als bei dem Hallenser Kommilitonen. In diesem Beispiel stach nicht nur die eigene Person aus der Masse

³⁶⁰ Feldpostbrief von Eduard Offenbacher vom 14. Juli 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 193.

³⁶¹ Walter Flex, Der Wanderer zwischen beiden Welten, 19. Aufl., München 1918, S. 2.

³⁶² LC-Zeitung Nr. 1, 1. Januar 1915, 29. Jg., S. 8f.

³⁶³ Feldpostbrief von Rudolf Stern vom 25. Februar 1915 im 8. Kriegs-Bericht der frei schlagenden, jüdischen Verbindung Salia Würzburg, S. 4ff., UAW Az. 2111.

hervor, Stern stellte sich sogar als einen persönlich Handelnden dar. Er steuerte die Aktionen, nahm eine individuelle Stellung im Geschehen ein, während die anderen weiter als Gruppe, als Soldaten ohne eigene Gesichter, beschrieben wurden. Stern betrachtete sich dabei nicht als Teil der grauen Massen, er stand ihr vor, leitete sie. Er trug die Verantwortung für sich und die ihm unterstellten Männer. Dahinter steht eine andere Erfahrung von Kampf als bei den Kommilitonen; dieser Hochschüler war nicht hilflos den Ereignissen ausgeliefert, er konnte handeln und entscheiden.

Der Brief eines Studierenden aus Leipzig verdeutlicht dies noch mehr. In der Hauptsache schilderte er die Schlacht an der Combreshöhe an der Westfront zunächst in der uns bereits vertrauten Art und Weise, nicht individuell, aus der Perspektive der Gruppe³⁶⁴. Indes brach der Student aus dem Stil kurz heraus, als er dann mit einer eigenen Gruppe Stellung bezog und aktiv an der Schlacht teilnahm. In diesem Brief war der Verfasser zunächst Teil der Masse der Soldaten, des Regiments oder Kompanie; gleichwohl in dem Moment, als er sich mit einigen Scharfschützen unter seiner Führung vom großen Körper trennte und selbst die Verantwortung für sich und andere trug, wechselte seine Darstellung in die Ich-Perspektive³⁶⁵.

In den nachfolgenden Zeilen von Paul Brüdern kann man dieses Phänomen wieder beobachten. Auch in diesem Fall führte der Verfasser eine kleine Gruppe von Soldaten an.

„1/23 Uhr als Freiwillige Patrouille gegen den Feind. Mit vier Mann los. (...). Indianer gespielt, an feindliche Stellung herangejagt, daß ich sie sprechen hörte, ihre Offiziere spazieren gehen sah und beobachtete, wie Wachen abgelöst wurden. Mit vorläufiger Meldung zwei Mann zurück geschickt, (...). Plötzlich erhalten wir Feuer und nehmen volle Deckung. Dann geht's sprungweise vor. Ich voran, einer folgt mir, einer zog es vor, liegenzubleiben in Deckung. (...). Dabei habe ich mir, ungesehen von irgendeinem Vorgesetzten, das Eiserne Kreuz vor mir selbst verdient“³⁶⁶.

Auch hier ist der Student in führender Position gewesen und wieder nimmt seine Person in der Schilderung eine viel aktivere, lenkende Rolle ein als in denen weiter oben. Interessant sind in diesem Beispiel noch zwei Details. Zum einen fällt die gemeinsame Erfahrung des Beschusses auf, in diesem Augenblick schrieb Brüdern aus der Sicht der Gruppe. Zum anderen, und das ist neu, das Aufblitzen der Abenteuerlust, die schon bei so manchem sich in der Kriegsbegeisterung widerspiegelte, im Vergleich des Kampfes mit einem Kinderspiel. Brüdern genoss ganz offensichtlich dieses Erlebnis. Diese Patrouille verlief genau so, wie er sich das schon als Kind im Spiel vorgestellt hatte.

Eine führende Position inne zu haben, verlagerte die Wahrnehmung auf das eigene Individuum. Der Führer betrachtete sich als Handelnden und stach damit aus der Masse der übrigen Soldaten hervor. So spürte der Student Elsner, wie die Verantwortung für andere das

³⁶⁴ Feldpostbrief von August Hopp vom 1. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 35ff.

³⁶⁵ Ebd., S. 38f.

³⁶⁶ Feldpostbrief von Paul Brüdern vom 22. September 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 10f.

eigene Selbstwertgefühl hob. Sie vermittelte ihm das Gefühl, bedeutend zu sein. Er hatte den Eindruck gewonnen, dass hier einmal seine Persönlichkeit zählen würde³⁶⁷. Folglich drückten dies die Betroffenen auch in ihren Briefen aus, indem sie dann auch ihre eigene Person hervorhoben.

Auch der Student Adolf Witte beschrieb eine Schlacht aus seiner persönlichen Sicht, aus der ersten Person Singular³⁶⁸. Dabei hatte er keine Führungsrolle inne, allerdings wurde er von seiner Einheit getrennt und musste daher eigene Entscheidungen treffen. Auf einmal war für ihn kein Vorgesetzter erreichbar, der ihm sagte, was er tun sollte, war er es doch „(...) *gewohnt, nichts ohne Befehl zu tun* (...)“³⁶⁹. Er musste nun sein Schicksal in die eigenen Hände nehmen und selbst entscheiden, wie er zu handeln hatte. Und so hob ihn die Entscheidungsfreiheit aus der Masse der Soldaten empor. In ähnlicher Weise verhält es sich mit dem Brief des Studenten Wilhelm Sprengler³⁷⁰. Dieser schilderte zunächst den Verlauf der Schlacht grob aus der Gruppen-Perspektive, wechselte dann aber den Stil, als sich seine Kompanie mehr und mehr auflöste und er nun selbst entscheiden musste, was zu tun war. So war er damit beschäftigt, Verwundete zu versorgen und die Sterbenden kurz zu trösten, bevor er sich dann vom Feind zurückzog, nachdem sein Hauptmann tot und sein Leutnant verwundet und kampfunfähig war.

In diesen Fällen war es unbedeutend, welchen Rang der Betrachter einnahm. Entscheidend war allein die Tatsache, dass der Studierende selbst und allein bestimmte, welche Handlungen er vollführte.

Dies belegt auch der Bericht eines Einjährigen-Freiwilligen Unteroffiziers, der einen Angriff der Engländer beschrieb. Als Unteroffizier nahm er keinen übermäßig hohen Rang ein, stand aber dennoch über der Masse der Mannschaftsdienstgrade. Seine Schilderung folgt trotzdem demselben Muster wie die Briefe mit kollektiver Perspektive auf das Geschehen³⁷¹. In diesem Beispiel wurde die Einheit des Studierenden angegriffen und damit lag die Initiative der Aktion in den Händen der Briten. Er konnte das Geschehen nicht lenken. Damit ähnelt seine Aufzeichnung den Berichten am Beginn dieses Abschnittes.

Die Erfahrung des Kampfes hing also davon ab, in wie weit der Betroffene den Kampf steuern und beherrschen konnte. Der Rang war dabei nicht von Bedeutung. Dennoch musste der Kampf eher den Studenten in den Offiziersrängen aktiver und beeinflussbarer erscheinen sein als den Kommilitonen in den Reihen der Mannschaften und Unteroffiziere. Die vielen Studenten, die als Reserveoffiziere im Krieg dienten, erlebten die Kämpfe also anders, als die große Mehrheit der einfachen Soldaten aus den ländlichen und proletarischen Schichten des deutschen Reiches in den Reihen der Mannschaften und Unteroffiziere.

³⁶⁷ Feldpostbrief von Ludwig Elsner vom 12. Januar 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 324.

³⁶⁸ Feldpostbrief von Adolf Witte vom 7. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 93ff..

³⁶⁹ Ebd., S. 95.

³⁷⁰ Feldpostbrief von Wilhelm Sprengler vom 30. August 1914 in Witkop, deutsche Studenten, S. 7ff.

³⁷¹ Feldpostbrief von Gustav Brockmann vom 1. Mai 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, S. 27.

Neben der Steuerung der Ereignisse rissen besondere Erlebnisse den Verfasser aus der Sicht der Gruppe. Dies war der Fall, wenn ihm ein individuelles Schicksal ereilte, wie etwa eine Verwundung oder er selbst ganz konkret und persönlich Ziel einer Handlung geworden war.

In Gegenüberstellung der Briefe mit und ohne individuelle Perspektive lässt sich aus letzteren eine gewisse Ohnmacht herauslesen, da die Verfasser scheinbar in der feldgrauen Masse untergingen. Anders als die Kommilitonen, die freier in ihren Handlungen und Entscheidungen waren, entschieden sie nicht die Richtung, in die sie liefen. Sie wurden zumeist auf Befehl oder von den Geschossen über das Schlachtfeld getrieben, die ihr unmittelbares Schicksal – Verwundung und Tod – zu bestimmen schienen. Nur in den Momenten, in denen Krieg „persönlich“ wurde, also wenn der Student unmittelbar Teil des Tötens und Getötet-Werdens wurde, wurde das Erlebnis der Schlacht zur individuellen Erfahrung.

Jedoch nicht nur auf der darstellerischen Ebene gibt es Beachtliches in den Feldpostbriefen zu finden, selbstverständlich sind auch ihre Inhalte von großem Interesse. Denn die Schilderungen beschränkten sich nicht bloß auf eine Nacherzählung von Ereignissen, sondern sie kommentierten diese auch.

„Ich möchte Dir in einem dieses ganze große Erlebnis: die Schlacht, berichten, und doch sind es wieder nur Einzelheiten, die sich jetzt in den Vordergrund drängen. – Es war furchtbar! Nicht das vergossene Blut, nicht auch der Umstand, daß es vergeblich vergossen war, auch nicht, daß in dunkler Nacht die eigenen Kameraden auf uns schossen, - nein, die ganze Kampfweise ist es, die abstößt. Kämpfen wollen und sich nicht wehren können“³⁷².

Neben den grauenhaften Folgen der Kämpfe, wie Tod und Verwundung, bedrückte Alfred Buchalski die eigene Passivität im Kampf, ein Aspekt, der schon vielfach in den vorigen Berichten zu Tage trat. Buchalski schrieb weiter:

„Der Angriff, der mich so schön dünkte, was ist er anders als der Drang: hin zur nächsten Deckung da vorn gegen diesen Hagel tückischer Geschosse. Und der Feind, der sie entsendet, nicht zu sehen!“³⁷³.

Der Angriff entpuppte sich nicht als Ausweg aus der Passivität, sondern als Weg in die Passivität hinein. Anstatt zu stürmen, konnte der Student nur Deckung suchen. So hatte sich Buchalski den Krieg nicht vorgestellt. Er bekam nicht einmal einen Feind zu Gesicht, dem er sich hätte entgegenstellen können. Das einzige, was er im Kampf wahrnahm, waren die „tückischen Geschosse“. Daher dominiert bei ihm der Eindruck, gegen einen Feind zu kämpfen, den er nicht erreichen konnte, der sich nur durch den Beschuss zu erkennen gab. Seine Vorstellung vom Kampf war eine andere gewesen, wie er am Anfang desselben Briefes konstatierte.

³⁷² Feldpostbrief von Alfred Buchalski vom 28. Oktober 1914 in Witkop, Kriegsbriege gefallener Studenten, S. 15.

³⁷³ Ebd.

„Mit welcher Freude, welcher Lust bin ich hinausgezogen in den Kampf, der mir als die schönste Gelegenheit erschien, Lebensdrang und Lebenslust sich austoben zu lassen“³⁷⁴.

Die Schere zwischen Erlebnis und Erwartung klappte deutlich, wie Buchsalski selbst schrieb. Diese Erwartungen stammen zu großen Teilen aus dem sozialen Umfeld der Hochschüler, wie der Student Herbert Weißer selbstkritisch analysierte.

„(...) daß die Vorstellung, die wir durch Geschichtsunterricht, Erzählung unserer Eltern und aus Büchern vom Krieg in uns haben, durchaus eine falsche oder nicht erschöpfende, also schiefe ist“³⁷⁵.

Das Bild, das die Studenten vom Krieg hatten, entsprang einer bürgerlichen, idealisierten Vorstellung von Krieg, nicht der Realität. Was man ihnen vom Krieg erzählt hatte, war nur die halbe Wahrheit, wenn überhaupt. Der Enthusiasmus, mit dem sie in den Krieg gezogen waren, erwies sich damit als trügerisch. Anstelle des Abenteuers ihres Lebens erwartete die Studierenden die Erfahrung von Beschuss, dem sie hilflos ausgeliefert waren. Statt sich austoben zu können, mussten sie Deckung suchen vor einem Feind, den sie nicht einmal sehen konnten. Dies erklärt die Enttäuschung und die Abscheu vor der Art des Kampfes, die Buchsalski und andere in ihren Briefen schilderten. Dies war nicht der Krieg, in den die Studenten hatten ziehen wollen.

Die aufgezwungene Tatenlosigkeit des Stellungskrieges war nicht nur enttäuschend, sondern vor allem eine erdrückende Belastung für die Nerven.

„Das Schrecklichste ist das Stilliegen im feindlichen Artilleriefeuer. Nichts kommt dem gleich. Es ist eine furchtbare Anspannung für die Nerven. Überhaupt warten, nicht selbst handeln dürfen, ist schlimmer als im Gefecht stehen“³⁷⁶.

Entgegen jedem menschlichen Instinkt musste dieser Soldat im tödlichen Artilleriefeuer ausharren und konnte sich somit auch nicht der Gefahr für sein Leben entziehen. Das Einzige, was ihm übrig blieb, war zu warten, bis der Feind das Feuer für kurze Zeit unterbrach.

„Tausendmal lieber vorgehen in verwegendem Angriff, koste es, was es wolle, als das tagelange Ausharren im Granatfeuer, wo man immer nur wartet, ob denn die nicht kommt, die einen verstümmelt oder zerschmettert“³⁷⁷.

³⁷⁴ Ebd.

³⁷⁵ Feldpostbrief von Herbert Weißer vom 7. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 82.

³⁷⁶ Feldpostbrief von Alfred E. Vaeth vom 4. November 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 124. Ähnlich: „Heute Nachmittag zittern wir trotz aller Kriegerehre um unser elend Leben. Denn die Franzmänner schossen mit ihren Kohlenkästen 28cm Granaten auf unseren Graben (...) daß bald nichts mehr zu erkennen ist; manch tiefer Stollen wurde eingetöppert und man fürchtet selbst im tiefsten daßelbe!“, Feldpostbrief von Hugo Frick vom 9. Januar 1917 in BfZG.

³⁷⁷ Feldpostbrief von Lothar Dietz vom November 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 47.

Die Passivität verbunden mit dem Warten auf den tödlichen Einschlag empfanden viele als schrecklicher als einen Sturmangriff mit seinen hohen Risiken. Denn die subjektiv empfundene Gefahr für das eigene Leben war im Graben nicht geringer. Obwohl man nicht aktiv am Kampf teilnahm, wurde man trotzdem ständig vom Tod durch den Granatbeschuss bedroht. Ein junger Sängerschaffter beschrieb seine Lage im Schützengraben als wehrlos unter feindlichem Artilleriefeuer und kommentierte sie wie folgt: *„Aber so tatenlos stündlich, tagelang dem Tod ins Auge zu schauen, ist aufreibend“*³⁷⁸. Den Feind konnte er dabei nicht sehen³⁷⁹. Im Stellungskrieg waren die Studenten ohne Unterlass der Gewalt des Krieges hilflos ausgesetzt. Das System von Gräben und Unterständen, das eigentlich der Verteidigung und dem Schutz der Truppen dienen sollte, erwies sich als wirkungslos gegen das schwerste Artilleriefeuer. So bangte dieser Student um sein Leben in der Erkenntnis, dass es gegen die feindlichen Granaten keinen Schutz gab.

*„Eben liege ich in meinem Unterstand (...), er geht vom Boden des Grabens, der furchtbar wenig Deckung gegen die französischen Granaten bietet (...)"*³⁸⁰.

Der Graben wurde zu einer Falle, in der die Studenten nur noch auf das Ende warten konnten, sei es ihren Tod oder die Ablösung. Dies bewirkte, dass unter den Studenten ein gewisser Fatalismus um sich griff.

*„Nun seid Ihr erhaben über mich armen Erdwurm in einem Loch comme à la Somme, Vaux, der jede Minute auf seine Granate wartet“*³⁸¹.

Hugo Frick, fühlte sich nun mittlerweile in diesem Krieg mehr als ein Opfer, denn als ein Kämpfer. Im September 1916 bemerkte er noch gegenüber seiner Mutter, er würde als Held in den Kampf ziehen. Dem Tod würde er so oder so einmal anheim fallen³⁸². Kurz darauf Anfang Oktober wurde er mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet. In seinem letzten Brief, den eben zitierten Zeilen, verlor er dennoch kein Wort mehr über Heldentum, vielmehr vermittelte er einen zutiefst resignierten Eindruck. Am selben Tag, als er diese Zeilen niedergeschrieben hatte, fiel er an der Westfront.

Frick blieb mit seiner pessimistischen Sicht nicht alleine. Auch andere Studenten sahen sich in diesem Krieg mehr als Opfer, denn als Helden, wie etwa Heinz von Rohden.

„Wo bleibt das individuelle Heldentum vergangener Kriege? Einer elenden Hasenjagd gleicht solch ein Artilleriekampf und stumm und passiv muß die Seele stillehalten der übermäßigen Naturgewalt, die über sie kommt. Man hat keine

³⁷⁸ ASZ Nr. 6, Dezember 1914 / Januar 1915, 20. Jg., S. 126.

³⁷⁹ Ebd.

³⁸⁰ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 8. April 1916 in BfZG.

³⁸¹ Ders., Brief vom 12. Mai 1917 in BfZG.

³⁸² Ders., Brief vom 29. September 1916 in BfZG.

*Waffe, um sich zu wehren. Wie der Vogel im Käfig, auf den der Jäger anlegt, so kommt sich mancher tapferer Soldat vor*³⁸³.

Sein Traum von großen Heldentaten zerplatzte unter den Granaten der Feinde. Dabei musste er schmerzhaft lernen, dass es den romantischen Krieg im 20. Jahrhundert nicht gab, - wenn es ihn wirklich je gegeben hat. Was seiner Wahrnehmung nach sich an der Front abspielte, war das Töten von wehr- und schutzlosen Menschen, kein Kampf. Die maschinelle Vernichtungskraft des Krieges stellte in seinen Augen den Menschen zurück, hielt ihn gefangen. Ein Kommilitone bezeichnete den Krieg als ein industrielles „Menschenschlachten“.

*„Das ist überhaupt das Scheußliche in dem jetzigen Krieg – alles wird maschinenmäßig, man könnte den Krieg eine Industrie gewerbsmäßigen Menschenschlachtens nennen (...)“*³⁸⁴.

Und ein Mitglied des Kyffhäuser-Verbandes schrieb bereits im Dezember 1914 frustriert und desillusioniert *„Es ist kein Kampf mehr der Menschen, sondern der Kriegsmaschinen gegeneinander“*³⁸⁵. So wünschte sich der Münchner Student Robert Otto Marcus, dass *„dieser heimtückische, grausame Massenmeuchelmord“* ein Ende finden möge, denn mit Krieg hätte dies nichts zu tun³⁸⁶.

*„Wäre es ein frischfröhliches Dreinschlagen! Aber da wird mit Minen gearbeitet, die Zentnerladungen Sprengstoff enthalten, mit Handgranaten, mit Waffen aus der grauen Vorzeit: mit siedendem Öl, das unter Druck in die feindlichen Schützengräben gespritzt wird. Ist das noch menschenwürdig, eine solche Kriegführung?“*³⁸⁷.

Die Waffen, nicht die Soldaten beherrschten das Schlachtfeld. Und es waren grausame Waffen, die dort zum Einsatz kamen, die der schrecklichen und vollständigen Vernichtung des Feindes dienten. An ihnen haftete nichts heldenhaftes in den Augen von Marcus nur Unmenschliches und Vorsintflutliches. Daher ging in der Wahrnehmung der Studenten die eigentliche Bedrohung nicht von den feindlichen Soldaten aus, sondern von der gesichtslosen Artillerie. Mit der Zeit und durch ihre große Wirkung wurde sie nicht als Teil des Kampfes und der Verbände des Feindes betrachtet, sondern als etwas Eigenständiges wahrgenommen. So bezeichnete ein Student sie als *„Naturgewalt“*³⁸⁸.

³⁸³ Feldpostbrief von Heinz von Rohden vom 20. Mai 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 172.

³⁸⁴ Feldpostbrief von Hans Martens vom 4. Februar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 100.

³⁸⁵ Akad.Blätter Nr. 19, 1. Januar, 29. Jg., S. 337.

³⁸⁶ Feldpostbrief von Robert Oskar Marcus vom 27. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 57f.

³⁸⁷ Ebd., S. 58.

³⁸⁸ Vgl. Feldpostbrief von Heinz von Rohden vom 20. Mai 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 172.

„Im Ohre habe ich noch immer dieses Zischen, Sausen, Brausen, Pfeifen, Donnern und Rollen, dieses Krachen und Vibrieren der Luft. Das ist, was ich an Eindrücken behielt, und hastende und springende Menschen, galoppierende Gäule und Blut“³⁸⁹.

In den Beschreibungen erhielten die Artillerie und ihre Granaten die Gestalt einer unpersönlichen Gewalt, die wahllos tötete und vor der es kein Entrinnen gab. Und ebenso wie bei der Feuertaufe benutzten die Studenten an der Front eine sehr lautmalerische und auch dynamische Sprache, um die Eindrücke des Beschusses zu beschreiben. Diese Sprache vermittelt ein wenig ein Gefühl für das Chaos und die Aufregung, die während eines solchen Beschusses geherrscht haben müssen.

„Viel lieber im tollsten Feuer vorgehen, den Feind vor Augen, als ruhig im Schützengraben liegen müssen, wenn die Granaten ringsum alles zerschmettern“³⁹⁰.

Vor dieser Gewalt konnten die Studenten nur hilflos Deckung suchen. Somit waren sie nach eigenen Schilderungen zum Nichtstun verdammt und mussten wehrlos warten, bis ihre Stunde schlug. Die Ereignisse konnten nicht in Einklang mit den Erwartungen an den Krieg gebracht werden, womit diese Erfahrung des Kampfes zu einer Enttäuschung wurde. Dem Gespinnst des Heldenkampfes hingen dennoch viele noch nach, wenn sie sich darüber beklagten, dass dieser Krieg dafür keinen Raum ließ.

„(...) wir möchten doch lieber alle Griechen sein und im fröhlichen Nahkampfe, das Schwert in der Hand, dem Feinde zu Leibe rücken oder gar im Einzelkampf, wie auf Mensur, den Gegner erledigen“³⁹¹.

Der Student Hugo Steinthal fasste die Enttäuschung in einem Vergleich zwischen den Geschichten seines Lieblingsautors Detlev von Liliencron³⁹² und seinem Erlebnis im Ersten Weltkrieg zusammen. Darin findet man das Idealbild eines Krieges, wie ihn sich Steinthal vorgestellt hatte, und die enttäuschende Realität auf der anderen Seite wieder. Sicher ging es vielen Kommilitonen nicht anders.

„Hei, wie wäre er mit uns gezogen [Detlev von Liliencron, F.K.] – ,und zischend sprang sein Degen aus dem Gatter’. Hellauf hätte sein Heldenherz gejauchzt. Frisch, fröhlich und nix wie druff! Aber das war kein Krieg in seinem Sinn. Wo waren die bunten, aufreizenden Farben? Wo waren denn die schmetternden Signale zum Avancieren? Wo die brausenden, alles zusammenbrechenden

³⁸⁹ Feldpostbrief von Karl Freitag vom 28. September 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 17. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. November 1915, S. 16.

³⁹⁰ LC-Zeitung Nr. 14, 15. Juli 1915, 29. Jg., S. 195. Ein Kommilitone bekannte ebenfalls *„Das Harren macht nervös, ein Angriff wäre Erlösung“*, Feldpostbrief von Ludwig Finke vom 28. April 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 72.

³⁹¹ ASZ Nr. 6, Dezember 1914 / Januar 1915, 20. Jg., S. 126.

³⁹² Detlev von Liliencron, eigentlich Friedrich Adolf Axel Freiheer von Liliencron, war ein Dichter des 19. und frühen 20. Jahrhunderts, er starb 1909. Zu seinen Werken zählen verschiedene Gedichte, Theaterstücke, Romane und Novellen, unter anderem die *„Kriegsnovellen“*, *„Eine Sommerschlacht“* und *„Unter flatternden Fahnen“*.

*Attacken? Feldgrau, erdig, in aufreibendem Stellungskampf um ein Stückchen Wald, ein Grabenstück: das war nicht sein Krieg. Lieber den gewaltigen Zweihänder und ein stämmiger Gegner*³⁹³.

Steinthal drückte in seinem Brief nicht nur die fiktive Enttäuschung Liliencrons über diesen Krieg aus. Er selbst war zu dem Schluss gekommen, dass dies nicht die Art von Krieg war, die er sich vorgestellt hatte. Für individuelles Heldentum bot der Kampf keinen Platz. So lastete die Erkenntnis schwer auf dem Selbstwertgefühl vieler Studierender, keinen eigenen, sichtbaren Beitrag zum Erfolg leisten zu können. Nicht Heldentaten füllten ihr Leben an der Front aus, sondern stumpfer Dienst und Pflichterfüllung.

*„Die Schleichpatrouillen kommen sich gelegentlich einmal in die Haare, ich bin leider noch nicht dabei gewesen. (...). Ich muß mich damit zufrieden geben, daß ich meinen Posten in der deutschen Stellungslinie ausfülle, möchte gerne etwas mehr leisten*³⁹⁴ und *„Der Schützengrabenkrieg ist eine enorme Kraftvergeudung, aber es geht einfach nicht anders*³⁹⁵.

Viel psychische Kraft kostete der Grabenkrieg vor allem auch, weil die Studenten Tag für Tag den Tod vor Augen hatten. Und zwar präsentierte sich der Tod an der Front nicht nur in Form des Beschusses, sondern auch im alltäglichen Anblick der Leichen, die im unzugänglichen Niemandsland verrotteten. Der Tod war auf vielen Schlachtfeldern allgegenwärtig, vor allem auf so grausigen Kriegsschauplätzen wie bei Verdun, am Ypernbogen oder an der Somme. Zwar waren die Verluste im Bewegungskrieg im Jahr 1914 höher als im Stellungskrieg, doch konnten die Studenten dem Tod an den erstarrten Fronten nicht entrinnen³⁹⁶. Der Student Frick fühlte sich bei Verdun wie in einem Massengrab³⁹⁷. Immer hatten sie die verrottenden Leichen vor Augen, die Luft verpestet vom Gestank der Verwesung.

*„Das Leben ist nicht lange auszuhalten und wie lange ich, das weiß der liebe Gott allein! Den Tod oder Verwundung so stetig vor Augen!*³⁹⁸.

Der Tod blieb im Graben ständig präsent, denn zu jeder Zeit holte er sich einen der Männer, sei es durch eine Granate, eine Mine oder eine Gewehrkegel. Selbst an ruhigen Tagen starben an der Front Soldaten oder wurden schwer verwundet. Und der Tod hatte viele hässliche Gesichter:

³⁹³ Feldpostbrief von Hugo Steinthal vom 5. März 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 43.

³⁹⁴ Feldpostbrief von Carl Hauers vom 8. Februar 1915, SUBG, 4° Cod. MS. Hist. Nachtr. 74, Nr. 8, S. 4f.

³⁹⁵ Ders. Brief vom 3. Juni 1915, ebd., S. 27.

³⁹⁶ Vgl. Michael Geyer, Vom massenhaften Tötungshandeln, oder: Wie die deutschen das Krieg-Machen lernten, in: Massenhaftes Töten, Krieg und Genozid im 20. Jahrhundert, hg. v. Peter Gleichmann und Thomas Kühne, Essen 2004, S. 105-142, S. 113; Benjamin Ziemann, Soldaten, in: Enzyklopädie Ersten Weltkrieg, hg. v. Gerhard Hirschfeld u.a., 2. Aufl. Paderborn 2004, S. 155-168, S. 156. Demnach lagen die Verlusten im August 1914 bei 12,4 % und im September sogar bei 16,8 %, wogegen im Stellungskrieg im Westen im Monat circa 3,5 % Verluste zu beklagen waren. Im Osten waren die Ausfälle im Schnitt immer niedriger als an der Westfront.

³⁹⁷ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 19. April 1916 in BfZG.

³⁹⁸ Ders., Brief vom 8. April 1916 in BfZG.

„Körperlich und seelisch ermüdet und angegriffen, wurden wir (...) sogleich von den Franzosen mit außerordentlicher Wucht und Heftigkeit angegriffen. Es war ein großes Morden mit Patronen, Artillerie, Äxten und Handgranaten, ein Donnern, Krachen, Brüllen, Schreien, als ob die Welt untergehen sollte. In drei Tagen hatten wir auf einer Strecke von 200 Metern 909 Mann Verluste, der Feind Tausende. Das blaue französische Tuch mischte sich am Boden mit dem grauen deutschen, und die Toten lagen stellenweise so hoch, daß man hinter ihnen Deckung vor Artillerie nehmen konnte. (...) Fragt mich nicht nach dem Schicksal der Verwundeten. Wer nicht selbst hinein zum Arzt laufen konnte, mußte elendig sterben; manche haben Stunden, manche Tage, manche eine Woche lang gelitten, bis sie starben. Und die Kämpfenden stürmten in einem fort achtlos über sie hin (...). Es gibt Augenblicke, in denen es der tapferste Soldat zum Heulen satt hat“³⁹⁹.

Hier beschrieb der Student Schmieder sehr eindringlich die ungeheuren Massen an Leichen, die der Krieg produzierte. Und darüber hinaus stellte er sehr plastisch dar, wie der Tod die Reihen der Soldaten lichtete. Zum einen zählte er die Mordinstrumente auf und ging damit auf den Tod im Kampf ein, zum anderen stellte er das langsame Sterben der Verwundeten dar, die rettungslos im Niemandsland qualvoll sterben mussten. Gerade Letzteres griff ihm sehr ans Herz und an die Nerven. Einen schönen Tod, gar einen Heldentod, hatte er nicht in diesem Krieg gesehen. Dies alles demoralisierte ihn sehr.

Das Sterben war ständiger Begleiter der Soldaten. Es konnte einen immer und überall ereilen. So mussten in der Wahrnehmung vieler Studierender einfach nur Glück und Zufall darüber entscheiden, ob der Sensenmann einen selbst oder den Nebenmann erwischte. Das Sterben wurde somit Teil der Erfahrung des Kampfes.

„Machte in der Nacht 22./23. März schon meine 1. wundersame Rettung mit! Die Kompagnie war auf dem Marsch: ich war mit 3 anderen Unteroffizieren vor den Leuten in Gruppenkolonne, da war ich einen Augenblick etwas zurück und in dem Moment schlug in den Vordersten eine Granate ein: 4 Tote 7 Verw. Vor uns waren gegangen d. Lt. u. Kp.Führer, 1 Offstellv. San.Gefr. diese 3 tot; der U.Offz. neben mir, tot, der andere schwer verw. Heißt das nicht Glück!?“⁴⁰⁰.

Als Ausweg aus dieser Misere wünschte sich der Student Vaeth eine Rückkehr zum Bewegungskrieg, wie er noch an der Ostfront vorzufinden sei.

„Es ist eigentlich etwas unsagbar Trauriges, Entsagungsvolles um den Stellungskrieg. Wie leicht wäre das Leben, wenn wir marschieren könnten, so wie es die in Rußland tun (...). Und leicht ist das Sterben-Sehen, wenn man rasch daran vorüberieht“⁴⁰¹.

³⁹⁹ Feldpostbrief von Richard Schmieder vom 13. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 178f.

⁴⁰⁰ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 24. März 1916 in BfZG.

⁴⁰¹ Feldpostbrief von Alfred E. Vaeth vom 12. September 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 131.

Obwohl dort auch große Verluste, sogar größere als im Grabenkrieg, bei den Angriffen zu verzeichnen waren, würde er diese Situation seiner derzeitigen vorziehen. Im Verlauf des Bewegungskrieges war der Tod nur ein kurzfristiges Ereignis während einer Schlacht. Doch im Stellungskrieg war jeder Tag vorne an der Front ein Tag des Kampfes. Verschärft wurde der Druck auf die Soldaten durch die räumliche Nähe zum Feind in bewegungsloser Lage, was die Anspannung an der Front noch weiter erhöhte, wie Vaeth im selben Brief bemerkte.

„Verglichen mit meinen früheren Stellungen ist das ja hier gar nicht schlimm. Man liegt hier 400 Meter auseinander, gegen 80 Meter damals. Die ganze grimmige, heimliche Spannung, die damals sich von Graben gegen Graben spannte, fehlt“⁴⁰².

Die Darstellung des Feindes, also des gegnerischen Soldaten, fehlt in den Beschreibungen des Kampfes, trotz der großen Nähe. Sie treten überhaupt nicht in Erscheinung. Durch die permanente Bedrohung durch die Artillerie rückte der feindliche Infanterist aus der Wahrnehmung der Studierenden heraus. Tatsächlich muss die Mehrzahl an Verwundeten und Toten im Verlauf des Krieges auf die Einwirkung von Artillerie zurückgeführt werden, Schätzungen zu Folge rund drei Viertel der Verluste⁴⁰³. Bedingt durch den gedeckten Stellungskrieg bekam der deutsche Soldat seinen Feind auch tatsächlich so gut wie nie zu Gesicht, so dass er aus dem Sichtfeld des Studenten im wahrsten Sinne des Wortes entschwinden war.

Im Gegensatz zu den Schilderungen vom Stellungskrieg standen dann die Darstellungen, wenn man aus dem Graben einmal zum Angriff ausbrach. Vaeth, derselbe Student, der den Stellungskrieg verdammt und sich einen Angriff so sehr ersehnte, schrieb folgendes, als sein Drang aus dem Graben heraus dem Feind entgegen endlich erhört wurde:

„Der Sturm war wirklich schrecklich-schön, das Schönste, aber auch das Schlimmste, was ich erlebt habe. (...). Der Sturm kam - wie eben nur deutsche Infanterie stürmen kann. (...). Die Offiziere anderer Regimenter, die zusahen, gestanden uns, sie hätten noch nie dergleichen gesehen. Gegen wahnsinniges Maschinengewehrfeuer ging es mit einer Sicherheit vor, die uns niemand nachmachen kann. So war die Höhe, die dreimal vergeblich angegriffen worden ist, in einer Stunde genommen“⁴⁰⁴.

Obwohl der Angriff nach Vaeths Aussage sehr schwer und schrecklich gewesen sein muss, empfand der junge Akademiker das Ereignis dennoch als schön. Es ging ganz seinem Wunsch entsprechend vorwärts und der Erfolg und die Anerkennung gaben ihm darüber hinaus neuen Mut und Kraft.

⁴⁰² Ebd.

⁴⁰³ Vgl. Ziemann, Soldaten, S. 156f.

⁴⁰⁴ Feldpostbrief von Alfred E. Vaeth vom 12. Oktober 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 133f.

Dazu kam, dass der Kampf ein Ausbruch aus dem für viele doch langweiligen Stellungskrieg war, wie dieser Ausschnitt eines Briefes von der Ostfront verdeutlicht.

„Etwas Abwechslung in den dortigen ‚Stellungsfrieden‘ brachte das kleine Gefecht bei Moscheiki (..), bei dem wir über Erwarten gut abschnitten (...)“⁴⁰⁵.

Das Verharren im Graben dauerte im Osten jedoch in der Regel immer nur eine kurze Weile. Aus diesem Grund finden sich von diesem Frontabschnitt so gut wie keine Klagen über mangelnde Kampftätigkeit und aufgezwungene Passivität. Und wenn, dann wurden die Verhältnisse nicht so dramatisch und pessimistisch geschildert, obwohl auch dort die Verluste sehr hoch waren. An der Ostfront hatte der Bewegungskrieg noch nicht gänzlich an Schwung verloren.

„Es war ein frisch fröhlicher Angriff bei herrlicher Sonne über Mittag; aber hinten im Hafer lagen 3 Tote und 13 Verwundete unserer Kompagnie. Wir hatten an schwierigster Stelle gestanden. (...). Seit diesem Gefecht gelte ich für voll in der Kompagnie (...)“⁴⁰⁶.

Trotz Toter und Verwundeter, obwohl der Kampf hart und gefährlich war, berichtete dieser Student von dem Angriff wie von einem Sonntagsausflug. Der Grund dafür ist wohl in der persönlichen Anerkennung des jungen Kämpfers durch seine Kameraden zu suchen.

Der Artilleriebeschuss an der Ostfront löste bei den Studenten, hier wieder einmal Hugo Frick, der zuerst auf dem östlichen Kriegsschauplatz kämpfte, nicht die selben Ängste wie bei ihren Kommilitonen im Schützengraben im Westen aus, „(...) mehrere russ. Granaten schlugen ein bei uns. ‚furchtlos und treu‘ war ich am Geschütz“⁴⁰⁷. Der Kampf fiel ihm dort leichter, an der Westfront schlug Frick, wie bereits gezeigt, ganz andere, resignierendere Töne an.

Angesichts des täglich drohenden Todes im Gefecht, im Schützengraben oder schon beim Anmarsch in die Stellung verwundert es nicht, dass die Religiosität und der Glaube an Gott eine wichtige Rolle in den Briefen und Darstellungen rund um das Kampferlebnis spielten. Solche Briefe waren in allen Teilen der Studentenschaft zu finden.

In Anbetracht der Vernichtungskraft der feindlichen Granaten und Maschinengewehre konnte langfristig nichts das Leben der Studenten schützen, so dass die meisten es als ein Wunder und die Gnade Gottes betrachteten, wenn sie unversehrt wieder von der Front zurück kehrten. Daher war es vielen wichtig, sich auf das Schlimmste vorzubereiten. Besonders für die gläubige katholische Studentenschaft, zu der auch Hugo Frick zu zählen ist, waren Frömmigkeit und die Rituale der Kirche wichtig.

⁴⁰⁵ Feldpostbrief von Erich Gans vom 24. September 1917 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 2.

⁴⁰⁶ Feldpostbrief eines unbekanntes Studenten vom 6. Juli 1915, SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 15, S. 8.

⁴⁰⁷ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 5. September 1915 in BfZG.

„Mehr als grausig sind die Strapazen und Todesschrecken, die wir hier mitmachen, mit Worten nicht zu beschreiben. Hoffentlich kommen wir bald wieder weg; die Verluste sind auch ziemlich, meist durch Artillerie. Am 29. Sept. nahm ich noch am Gottesdienst teil; durch Generalabsolution erhielten wir die beste Vorbereitung zu allem, was da komme“⁴⁰⁸.

Ob nun entweder Glück oder göttlicher Beistand sie im Kampf vor Schlimmerem bewahrte, die allermeisten Studenten hatten das Gefühl, dass sie selbst nichts dazu beitragen konnten, einen Kampf unversehrt zu überstehen. Sie waren überzeugt, dass dies nicht in ihrer Macht stand. So forderte der junge Münchner Turnerschafter Fritz Klössing seine Eltern auf, für seine wundersame, unversehrte Rettung aus einem eingeschossenen Keller in die Kirche zu gehen und Gott zu danken⁴⁰⁹. Sie fühlten sich hilflos der Gewalt des Krieges ausgeliefert und unfähig, aufgrund ihrer eigenen Fähigkeiten und Talente auf den Verlauf Einfluss zu nehmen.

Nachdem nun verschiedene Aspekte des Kampfes anhand der Briefe untersucht wurden, muss noch über einen Teil des Kampfes gesprochen werden, über den die Studenten sich ausschwiegen. Denn ein Ereignis während des Kampfes findet in den Feldpostbriefen keinen Widerhall, nämlich das Töten.

Das Sterben ist sehr wohl Thema in vielen Briefen, aber lediglich in seiner Passivität, getötet zu werden. Zwar findet auch der Tod der Feinde Erwähnung in Beschreibungen und Erwähnungen von Leichen, Gräbern oder schlichten Zahlen, aber kein Student beschreibt in seinen Briefen, wie er persönlich jemanden getötet hat. *„Über das Gemurkse im Graben selbst laß mich schweigen“⁴¹⁰*, bemerkte ein Burschenschafter in einem Brief, in dem er den Sturm eines französischen Schützengrabens erwähnte. Allenfalls Andeutungen wurden gemacht, oder ganz unpersönlich über das Töten berichtet, wie im nachfolgenden Schreiben eines Studenten an der Ostfront:

„(...) wir waren ran, und als unsere Bajonette anfangen zu arbeiten, da ergab sich der Feind oder lief weg; es kamen wenig davon; denn bei der kurzen Entfernung saß jeder Schuß“⁴¹¹.

Das Töten von Menschen, eine essentielle Tätigkeit von Soldaten im Krieg, scheint ein Tabuthema zwischen den Studenten und ihren Adressaten in der Heimat gewesen zu sein. Weder in den Korrespondenzen zu der Familie noch zu den Verbindungen wird dieses Thema berührt. Es gäbe *„(...) kein Brüsten mit Erfolgen dem Feind gegenüber“⁴¹²*, drückt ein Alter Herr seine Überlegungen zu den Feldpostbriefen aus. Und selbst dort nahm der Alte Herr das Wort nicht in den Mund. *„Erfolge“* dem Feind gegenüber muss jedoch auch das Töten und Verletzen des Feindes umfassen.

⁴⁰⁸ Ders., Brief vom 9. Oktober 1916 in BfZG.

⁴⁰⁹ Feldpostbrief von Fritz Klössing vom 14. November 1914 in MZ Nr. 36, 1. Kriegsnummer, Mai 1915, o.S.

⁴¹⁰ B.Bl. Nr. 9, 1. Februar 1916, 30. Jg., WH 1915/16, S. 179.

⁴¹¹ Feldpostbrief von Hellmuth Strassmann vom 24. Juli 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 110.

⁴¹² ASZ Nr. 6, Januar 1916, 21. Jg., S. 84.

Die Gewalt hatte nur insofern Ausdruck in den Briefen gefunden, als dass vom „Morden“ allgemein gesprochen wurde. So auch in dem ganz bekannten Kriegsgedicht von Walter Flex „Wildgänse rauschen durch die Nacht“, welches später vertont wurde und bis heute ein bekanntes Kommerslied bei den Studentenverbindungen ist und auch noch bei meiner Einheit in der Bundeswehr zum Liedgut gehörte. In der ersten Strophe heißt es da „(...) *die Welt ist voller Morden*“⁴¹³. Ein Bezug zur eigenen Handlung wurde dabei allerdings nie hergestellt. Im Gegenteil, ein Student aus Berlin schrieb:

*„Ich bin zufrieden, wenn ich in dem Bewußtsein falle, niemandem zu Leide gelebt zu haben, meine Pflicht als Mitglied der menschlichen Gesellschaft erfüllt und keinen wissentlich geschädigt zu haben“*⁴¹⁴.

Dieser Student betonte nicht nur, noch niemanden getötet zu haben, sondern zeigte sich darüber auch noch glücklich, ein Paradox angesichts seiner Situation als Soldat. Es fiel ihm leichter, seinen eigenen Tod hinzunehmen, als den Tod über seine Feinde zu bringen. Das Wort Feind benutzte er nicht einmal. Er hatte es bisher vermeiden können, anderen Menschen Schaden zuzufügen, und darauf war er stolz. Darin drückt sich eine innere Zerrissenheit aus.

Nicht viele Studierende griffen diese Thematik in ihrem Schriftwechsel mit der Heimat auf. Aber besondere Gelegenheiten wie das bevorstehende Weihnachtsfest ließ den einen oder anderen nachdenklich werden, wie etwa den Studenten Hoby:

*„Dann kommt es einem wieder so unglaublich vor, daß man dasteht oder stehen soll, um bei dem Feind auf den Augenblick zu passen, wo man ihn schädigen kann, und nicht der so viel größeren Gottesoffenbarung zu lauschen. Die Natur verkündigt die Liebe und wir suchen den Haß; wir sind noch nicht so weit, fragt sich nur, ob wir einmal soweit sein werden?“*⁴¹⁵.

Das Friedensfest veranlasste zur Besinnung. Hoby verließ in diesem Brief seiner inneren Spannung und Zerrissenheit Ausdruck, dass er als Soldat töten musste, aber als Mensch und Christ dies nur schwer mit seinem Gewissen vereinbaren konnte. So ging es auch anderen. Ein Kommilitone bemerkte „(...) *es tut mir um jedes junge Leben leid, das durch mich abgeschnitten wird*“⁴¹⁶.

Das Töten war eben auch ein Teil des Krieges, den die Studenten bei ihrem Auszug noch spielerisch durch Begriffe wie Mensur und Heldenkampf zu überdecken versuchten. Mit der brutalen Realität konfrontiert fiel es ihnen allerdings schwer, den Tod eines anderen

⁴¹³ Flex, Wanderer, S. 2.

⁴¹⁴ Feldpostbrief von Walther Böhm vom 31. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 135.

⁴¹⁵ Feldpostbrief von Ernst Hoby vom 22. Dezember 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 196f.

⁴¹⁶ Feldpostbrief von Herbert Weißer vom 27. September 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 80.

Menschen zu verantworten; das galt sowohl vor sich selbst als auch vor anderen. Daher umgingen sie dieses Thema in ihren Briefen, das ihnen anscheinend äußerst unangenehm war.

„Ich denke nach über das große ethische Problem des Krieges. (...). (...) hier bleibt der Krieg eine lastende Gewissensfrage. (...). Bei uns hier bleibt der Konflikt zwischen dem jedem innewohnenden ‚Du sollst nicht töten‘ und dem heiligen ‚Es muß sein fürs Vaterland‘ bestehen; er schläft ja bisweilen, aber lebt fort“⁴¹⁷.

Der Krieg stürzte die Studenten in einen Gewissenskonflikt, in dem sie wählen mussten zwischen der Pflichterfüllung gegenüber dem Vaterland und dem gesellschaftlichen, moralischen und christlichen Tabu des Tötens. Niemand konnte ihnen dabei helfen, die Zweifel und Gewissensbisse nagten an ihnen.

Für die Angehörigen der Artillerie mag noch die Barriere der Entfernung gegolten haben. Sie mussten nicht unmittelbar mit ansehen, wie ihre Waffen wirkten. Sie konnten anonym töten, da sie nicht auf einzelne Personen, sondern auf den Feind und die feindlichen Linien ihr Feuer lenkten. Darüber hinaus wurden beim Abfeuern eines Geschützes mehrere Personen benötigt, so dass man im Kollektiv tötete.

Doch bei den Studenten in der Infanterie muss dieses Erlebnis ganz unmittelbar gewesen sein. Sie konnten und mussten zum Teil ihren Opfern in die Augen sehen. Eine Erfahrung, wie sie in dem Roman „Im Westen nichts Neues“ von Remarque geschildert wird⁴¹⁸. Die ausgeübte Gewalt und das Töten waren eine schwere Bürde, welche die jungen Soldaten nur mit ihresgleichen, aber nicht mit ihrer Familie oder ihren Freunden in der Heimat teilen konnten.

Daher finden sich in den Briefen keine konkreten Beschreibungen, dass man getötet hatte, nur sehr allgemeine Kampfbeschreibungen oder Darstellungen vom Tod, ohne den Verursacher zu benennen. Mit der Erfahrung der Ausübung von Gewalt blieb der Student alleine. Erwähnenswert allein war der Heldentod, der Opfertod, der mutige Sturm auf den feindlichen Graben, was aber dann im Graben geschah, wurde in den Erzählungen ausgeblendet. So war der Krieg in der Wahrnehmung der Empfänger der Berichte der Studenten, im Kreis des Bildungsbürgertums, ein Krieg mit Opfern, den eigenen Söhnen, aber nicht mit Tätern.

Es gibt zu den eben gemachten Aussagen jedoch Ausnahmen. So beschrieb in einem Feldpostbrief ein junger Burschenschaftler, welcher Angehöriger der noch jungen Waffengattung der Jagdflieger war, folgendes:

„Vor einigen Wochen griff ich mit meiner Staffel ein feindliches Doppelsitzergeschwader an. Den Beobachter meines Gegners schoß ich auf Anhieb tot; ich erkannte es daran, daß der Beobachtungssitz nach dem ersten Angriff leer war und das gekuppelte Maschinengewehr senkrecht in die Luft ragte“⁴¹⁹.

⁴¹⁷ Feldpostbrief von Johannes Haas vom 24. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 156f.

⁴¹⁸ Remarque, Im Westen nichts Neues, S. 147ff.

⁴¹⁹ B.Bl. Nr. 3, 21. Mai 1918, SH 1918, 32. Jg., S. 38.

Diese Zeilen entstanden recht spät, nach vier Jahren Krieg. Darüber hinaus waren die Flieger in einer etwas anderen Situation als ihre Kameraden am Boden. Sie galten als die Ritter der Lüfte. Ihre Kampfweise kam dem, was man als Zweikampf Mann gegen Mann bezeichnen würde, noch am nächsten. Hier ging es unmittelbar um Leben oder Tod. Im Kampf in der Luft stellte sich nur die Frage: er oder ich. Das Ergebnis war im Abschuss des Gegners direkt zu sehen, man konnte der Thematik des Tötens nicht ausweichen. So berichtete ein Student einer Technischen Hochschule vom Abschuss eines Beobachtungsballons. Über das Schicksal der Besatzung erfuhr er erst nach der Landung, diese konnte sich mit dem Fallschirm retten⁴²⁰. Dann in einem weiteren Brief beschrieb er den Abschuss eines englischen Fliegers. In diesem Fall konnte er feststellen, „... wie der Führer tot über der Karosserie hängt“⁴²¹. Er hätte es nach eigener Aussage zwar lieber gesehen, „wenn der arme Kerl heil unten angekommen wäre mit nur kaputtem Motor“⁴²², doch ging er dann über das Schicksal des Engländers lapidar mit einem „c'est la guerre“⁴²³ hinweg.

Anders die Geschichte des ersten Abschusses eines Kommilitonen. Diesem war es gelungen sich im Luftkampf gegen einen Franzosen durchzusetzen und ihn zur Aufgabe und Landung zu zwingen⁴²⁴. „Nun hab' ich meinen ersten und bin froh, daß er so herunter ist, so ohne Verletzung“⁴²⁵. Dies war aber eine Ausnahme.

Die neu entstandene Jagdfliegerei umgab in diesem Krieg noch der Nimbus der Ritterlichkeit. Ihre Art des Kampfes war nicht die Massenschlacht, sondern der Zweikampf, Mann gegen Mann, Auge in Auge, unter echten Kriegern. Diese Luftkämpfe wurden von vielen Zuschauern, Kameraden, am Boden interessiert verfolgt. Dies belegen zahlreiche Briefe, die solche Begebenheiten beschreiben. Daher war das Treiben der Piloten zahlreichen Blicken ausgesetzt und so mussten sie sich immer ihres öffentlichen Handelns bewusst sein. Zudem wurde der Aspekt des Tötens mehr von der sportlichen Seite als von der moralischen betrachtet. Die Piloten standen zum Teil in einem Wettstreit um die meisten Abschüsse, begünstigt durch die Tatsache, dass Orden und Auszeichnungen nach Anzahl der Luftsiege vergeben wurden⁴²⁶.

3.2.3. Kampf und Mensur

⁴²⁰ Feldpostbrief von Otto Brauneck vom 15. Dezember 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 318f.

⁴²¹ Ders., Feldpostbrief vom 8. Februar 1917 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 320.

⁴²² Ebd.

⁴²³ Ebd.

⁴²⁴ Feldpostbrief von Hans Oluf Esser vom 6. Juli 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 283f.

⁴²⁵ Ebd., S. 284.

⁴²⁶ Vgl. auch Stefanie Schüler-Springorum, Vom Fliegen und Töten, Militärische Männlichkeit in der deutschen Fliegerliteratur, in Heimat-Front, Militär und Geschlechterverhältnis im Zeitalter der Weltkriege, hg. v. Karen Hagemann, Stefanie Schüler-Springorum, Frankfurt a.M. 2002, S. 208-233, S. 216f.

Das Erlebnis des Krieges, im Besonderen des Kampfes, war ohne Beispiel für die Studenten, wie bereits bei der Untersuchung der Feuertaufe dargelegt wurde. Dennoch bemühten sich vor allem die Korporierten, in ihrer Sprache eine Parallele aus ihrem bisherigen Leben heranzuziehen, um den Daheimgebliebenen das Erlebte zu vermitteln und auch selbst das Erlebte zu verarbeiten. Wie bereits schon bei der Vorstellung der Studenten und Korporationen gezeigt nahm die Mensur im Leben der schlagenden Verbindungsstudenten einen besonderen Stellenwert ein. Sie war eine Art des ritualisierten Zweikampfes.

Freilich beschränkte sich die Erfahrung mit der Mensur lediglich auf einen Teil der Studentenschaft, den Mitgliedern schlagender Verbindungen, die sich damals wie heute als Waffenstudenten bezeichneten. Dies grenzt den Kreis der Hochschüler ein, der an dieser Stelle untersucht werden kann. Ausgeschlossen bei dieser Betrachtung sind somit die verbindungslosen Finken und die Studierenden der katholischen Korporationen und der Vereine, die die Mensur ablehnten.

Die Waffenstudenten konnten in einem gewissen Rahmen auf eine eigene Kampferfahrung zurückblicken, welche sich aber auf den Zweikampf beschränkte. Jedoch verlief dieser Kampf, die Mensur, nach festen Regeln ab - nicht so der Krieg. Dennoch bemühten sich die schlagenden Studenten, Parallelen zwischen dem Krieg und der Mensur zu ziehen.

„Und jetzt rücken wir begeistert – Gegen unserer Feinde ins Feld - Werden wir nun bald beweisen – Weh’ den Feinden, die es wagen – Jetzt zu trotzen unserem Eisen – Auch im Frieden schon geschwungen – Haben wir das scharfe Schwert (...)⁴²⁷“

So glaubten viele zu wissen, was im Krieg auf sie zukommen würde, und waren dann um so enttäuschter, dass sie eben nicht *„(...) im fröhlichen Nahkampfe, das Schwert in der Hand, dem Feinde zu Leibe rücken oder gar im Einzelkampf, wie auf Mensur, den Gegner erledigen“⁴²⁸*. Die Realität des Weltkrieges mit seinen Massenheeren und der neuen Kampfweise des Stellungskrieges stand im Kontrast zur „ritterlichen“ Mensur, bei der Mann gegen Mann gekämpft und dem Gegner in die Augen geblickt wurde. Da ging es den Waffenstudenten nicht anders als ihren Kommilitonen, welche ebenfalls von der Art und Weise des Stellungskrieges abgestoßen waren.

Obzwar der Krieg nichts mit der Mensur gemein hatte, benutzten die schlagenden Studenten dessen ungeachtet Definitionen und Metaphern aus der Welt des studentischen Fechtens. Daneben wurde der Begriff Mensur synonym mit den Begriffen Kampf, Krieg oder Schlacht verwendet. *„Meine Mensur in Russland war übrigens so blutig nicht“⁴²⁹* schrieb ein Student in die Heimat. Dies galt auch für Begriffe, die aus der Sprache der Mensur stammten und über den Kreis der schlagenden Studenten hinaus bekannt waren, wie etwa Schmiss oder Abfuhr.

⁴²⁷ ASZ Nr. 5, November 1914, 20. Jg., S. 115.

⁴²⁸ ASZ Nr. 6, Dezember 1914 / Januar 1915, 20. Jg., S. 126.

⁴²⁹ B.Bl. Nr. 3, 1. Mai 1915, 29. Jg. SH 1915, S. 61. Ein Verbandsbruder schrieb von einer „Lanzenmensur“, vgl. B.Bl. Nr. 2, 15. Oktober 1915, 30. Jg., WH 1915/16, S. 32.

So wurde auch mal dem Feind eine Abfuhr erteilt⁴³⁰ oder man selbst wurde abgeführt. Und nicht nur das Gefecht, sondern auch die aus dem Kampf resultierende Verwundung wurde mit der sprachlichen Terminologie der Mensur beschrieben. Wie etwa ein Burschenschafter erzählte, einen „*Flachen*“⁴³¹ auf linkem Unterarm⁴³² erhalten zu haben. Häufig wurde eine Verwundung als Schmiss bezeichnet.

*„(...) erwischte mich eine Schrapnellkugel. Das Ding ist ganz kommentmäßig in die linke Backe geschlagen (...). (...). Auf dem Jochbein gibt es natürlich einen neuen Renommierer“*⁴³³.

Mit den Begrifflichkeiten aus dem Mensurwesen stand den Korporierten ein sprachlicher Code zur Verfügung, mittels dessen sie sich ihren Bundesbrüdern in der Heimat mitteilen konnten. Mit der Mensur verbanden die Studenten an der Front und in der Heimat eine gemeinsame Erfahrung. Vieles, was sie im Krieg erlebten, war für die Studenten selbst schwer zu verstehen und zu verarbeiten. Wo sie nach Wörtern rangen, konnte die Assoziation über die Mensur helfen, eine Brücke zum Verständnis zu bauen. Darüber hinaus bot die Sprache der Mensur den Benutzern die Möglichkeit, den Empfängern in der Heimat in ehrenhafter und männlicher Weise Ereignisse zu vermitteln, die anders dargestellt nicht so spektakulär erschienen wären⁴³⁴.

*„Bei einer größeren Schlacht sind die Nerven durch die stundenlange Kanonade so abgestumpft, daß man sich der ungeheuren Größe der Gefahr gar nicht voll bewusst wird, aber hier ist man mit vollem Bewusstsein und ruhiger Überlegung im Schnellfeuer von anderthalb Batterien leichter Artillerie und einem Zug Maschinengewehren. Dazu gehört straffe Selbstdisziplin, da festzustehen auf Mensur ohne Wimperzucken“*⁴³⁵.

Anhand des Vergleiches zur Mensur, bei der es darauf ankam, vor den gegnerischen Hieben nicht zurück zu weichen, konnte Paul Brüdern seinen Bundes- und Waffenbrüdern bildhaft versichern, wie er sich im feindlichen Artilleriefeuer bewährt hatte. Indem er bei den Lesern die Erinnerung an die eigene Mensurerfahrung wach rief, ließ er sie an seinen Erlebnissen teilhaben. Oder zumindest suggerierte er ihnen zu verstehen, was er durchgemacht hatte. So konnte er einen Beweis für seinen Mut an der Front dadurch erbringen, dass er seine Situation im Grabenkrieg mit der Mensur verglich. Denn in der Behauptung, trotz des heftigen gegnerischen Beschusses keine Furcht gezeigt und schon gar nicht zurückgewichen zu sein, hatte er großen Mut bewiesen und sich bewährt. Die Analogie war, dass er genauso wie in der

⁴³⁰ B.Bl. Nr. 10, 15. Februar 1917, 31. Jg., WH 1916/17, S. 153. Begriff aus dem Mensurwesen, wenn einer der Studenten vor dem Ende seiner Mensur herausgenommen wird. Daher auch der Ausdruck, „jemandem eine Abfuhr erteilen“. Vgl. auch das Glossar unter Anhang E.

⁴³¹ Ein „Flacher“ ist ein Treffer, bei dem der Hieb nicht mit der scharfen, sondern der flachen Seite trifft und daher keine blutende Wunde, einen so genannten Schmiss, verursacht. Ein Flacher ist also ein harmloser Treffer, der nicht am weiterkämpfen hindert.

⁴³² B.Bl. Nr. 10/11, 15. August 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 227.

⁴³³ B.Bl. Nr. 12, 15. März 1915, 29. Jg., WH 1914/15, S. 289.

⁴³⁴ Vgl. auch Wiedenhoff, Kontinuitäten korporierter Mentalität, S. 203f.

⁴³⁵ Feldpostbrief von Paul Brüdern vom 22. September 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 11.

Mensur nicht den Gegner in die Knie zwingen musste, um die Probe zu bestehen. So reichte es auch an der Front aus, auf seinem Platz zu stehen. Es war unnötig nachzuweisen, dass er den Feind vertrieben oder besiegt hätte. Auf diese Art konnte er seine Qualitäten als Verbindungsstudent und als Soldat verknüpfen und hervorheben. Und die erforderliche Befähigung als Soldat führte er auf seine Ausbildung in seiner Verbindung zurück, weil das, was er während der Mensur gelernt hatte, ihm nun auch im Krieg gute Dienste geleistet habe.

Der Vergleich mit der Mensur diente vielen als ein Symbol von Tapferkeit und Heldentum in diesem Krieg, der eigentlich beides nicht kannte. Dies lag natürlich auch insofern nah, da die Mensur etwas war, was die Waffenstudenten deutlich von den Kommilitonen und den anderen Bürgern abhob. Und dies verpflichtete sie, diesen Habitus auch im Krieg fortleben zu lassen. Hier wollten sie ein ebenso schneidiges Bild abgeben. So erinnerte sich ein Burschenschafter an seinen gefallenen Leibburschen⁴³⁶:

„Und dann war er als Soldat so, wie er als Student war: eine Natur, die nur den geraden Weg kannte, stets freiwillig auf Mensur, zähe und ausdauernd! Freiwillig zog er aus, um jetzt gegen seines Vaterlandes Feinde den Speer⁴³⁷ zu schwingen. Und er bestand die Mensur mit Ehre“⁴³⁸.

Mit dieser Metapher der Mensur im Krieg konnte der Verfasser gleich mehrere Dinge zum Ausdruck bringen. Zum einen unterstrich er die Tapferkeit des Gefallenen, welche dieser sowohl im Frieden als auch im Krieg gezeigt hatte. Weiter lag in der Mensur etwas Ehrenhaftes und Ritterliches, so dass auch diese Attribute auf die Person übertragen wurden. Und schließlich umging das Bild der Mensur die Problematik des Tötens im Krieg. Es war ein sauberes Bild, an dem zwar etwas Blut, aber nicht der Geruch von Leichen haftete. Dies war eine neutrale Umschreibung der Tötungshandlung, um den offenen Tabubruch zu umgehen, wie es auch Aribert Reimann beschrieben hat⁴³⁹.

Die Korporationen propagierten ebenfalls den Krieg als eine große Mensur. Im Semesterbericht der Berliner Sängerschaft Germania kann man lesen

„Den im Felde auf Mensur gegen Russen und Franzosen stehenden Füxen, die Hindenburg und Gen. als Fuxmajor und Fechtwart haben (...) [wurde] das Burschenband verliehen (...)“⁴⁴⁰.

Die Germania erachtete die Erfahrungen, die ihre Mitglieder im Feld machten, als gleichwertig mit der Mensur. Der Militärdienst an der Front ersetzte voll und ganz die Erziehung, die in der Verbindung vermittelt wurde. Ein Mitglied der Landsmannschaften, des LC, stellte offen die Frage, ob nicht „ (...) die Leistungen unserer jungen Bundesbrüder da draußen im Felde (...)“ als Ersatz für die Mensur und andere Voraussetzungen zur Aufnahme

⁴³⁶ Der Leibbursche ist ein Art persönlicher Mentor eines Mitgliedes einer Studentenverbindung.

⁴³⁷ Speer bezeichnet in der Sprache der Korporierten den Mensurschläger oder auch Schläger allgemein.

⁴³⁸ B.Bl. Nr. 8, 15. Januar 1915, 30. Jg., WH 1915/16, S. 164.

⁴³⁹ Aribert Reimann, Wenn Soldaten vom Töten schreiben, 318f.

⁴⁴⁰ ASZ Nr. 4, September/ Oktober 1915, S. 57.

als Burschen und somit vollwertige Mitglieder der Korporation gelten dürfe⁴⁴¹. Dieser Logik folgend beschloss der Dachverband der pflichtschlagenden Turnerschaften, der VC, auf seiner Kriegstagung in Gotha im Mai 1915, dass den im Feld stehenden Füchsen des Sommersemesters 1914 das Burschenband auch ohne Mensur verliehen werden könne⁴⁴². Darüber hinaus fassten die Turnerschaften in der Heimat den Beschluss, dass ehemalige Mitglieder einer Turnerschaft, die aus Mensurgründen ausgeschlossen worden oder ausgetreten waren, wieder aufgenommen werden konnten, wenn sie im Krieg Mut und Entschlossenheit bewiesen hätten⁴⁴³. Die Teilnahme am Feldzug und die Bewährung vor dem Feind wurden als voller Ersatz für die Mensur angesehen, welche Grundvoraussetzung für die Mitgliedschaft in der Gemeinschaft war. Dies ging so weit, dass ehemalige Verbandsbrüder, die bei der Mensur versagt und Angst gezeigt hatten, sich durch besondere Tapferkeit im Krieg wieder rehabilitieren konnten. Eine solche Überlegung hatte es offensichtlich auch innerhalb der Deutschen Burschenschaften gegeben⁴⁴⁴. Im Verband der Landsmannschaften dachte man über eine Regelung nach, welche Kriegsteilnehmern die Mensur erleichtern oder erlassen könnte, wenn sie dazu körperlich nicht mehr in der Lage wären⁴⁴⁵. Der sehr konservative und elitäre Kösener Corpsverband lehnte dies hingegen ab, da „(...) *keine studentische Vereinigung das Recht auf das Band schwerer verleiht, als das Corps*“⁴⁴⁶. Das bedeutet aber nicht, dass der Kösener Corpsverband nicht auch Krieg und Mensur gleichsetzte⁴⁴⁷.

Abseits der Feldpostbriefe findet sich in der Akademischen Turnzeitung eine Kurzgeschichte mit dem Titel „Die erste Mensur“⁴⁴⁸, welche ebenfalls den Krieg und Mensur miteinander verband.

Inhaltlich handelt die Geschichte von einem deutschen Studenten, der mit einem englischen Kommilitonen an der Universität um die Gunst einer Frau, einer jungen Jüdin, buhlt und aneinander gerät. Der deutsche fordert den englischen Studenten zum Duell, doch der Engländer kneift und nutzt seine Kontakte dazu, seinen Herausforderer von der Universität verweisen zu lassen. Im Krieg begegnen sich dann beide auf dem Schlachtfeld wieder und nun wird die „Mensur“ doch noch ausgetragen, wobei der Deutsche den Engländer im Kampf Mann gegen Mann tötet.

„Das war Hans Meyers erste Mensur. Das war eine Mensur, bei der der Haß sekundierte, tödlicher erbarmungsloser Haß, der nicht nach Sieg und Niederlage

⁴⁴¹ LC-Zeitung Nr. 12, 15. Dezember 1914, 28. Jg., S. 242.

⁴⁴² ATZ Nr. 9, 15. August 1915, 32. Jg., S. 18; „Vertrauliche Mitteilung“ (VM) Nr. 7, 13. Jg., Mai 1915. Die VM war eine Beilage in der ATZ und wurde nur intern im Verband verteilt.

⁴⁴³ VM Nr. 7, 13. Jg., Mai 1915.

⁴⁴⁴ B.Bl. Nr. 2, 15. Oktober, 30. Jg., WH 1915/16, S. 25.

⁴⁴⁵ Vertrauliche Mitteilungen des LC Nr. 5, 15. Juli 1916, 30. Jg., S. 11. Streitig war im Verband dann, ob nicht auch an den Nerven Geschädigte in den Genuss der Fechterleichterung kommen sollten.

⁴⁴⁶ Vgl. DKZ, Nr. 4/58, 15. Juni 1917, 34. Jg., S. 103.

⁴⁴⁷ Die Schriftleitung der Deutschen Korpszeitung zum Kriegsausbruch: „(...) *der Kösener S.C.-Verband steht jetzt auf Mensur gegen Franzosen, Engländer und Russen* (...)“, DKZ Nr. 377, 1. September 1914, 31. Jg., S. 226.

⁴⁴⁸ ATZ Nr. 13, 15. Oktober 1915, 32. Jg., S. 302f.

*fragt, nein, der den ganzen Menschen will, das Herzblut bis zum letzten heißen Tropfen*⁴⁴⁹.

Mit Befriedigung bemerkte danach der Student „(.) *das war meine erste Mensur*“⁴⁵⁰.

Mit der Gleichsetzung von Mensur und Krieg vereinnahmten die Korporationen den Krieg als einen Teil ihrer eigenen Domäne. Sie sahen sich als Waffenstudenten im Frieden und dann natürlich auch als solche im Krieg. Ihre Traditionen und Erziehung hatten die Mitglieder zu Männern und Kriegern erzogen, so kann die Haltung in der Heimat interpretiert werden.

Jedoch erkannten die schlagenden Studenten an, dass auch die übrigen Korporationen sich im Krieg bewährten. Infolge dessen wurden quer durch die schlagenden Dachverbände Überlegungen angestellt, nach dem Krieg ihre Haltung gegenüber nicht schlagenden Verbindungen und Studenten zu überdenken. So bemerkte ein Burschschafter in einem Feldpostbrief in Bezug auf Tapferkeit:

„Auch die Gegensätze zwischen den Korporationen werden sich mindern. Wie tapfer und schneidig kämpft der jüdische schlagende Student und der ‚katholische‘ gibt dem ‚schlagenden‘ nichts nach“⁴⁵¹.

Die Bewährung unter Waffen wollten manche somit auch Studierenden außerhalb ihrer eigenen Reihen zugestehen. Gleichfalls schien die Hoffnung der jüdischen und katholischen Studierenden aufzugehen, durch ihren Mut im Kampf ihre Gleichwertigkeit mit den anderen Korporierten beweisen zu können. So wurden die katholischen, nicht schlagenden Studenten in den Augen einiger schlagender Studenten zu Waffenstudenten.

Die Mensur wurde somit zu einem Ausdruck eines militärischen Habitus, vergleichbar mit dem Offizierskorps. Ihrem Selbstbild nach sahen sich die Waffenstudenten als Krieger. Ihre Waffe war die Klinge, im Frieden als auch im Krieg.

„Zum Sommerfeldzug hoffe ich die Klinge wieder in die Hand nehmen zu können“⁴⁵².

3.2.4. Zusammenfassung

Das Kampferlebnis aus Sicht der Studierenden lässt sich grob gesagt in zwei Gruppen unterteilen. Auf der einen Seite war die große Masse von studentischen Soldaten, die den Kampf als Massenerfahrung erlebten, in der sie selbst eine relativ passive Rolle einnahmen. Auf der anderen Seite standen da die Erfahrungen von individuellen Kampferlebnissen, vor allem von jungen Offizieren.

⁴⁴⁹ Ebd., S. 302.

⁴⁵⁰ Ebd. S. 303.

⁴⁵¹ B.Bl. Nr. 11, 1. März 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 227.

⁴⁵² Feldpostbrief von Wolfgang Iskraut vom 12. November 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 18. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. Januar 1916, S. 2.

Diese Beobachtung gilt vor allem für die Darstellung und Wahrnehmung des Angriffes. Eine besondere Stellung nahm die Feuertaufe bei diesen Darstellungen ein. Ihr kam, ähnlich der Mensur, eine Rolle als Initiationsritus zu⁴⁵³.

Dennoch stellte sich der Kampf anders dar, als von den Studenten erwartet. Entsprechend vielleicht noch die kurze Phase des Bewegungskrieges im Westen dem, was sich die meisten unter Krieg und Kampf vorgestellt hatten, so änderte sich dieses mit Erstarren der Fronten. Der Stellungskrieg erschien den Studenten wie ein Verharren unter den Schlägen der Artillerie, gegen die man sich nicht wehren konnte und vor der es keinen Schutz gab. Die Lehre, die sie daraus zogen, war, dass der Einzelne nichts zählte. Selbst der feindliche Soldat trat vor der Gewalt der Granaten zurück. Anstatt zu kämpfen warteten nun die jungen Soldaten auf den Tod. In der Literatur wird von der Verlagerung eines „äußeren“ auf einen „inneren Feind“ gesprochen, der eigenen Angst⁴⁵⁴. Wie gezeigt, hatten auch die Studenten mit ihren Nerven zu kämpfen. Lieber wollten sie in einem Sturmangriff ihr Leben opfern und an Szenerien des Todes vorbei stürmen, als weiter im Graben im Regen der Granaten auf den Tod zu warten, denselben ständig in Form von Leichen und Verwesung vor Augen. Mit dieser Einstellung standen sie nicht alleine. Unter dem Druck des ständigen Beschusses litten auch die übrigen Soldaten, wie Buschmann in seinem Aufsatz über den Briefkontakt von Soldaten und Bürgern der Stadt Balingen herausgearbeitet hat⁴⁵⁵. Der Angriff war auch für andere Soldaten ein Ausbruch aus der Routine, doch auch gefürchtet wegen seiner hohen Verluste. Die Motivation lag dabei aber häufig in der Hoffnung, Lebensmittel und dringend benötigte Ausrüstung beim Feind zu erbeuten⁴⁵⁶. Der Angriff war also für die meisten Soldaten nicht in dem Ausmaß eine Frage der Ehre wie für die Studierenden.

Ein Ergebnis dieses Kapitels, das überrascht, ist die Tatsache, dass die Kämpfer beinahe einhellig das Töten anderer Menschen in ihren Briefen ausgespart hatten. Die Literatur bestätigt dies ebenfalls im allgemeinen für die deutschen Soldaten.

Ute Frevert spricht in diesem Zusammenhang von einem ‚blinden Fleck‘, da in den Erinnerungen nur die erlittene, aber nicht die ausgeübte Gewalt Nachklang gefunden habe⁴⁵⁷. In der Ausbildung der Soldaten während der Friedenszeit sei gerade der Aspekt, der das direkte Töten im Nahkampf umfasste, ausgespart worden, so dass eine Erziehung zum Töten oder gar eine Lust zum Töten nicht statt fand⁴⁵⁸. In der Tradition der Armee sei immer nur den Opfern Erinnerung gewidmet worden, nicht aber der ausgeübten Gewalt. Das kulturelle Tötungsverbot habe auch über die Suspension im Kriege insofern weiter gewirkt, dass es in den Nacherzählungen nicht überwunden wurde⁴⁵⁹. Dies spiegeln auch die Briefe der

⁴⁵³ Vgl. auch Wiedenhoff, Kontinuitäten korporierter Mentalität, S. 194f.

⁴⁵⁴ Nikolaus Buschmann, Der verschwiegene Krieg: Kommunikation zwischen Front und Heimatfront, in: Kriegserfahrung, Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges, hg. v. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Dieter Langewiesche und Hans-Peter Ullmann, Essen 1997, S. 208-224, S. 218; Ulrich/Ziemann, Kriegserlebnis, S. 136.

⁴⁵⁵ Buschmann, Der verschwiegene Krieg, S. 218.

⁴⁵⁶ Vgl. Mommsen, Erster Weltkrieg, S. 124.

⁴⁵⁷ Ute Frevert, Die kasernierte Nation, S. 300.

⁴⁵⁸ Ebd., S. 242.

⁴⁵⁹ Ebd., S. 242f.

Studenten wieder. Und gerade die moralische Hemmschwelle des Tötens wurde von manchen in ihren Briefen thematisiert. Die ausgeübte Gewalt wurde totgeschwiegen.

Auch Aribert Reimann kommt in seinem Aufsatz über die Darstellung von Tötungen in deutschen und britischen Feldpostbriefen zu dem Urteil, dass die Soldaten in ihrer Korrespondenz mit der Heimat das Thema weitestgehend ausklammerten⁴⁶⁰. Vor allem die innere Zensur im Kopf der Soldaten habe da einschränkend gewirkt, um die Familienangehörigen nicht zu schockieren⁴⁶¹. Statt der eigenen Tötungshandlung sei die eigene Opferrolle betont worden⁴⁶². Dies deckt sich auch mit den hier gemachten Ergebnissen. In der Tat betonten die Studenten immer wieder, wie sie unter dem Beschuss litten, und schwiegen darüber, wie der Gegner unter den eignen Angriffen zu leiden hatte. Reimann stellt weiter fest, dass anstelle der konkreten Darstellung der Tötungshandlung diese neutral umschrieben wurde, etwa als „Arbeit“, und die Opfer entmenschlicht wurden⁴⁶³. Dies kann für die hier untersuchten Briefe nur insoweit bestätigt werden, als dass die Korporierten Begriffe des Mensurwesens für Kampfbeschreibungen verwendeten. Eine Entmenschlichung der Opfer ist dagegen nicht anhand der Briefe für die Studenten belegbar. Vielmehr fehlen die Opfer in den Darstellungen, sieht man von den speziellen Briefen der Flieger ab.

In diesem Zusammenhang ist aber interessant, dass die gebildete englische Oberschicht laut Reimann den Kampf als einen sportlichen Wettkampf wahrnahm⁴⁶⁴. Dies lässt einen Vergleich mit der ähnlich gebildeten deutschen Studentenschaft und ihrer Einstellung zu Kampf und Mensur zu. Thomas Weber sieht in seiner vergleichenden Arbeit zwischen den Studenten von Oxford und Heidelberg Parallelen zwischen dem Sport an englischen Eliteuniversitäten und der Mensur der deutschen Studenten⁴⁶⁵. Beide sind seiner Meinung nach Sozialisationsmittel und exklusiver Gentleman-Sport. Diese Darstellungen erscheinen so in einem neuen Licht als ein narratives Mittel, den Kampf, und vor allem das Töten, in einer sozial ritualisierten Form darzustellen.

Das Aussparen des eigenen blutigen Soldatenhandwerks seitens der Studenten war folglich nichts Spezifisches für Studenten, sondern ist auf ein Tabu zurück zu führen, das für alle deutschen Soldaten galt. Auffällig ist aber die Art und Weise, wie das Thema umgangen wurde, was interessante Parallelen zu der britischen Oberschicht aufweist. Angesichts der größeren Effektivität der deutschen Truppen, ihre Feinde auf alliierter Seite zu töten⁴⁶⁶, gibt es keinen Zweifel, dass die Studenten tatsächlich und häufig getötet haben.

Andere Historiker haben Aspekte in den Kampfdarstellungen der Studenten gefunden, die diese von denen anderer, ungebildeter Soldaten unterscheiden sollen, nämlich die verwendete Sprache. So behauptet Nikolaus Buschmann, dass die Bildungsbürger sich im Gegensatz zu den Soldaten der bildungsfernen Schichten einer abstrakten und von nationaler Metaphorik

⁴⁶⁰ Aribert Reimann, Wenn Soldaten vom Töten schreiben, S. 309f.

⁴⁶¹ Ebd.

⁴⁶² Ebd., S. 312.

⁴⁶³ Ebd., S. 312f., 318f.

⁴⁶⁴ Ebd., S. 312.

⁴⁶⁵ Weber, Oxford und Heidelberg, zur Zeit noch im Druck.

⁴⁶⁶ Vgl. Ferguson, Der falsche Krieg, S.283f.

geprägten Sprache bedienten⁴⁶⁷. Auch Ulrich und Ziemann meinen, gerade bei den Studenten eine „Stilisierung des Kampfes an der Front wie etwa die vom »Heldentum« oder »Opfertod« feststellen zu können⁴⁶⁸. Dabei gehen sie, wahrscheinlich Buschmann auch, von den Feldpostbriefen aus, die von Philip Witkop veröffentlicht wurden. Dass Witkop die Briefe seiner Edition nach literarisch wertvollen Aspekten zusammengestellt hatte, habe ich bereits eingangs erwähnt. Betrachtet man aber darüber hinaus andere Briefe der Studenten, kann diesen Aussagen nicht uneingeschränkt zugestimmt werden. Wie gezeigt änderte sich die Darstellung des Kampfes mit dem Einsetzen des Stellungskrieges. Es konnte insbesondere festgestellt werden, dass der Kampf eben nicht vom Heldentum gekennzeichnet wurde. Wo sich nationale Metaphorik in die Briefe mischte, war dies nicht in der Beschreibung und im Erlebnis des Kampfes, sondern als Motivation durchzuhalten⁴⁶⁹. Daher ist diese Auffassung angesichts der weiteren Quellen nicht haltbar.

Vielmehr ist eine tiefe Desillusionierung gerade in Bezug auf die Erfahrung des Kampfes festzustellen⁴⁷⁰. Sicherlich verfügten die Studenten über einen elaborierteren Stil als ihre weniger gebildeten Kameraden. Allerdings, als es darum ging, den Kampf zu beschreiben, wussten auch viele Studenten sich einer deftigen und sehr direkten Sprache zu bedienen. Viele Darstellungen waren gerade davon gekennzeichnet, dass sie in sehr unpersönlicher Weise penibel die Geschehnisse noch einmal nüchtern zusammenfassten. Andererseits fehlten den Studenten oftmals die Worte, das Erlebte zu beschreiben, etwa bei der Darstellung des Artilleriefeuers; eine Erfahrung, die sie auch mit anderen Soldaten teilten, wie man bei Buschmann nachlesen kann⁴⁷¹. Und es darf nicht vergessen werden, dass ein Teil der untersuchten Briefe an eine mehr oder minder große Öffentlichkeit, zumeist die eigene Studentenverbindung, gerichtet war. Hier gehörte es zum guten Umgangston, sich nationalistisch zu artikulieren.

Für nationalen Pathos war aber zumeist kein Platz, vor allem in den Briefen ab Dezember 1914; zumindest nicht im Zusammenhang mit der Thematik des Kampfes. Dies den Briefen beziehungsweise Abschnitten vorbehalten, die sich abstrakt mit Themen wie Opfertod oder Vaterland auseinandersetzen. Man muss diese Betrachtungen von den Darstellungen des konkreten Kampferlebnisses trennen. Darauf wird aber im Rahmen des Kapitels über den Sinn des Krieges wieder zurückzukommen sein.

Ulrich und Ziemann konstatieren für die meisten Soldaten eine passive Einstellung zum Kampf. Ihren Untersuchungen nach waren diese vor allem darum bemüht, ihr eigenes Leben nicht unnötig zu gefährden. Ein ‚Heimatschuss‘, der sie für den weiteren Krieg untauglich machen würde, galt ihnen als besonders erstrebenswert⁴⁷². Im Gegensatz dazu stand das Verhältnis der Studenten zum Kampf. Gerade die Tatsache, dass der Krieg zum Stillstand kam, war belastend für die Hochschüler. Sie suchten, wie bereits erwähnt, geradezu den Kampf, allerdings nicht im Stellungs-, sondern im Angriffskrieg.

⁴⁶⁷ Buschmann, *Der verschwiegene Krieg*, S. 222.

⁴⁶⁸ Ulrich / Ziemann, *Kriegserlebnis*, S. 140.

⁴⁶⁹ Vgl. auch Wiedenhoff, *Kontinuitäten korporierter Mentalität*, S. 204.

⁴⁷⁰ Ulrich/Ziemann, *Kriegserlebnis*, S. 140.

⁴⁷¹ Buschmann, *Der verschwiegene Krieg*, S. 219.

⁴⁷² Ulrich/Ziemann, *Kriegserlebnis*, S. 142.

Ein Grund für diese Haltung ist sicher darin zu sehen, dass schon in Friedenszeiten der Kampf einen besonders positiven Stellenwert innerhalb der Studentenschaft einnahm. Die Mensur als spezieller studentischer Zweikampf war eine Quelle studentischer Ehre innerhalb des Kreises der Waffenstudenten. Der Krieg versprach, eine neue Quelle von Ehre zu werden.

„Welche Freude würde es uns bereiten, wenn unsere Bundesbrüder uns noch mehr von ihren Waffentaten erzählten, von den Ereignissen auch, die ihnen das Eiserne Kreuz gebracht haben. (...) dann gehört eine schlichte Schilderung ihrer Taten (...) unter allen Umständen in die AGZ, denn diese sollen ja auch für die Zukunft eine Urkunde sein, was unser CC. In schwerer Zeit für's Vaterland getan hat“⁴⁷³.

Der Kampf im Krieg würde, so die Hoffnung, neue Ehren weit über die Gemeinschaft der Universität und der Korporationen hinaus bringen. Endlich konnten die Korporationen zeigen, was sie ihren Mitgliedern beigebracht hatten und welchen Beitrag sie für das Vaterland leisteten. So hofften sie zumindest. Doch der Kampf im Ersten Weltkrieg ließ nicht viel Platz für Ehre. Er wurde von den Waffen und nicht von den Kriegern diktiert. Die Soldaten waren lediglich für die Bedienung der Waffen notwendig. Trotzdem war der Wunsch nach Helden in der Heimat groß. Diesen Wunsch konnten die Studenten jedoch nicht erfüllen. Für heroische Taten bot der Krieg wenige Möglichkeiten. So musste der Beweis von Nervenstärke im Angesicht des feindlichen Artilleriefeuers als Beleg von Mut und Tapferkeit herhalten.

Mit Fortschritt des Krieges verschwanden die Gefechtsdarstellungen nach und nach aus Feldpostbriefen. Das Bedürfnis, die Erlebnisse im Kampf zu beschreiben, nahm offenbar stark ab. Dies mag mit dem Erstarren der Frontlinien zusammenhängen, es kann aber auch auf eine Gewöhnung an das Gefecht hindeuten oder einfach auf die Tatsache, dass die Soldaten eher das Bedürfnis hatten, sich über persönliche Probleme mit den Daheimgebliebenen auseinander zu setzen. Hierauf wird noch einmal in dem Abschnitt über den Kontakt zur Heimat einzugehen sein. Und letzten Endes wiederholten sich die Schilderungen, so dass nicht mehr jede Darstellung abgedruckt und jedes Gefecht in einem Brief beschrieben wurde. Der Kampf war in gewisser Art und Weise zum Alltag geworden.

So wie viele Studenten die Grenzen zwischen schlagenden und nicht schlagenden Studenten verschwimmen sahen, so kann man nicht wirklich von Unterschieden zwischen den Briefen von beiden Gruppen sprechen. Außer dem Bezug auf die Mensur, welcher bei den nicht schlagenden Studenten fehlt, finden sich keine gravierenden Abweichungen. Der Kampf wurde in beiden Lagern ähnlich erlebt. Zwischen den Briefen von Korporierten allgemein und den der Finken lassen sich schwer Aussagen zu Abweichungen machen. Natürlich unterscheiden sich die Briefe an die Verbindungen doch erheblich von den persönlichen Briefen an die Familie. Doch ist dies nicht unbedingt auf unterschiedliche Mentalitäten, sondern auf unterschiedliche Empfänger zurück zu führen. Dieselben Korporierten schilderten, wie ihre Kommilitonen, auch einmal kritisch und sehr persönlich ihre Erlebnisse. Ebenfalls kann man nicht immer deutlich zwischen Verbindungsstudenten und Studenten ohne Anschluss differenzieren, da natürlich die verbindungslosen Studenten nicht explizit in

⁴⁷³ ASZ Nr. 6, Dezember 1914 / Januar 1915, 20. Jg., S. 137f.

ihren Briefen schrieben, dass sie keiner Verbindung angehörten, und nicht in jedem Brief eines Korporierten hat dieser seine Verbindungszugehörigkeit erwähnt.

Insgesamt, sowohl im Westen als auch im Osten, stößt man in der Hauptsache auf deskriptive Beschreibungen von Gefechten, Patrouillen und Schlachten, die aus der Perspektive der Gruppe eher im Stil eines offiziellen Berichterstatters abgefasst worden waren. Sie lassen in der Masse eine individuelle, persönliche Note vermissen, enthalten sehr oft keine persönlichen Bezüge und geben keinen Hinweis auf konkrete eigene, individuelle Erlebnisse oder Erfahrungen, von dem Erlebnis des Beschusses einmal abgesehen. Sie sind weder mit positiven noch negativen Wertungen behaftet, meist mit der Bemerkung gegen einen starken Feind sich durchgesetzt zu haben oder eben die Stellung gehalten zu haben. Darstellungen von Niederlagen findet man in diesen Briefen nicht. Gerade die Mitglieder von Korporationen, die sich an ein breiteres Publikum wandten, verfassten ihre Nachrichten in die Heimat in dieser Form, die an einen Heeresbericht als einer Darstellung eines persönlichen Erlebnisses gleichen

Zusammenfassend kann man sagen, dass der Krieg den Studenten in seinem Verlauf viele Enttäuschungen brachte, wobei nicht die bedingungslose Kapitulation im November 1918 gemeint ist. Der Kampf an der Front entpuppte sich nicht als das Abenteuer für junge Helden, welches sich manch einer insgeheim erhofft hatte. Der Alltag an der Front deckte sich nicht mit den Erwartungen und Vorstellungen eines ehrenvollen Kampfes, welche von einer klassischen Bildung und mittelalterlichen Romantik geprägt waren⁴⁷⁴. Für diese Ideale, ebenso wie für Ehre, war kein Platz im industriellen Krieg. Das Ereignis der Feuertaufe war ein kollektives Erlebnis in dem Sinn, dass in den Beschreibungen die Einzelperson gar nicht oder nur zum Teil Gegenstand der Berichte war. Die meisten schienen einfach in den Massenheeren aufzugehen und während der Schlachten hin und her gewogt zu werden, ohne etwas bewirken oder beeinflussen zu können. Barbara Ehrenreich beschreibt dieses Phänomen als „neue Identität“ von Soldaten, die sich nun nicht mehr als individuelle Krieger, sondern als Teil der Masse des Heeres identifizierten⁴⁷⁵. Dies scheint auch hier stattgefunden zu haben. Tag für Tag mussten die Studenten sich wehrlos und mehr oder weniger schutzlos dem Beschuss des Feindes aussetzen und hatten den Tod vor Augen, vor dem es scheinbar kein Entrinnen gab. Die nervliche Belastung war dabei für viele weitaus höher als im Gefecht. So hatte sich niemand den Krieg vorgestellt. Im Ergebnis war der Kampf eine einzige Enttäuschung, da die Studenten diesen immer an ihren Idealen, aber nie an der Realität maßen. Trotzdem kämpften sie weiter.

Eine Motivation, durchzuhalten und weiter zu kämpfen, fanden die meisten Soldaten in der deutschen Armee in der Kameradschaft⁴⁷⁶. Daher soll nun als Nächstes auf das neue soziale Umfeld der Studenten ein Blick gerichtet werden, auf die soldatische Gemeinschaft.

⁴⁷⁴ Wiedenhoff, Kontinuität korporierter Mentalität, S. 195.

⁴⁷⁵ Die Armeen der Neuzeit hätten mit der Einführung des militärischen Drills die Heere zu einem Gesamtkörper geformt, mit dem sich die Soldaten identifiziert hätten. Dies habe bis in den Zweiten Weltkrieg fortgewirkt, wo die gemeinsame Ausbildung und Drill dieses Zusammengehörigkeitsgefühl gefördert hätten, vgl. Barbara Ehrenreich, *Blood Rites, Origins and history of the passions of war*, New York 1998, S. 183f.

⁴⁷⁶ Vgl. Mommsen, *Erster Weltkrieg*, S. 124.

„Ich hatt' einen Kameraden, einen bessern findst du nit“.

Der gute Kamerad, Ludwig Uhland

3.3 Soldatische Gemeinschaft

Mit Dienstbeginn in der Armee tauschten die Studenten ihr bisher behütetes bürgerliches Leben gegen eine neue Gemeinschaft ein, welche von anderen Hierarchien, Werten und Aufstiegsbedingungen bestimmt war. Im Zivilleben standen die Studenten auf den oberen Stufen der sozialen Rangordnung. Doch im Militär herrschten andere Bedingungen. Dort war nicht vornehmlich die soziale Herkunft von Bedeutung, sondern der militärische Rang. Und die jungen Rekruten standen mit ihrem Einstiegsdienstgrad zunächst auf der untersten Stufe dieser militärischen Rangordnung. Weiter setzte sich die Armee, im Gegensatz zum bisherigen Umfeld der Hochschüler, aus Mitgliedern aller sozialen Gruppen zusammen. Kannte man den Bauern oder einfachen Arbeiter vielleicht noch als Angestellten des Vaters oder von der Straße, so lebten die Studenten nun mit diesen gemeinsam auf engstem Raum und mussten tagtäglich mit ihnen zusammenarbeiten. Wie dieses Zusammenleben wahrgenommen und dargestellt wurde, soll nun analysiert werden.

Zusammenfassend könnte man die Fragestellung unter den Titel Kameradschaft stellen, doch setzt diese eine Solidarisierung unter den Soldaten voraus, die es zuvor zu ergründen gilt. Außerdem soll der Blick weiter gehen als auf den Kontakt zu den anderen Soldaten. Die Betrachtung soll ebenso die eigene Stellung und Rolle innerhalb der Armee umfassen. Die Kameradschaft ist somit nur ein Teilaspekt dieser Frage. Dazu soll hier in Augenschein genommen werden, welche sozialen Beziehungen die Studenten innerhalb der Armee hatten und suchten, und schließlich, wie sie ihre eigene Stellung innerhalb des Heeres beurteilten.

3.3.1 Kameradschaft

Ein wesentlicher Bestandteil des Erlebnisses des Soldatenlebens sowohl im Krieg als auch im Frieden war die Kameradschaft. Der Begriff der Kameradschaft ist bis heute geläufig und wird unter anderem dazu verwendet, um die Beziehungen und Solidarität der Soldaten unter einander zu beschreiben. Sie nahm laut dem Soziologen Bahrtdt innerhalb des militärischen Moralkodexes einen hohen Stellenwert ein, dies galt vor allem für Zeit des Ersten Weltkriegs⁴⁷⁷.

Der Begriff Kameradschaft definiert sich „(...) als eine Alltagstugend in *face-to-face*-Beziehungen in einem spezifischen Milieu, in dem man in bestimmten Hinsichten auf tätiges solidarischeres Verhalten des jeweils anderen angewiesen ist“⁴⁷⁸. Das „spezifische Milieu“ kennzeichnet dabei, dass die Menschen darin sehr eng und nicht nur zu bestimmten Tageszeiten zusammenleben, im Gegensatz zum zeitlich begrenzten und lockeren Kollegenkreis. So umfasst Kameradschaft auch die Freizeit. Weiter grenzt sie sich von

⁴⁷⁷ Bahrtdt, Die Gesellschaft und ihre Soldaten, S. 94.

⁴⁷⁸ Ebd., S. 96.

anderen kollegialen Gemeinschaften dadurch ab, dass sie sich auch in außeralltäglichen Situationen bewährt, etwa durch „Hilfeleistung unter Inkaufnahme von Lebensgefahr“⁴⁷⁹. Und die Kameradschaft fordert „kämpferisches Verhalten (Mut, Tapferkeit), wenn es darum geht, ‚Kameraden‘ bzw. ‚Kumpels‘ aus einer bedrängten Lage ‚herauszuhauen‘“⁴⁸⁰. Sie richtet sich dabei in der Regel auf eine Person gleichen Ranges, „mit der man in *face-to-face*-Beziehung lebt“, meist somit nicht auf die Vorgesetzten⁴⁸¹.

Robert L. Nelson hat ausgehend von einem Geschlechterbild die Darstellung von Kameradschaft in den Feldzeitungen des Ersten Weltkrieges untersucht⁴⁸². Seiner Analyse nach vermittelten diese Zeitungen ein Kameradschaftsbild, das aus einer Mischung von männlichen und weiblichen Attributen bestanden hatte. Da sei auf der einen Seite die harte, männliche Tapferkeit und auf der anderen die weibliche Liebe unter Freunden gewesen, wobei das maskuline dominierend gewesen wäre⁴⁸³. Die Treue sei als Redlichkeit und Offenheit gegenüber den Kameraden den Männern vor Augen geführt worden. Aber auch der Einsatz des eigenen Lebens für den anderen gehörte zu diesem Aspekt der Kameradschaft, wie die Rettung eines Verwundeten unter Einsatz des eigenen Lebens, die immer wieder auch exemplarisch anhand von Berichten dargelegt worden sei. Daneben habe die Kameradschaft eine quasi homoerotische Komponente beinhaltet, die in liebevollen Beschreibungen in den Feldzeitungen von tiefen Freundschaften unter den Soldaten Ausdruck gefunden habe⁴⁸⁴. Und schließlich sei die Kameradschaft in vielen Beiträgen dieser Zeitungen, die ja aus der Hand der Soldaten selbst stammten, als eine Frontgemeinschaft dargestellt worden, bei der das gemeinsame Erlebnis oder der Wille zum Sieg als verbindend betrachtet wurden⁴⁸⁵.

Im Krieg bildeten die Soldaten eine Schicksalsgemeinschaft auf Leben und Tod. In den Gefahren der Schlacht und des Schützengrabens waren sie auf gegenseitige Aufmerksamkeit und Hilfe angewiesen. Es stellt sich die Frage, inwieweit die Studierenden diese Kameradschaft erlebten und bewerteten.

„Oh, die Kameradschaft – davon habt Ihr zu Haus ja keine Ahnung, wie schön, wie groß, wie herrlich das ist, was hinter dem Worte ‚Kameradschaft‘ verborgen liegt“⁴⁸⁶.

⁴⁷⁹ Ebd.

⁴⁸⁰ Ebd.

⁴⁸¹ Ebd., S. 97.

⁴⁸² Robert L. Nelson, Deutsche Kameraden – Slawische Huren, Geschlechterbild in den deutschen Feldzeitungen des Ersten Weltkrieges, in Heimat-Front, Militär und Geschlechterverhältnis im Zeitalter der Weltkriege, hg. v. Karen Hagemann, Stefanie Schüler-Springorum, Frankfurt a.M. 2002, S. 91-107.

⁴⁸³ Ebd., S. 93f., 103.

⁴⁸⁴ Ebd., S. 93f.

⁴⁸⁵ Ebd., S. 95.

⁴⁸⁶ Feldpostbrief von Johannes Haas vom 24. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 156.

Wie in diesem Schreiben wurde in vielen Briefen die Kameradschaft ganz knapp und abstrakt, dennoch positiv dargestellt. Diese Schilderungen erinnern an Floskeln aus Urlaubsgrüßen, auf das Verhältnis zu ihren Kameraden gehen die Schreiber zumeist nicht tiefer ein⁴⁸⁷.

„Das Schönste von allem ist vielleicht die Kameradschaft im Felde, deren immer erneute Beweise einem das Herz erheben. Da ist einmal die allgemeine Kameradschaft, die durch das ganze deutsche Heer geht, und die es bewirkt, daß jeder jeden ‚Du‘ nennt“⁴⁸⁸.

Kameradschaft war für den Verfasser obiger Zeilen ein Gefühl der Zugehörigkeit und des Aufgehens in der Menge. Es war ein neues Erlebnis von Verbundenheit miteinander, ebenso wie das ganze Volk durch diesen Krieg eine Einheit bildete, was bereits in dem Kapitel zum Kriegsausbruch herausgearbeitet wurde. Der Kontakt mit Angehörigen der unteren sozialen Schichten war für viele Studenten, die zuvor in der Regel in sehr behüteten Verhältnissen aufgewachsen waren, eine ganz neue Erfahrung. Dementsprechend fielen dann die Beschreibungen der Beziehungen zu den anderen Soldaten aus.

„Diese Leute [ältere Kameraden, F.K.] sind Vertreter echten Deutschtums. Sie haben die Gefahren und Entbehrungen des Krieges von Anfang an mitgemacht, und sind trotzdem in bester Stimmung“⁴⁸⁹.

Der Wert der Kameraden maß sich für diesen Studenten, wie für viele andere auch, an deren Gesinnung, die hier als echt, richtig und vor allem deutsch empfunden wurde. Hinweise auf eine enge Bindung zu diesen Männern sucht man allerdings vergeblich. Statt dessen fällt auf, dass diese Verbundenheit mit einer gewissen Anonymität einherging. Ohne sein Gegenüber zu kennen, war jeder per Du, so dass man Kameradschaft nicht mit einer persönlichen Beziehung, wie etwa Freundschaft, verwechseln darf.

„Meine Freude ist es, daß meine Kameraden mich lieben, daß mein bester Kamerad ein Maurer ist, ein anderer ein Eisengießer. (...). Die Fähigkeit aber, mit den ernstesten Fragen sich gut auseinanderzusetzen, ist der Vorteil der Gebildeten im Heere. Dafür haben unsere Kameraden oft die größere Naturkraft und einen natürlichen Mut“⁴⁹⁰.

Auch hier kann man kein Anzeichen auf einen engen Kontakt zu den Vertretern unterer Schichten feststellen. Vielmehr deutet dieser Briefauszug auf gepflegte und gelebte Klischees vom Arbeiter und Studenten hin, bei dem der Arbeiter nur für das Körperliche und der Studierende für das Geistige zuständig war. Wie der Hochschüler selbst schrieb, brauchte er

⁴⁸⁷ Vgl. dazu z.B. Brief von Schwarze vom 28. Oktober 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 17. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. November 1915, S. 16. Der ganze Brief ist sehr euphorisch geschrieben.

⁴⁸⁸ Feldpostbrief von Kurt Schlenner vom 9. Dezember 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 24.

⁴⁸⁹ Feldpostbrief von Carl Hauers vom 8. Februar 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 8, S. 5.

⁴⁹⁰ Vgl. Brief von Alfred E. Vaeth vom 26. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 125f.

seine „*Anschauung in nichts zu ändern*“⁴⁹¹. Eine echte Gemeinschaft von gleichwertigen Männern scheiterte an dem fortgesetzten Denken in sozialen Schablonen. Wie im Zivilleben wiesen die Studierenden sowohl sich als auch dem Arbeiter ihren jeweils zustehenden, vom anderen getrennten Platz im Militär zu: der eine fürs Geistige, der andere fürs Grobe. Darin kann keine Überwindung von Vorurteilen und Klassendenken gesehen werden. Vielmehr wurde hier eine Sozial-Romantik gepflegt, die in den Vorstellungen des Bildungsbürgertums wurzelte.

*„Neulich erlebte ich in unserem Unterstande etwas, das mich mächtig verblüfft und erfreut hat. (...) Da bat mich einer meiner Leute, ein Kaufmann, etwas vorzulesen. (...). Ich erzählte kurz von Goethes Leben, auch von Weimars Park und dem Goethehaus usw. und las dann immer das entsprechende Gedicht. Während ich las, kam einer nach dem anderen aus der Schlafhöhle gekrochen und hörte zu. Da war ein Fabrikarbeiter, ein Bauernknecht usw., aber die konnten gar nicht genug Goethe bekommen“*⁴⁹².

Dieser Auszug aus dem Brief des Studenten Naumann führt noch einmal vor Augen, wie sich die Studenten selbst gegenüber den weniger gebildeten Soldaten betrachteten. Er stellte sich als Vermittler von Kultur und Bildung dar: Der gebildete Student Naumann erklärte den einfacheren Männern Goethe und brachte ihnen so dessen Werke näher. Einfach ausgedrückt, er dozierte vor seinen Kameraden. Naumann und sein eben davor zitierter Kommilitone sahen sich als Lehrer und Aufklärer des einfachen Volkes. Damit beschränkten sie dann aber schon ihr Verhältnis zum einfachen Mann, da sie sich über die anderen stellten und sich diesen geistig und kulturell überlegen fühlten - auch wenn sie es nicht explizit erwähnten.

Andererseits hoffte mancher Student, etwas von der Einfachheit der Kameraden zu übernehmen, um den anderen und auch deren Mentalität näher zu kommen. Der „*offene Soldatengeist*“⁴⁹³ sollte die Gegensätze mildern.

*„(...) nach diesem Krieg wird von unseren Soldaten vielleicht ein etwas derberer, aber um so aufrichtiger und offenerer Geist in die Heimat getragen, und mit den Duckmäusern und hinterlistigen Gesellen wird aufgeräumt (...). Die Gegensätze zwischen Beamten, Bauern und Arbeitern schwinden, man lernt den Mann aus dem Volke zu schätzen“*⁴⁹⁴.

Natürlich war dieser Wunsch ebenfalls Teil einer verklärten Sozial-Romantik, die an dem Bild des einfachen, biedereren Mannes aus dem Volk anknüpfte. Es handelte sich hierbei um eine Ablehnung der gebildeten und zum Teil gekünstelten Umgangsformen, mit denen die Studierenden aufgewachsen waren. Sie empfanden es als neu und aufrichtig, wenn nun offen gesagt wurde, was man dachte. Das Bild der Kameraden muss man auch als Kritik an den als kleinlich empfundenen Zuständen in der Heimat vor dem Krieg verstehen. Die Abgrenzung

⁴⁹¹ Ebd., S. 126.

⁴⁹² Feldpostbrief von Willi Naumann vom 4. Juli 1916 in Witkop, *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, S. 240.

⁴⁹³ B.Bl. Nr. 10/11, 29. Jg., SH 1915, S. 227.

⁴⁹⁴ Ebd.

zu den unteren Schichten blieb jedoch auch in solch einem Denken bestehen. Schon die Aussage, dass man nun den einfachen Mann „schätze“, deutet darauf hin, dass vor dem Krieg auf die unteren Schichten herabgesehen wurde und dieser Habitus erst zu schwinden begann. Trotz angeblich verblässerender Gegensätze blieb doch der andere der „Mann aus dem Volk“, von dem man sich immer noch unterschied.

Der Hintergrund solcher Aussagen ist in dem Glauben an eine durch den Krieg gewachsene Volksgemeinschaft zu erblicken. Dieser war ein Kernpunkt des so genannten „Augusterlebnis“ und von oberster Stelle propagiert durch den Ausspruch des Kaisers, er kenne keine Parteien mehr, nur noch Deutsche. In die Logik einer wachsenden Volksgemeinschaft passt sehr gut die Beobachtung eines Berliner Studenten.

„Ich glaube, das allein gibt uns schon eine große Überlegenheit über die uns gegenüberstehenden zusammengewürfelten Feindesscharen – da sieht doch sicher erst jeder zu, ob der Kamerad, der da vor ihm auftaucht, auch von seinem Stamme ist. Einen Neger kann man doch nicht als Kameraden achten“⁴⁹⁵.

Die echte Kameradschaft sah er in der nationalen und ethnischen Geschlossenheit der deutschen Armee, welches sich in dieser rassistischen Äußerung ausdrückte. Diese grenzte das deutsche Heer nicht nur von den Truppen der Alliierten ab, sondern gab ihnen eine nationale und moralische Überlegenheit, die sich ins rassistische steigerte. Kameradschaft wurde hier nicht als Solidarität erlebt, vielmehr als Gemeinschaft aller Deutschen. Kameradschaft definierte sich nicht über die soldatische Gemeinschaft, sondern über Nationalität und Rasse. Eine emotionale Bindung, ähnlich wie Freundschaft, setzt dieses nicht voraus.

Diese dargestellte Kameradschaft als Einheit und Geschlossenheit entsprach den Forderungen und Hoffnungen in der Heimat. Mit Beginn des Krieges äußerten viele zugleich die Erwartung, dass der gemeinsame Kampf von Bürgern und Arbeitern die Klassenunterschiede hinwegfegen würde. Die Bevölkerung sollte als ein einiges, ungeteiltes Volk zusammenstehen. So forderte ein Verfasser in den Burschenschaftlichen Blättern, ganz im urburschenschaftlichen Sinn der Brüderlichkeit, eine „(.) rücksichtslose – soziale Gesinnung, die über jedes Klassen- und Standesbewußtsein hinweg den Mensch sucht (...)“⁴⁹⁶. Allerdings bezog sich der Autor immer auf die Gemeinschaft der Hochschüler. Im Mittelpunkt seines Interesses stand nicht die Forderung nach einer Gleichberechtigung zwischen Arbeitern und Akademikern und Beamten und Bauern, sondern nach Geschlossenheit der Studentenschaft im vaterländischen Geiste. Insofern muss es nicht verwundern, dass viele Studenten diese Gemeinschaft nicht vorfanden, die in der Heimat gepredigt wurde.

Im Gegensatz zu den vorhergehenden Briefen kann man auch Schilderungen entdecken, in denen das Verhältnis zu den „einfachen“ Leuten realistischer und nicht idealisiert unter dem Aspekt der Verbrüderung und Volksgemeinschaft betrachtet wurde. Sie hatten die Kluft erkannt und beschränkten ihr Kameradenbild auf das Sachliche und Notwendige.

⁴⁹⁵ Brief von Kurt Schlenner vom 9. Dezember 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 25.

⁴⁹⁶ B.Bl. Nr. 3, 1. Mai 1916, 30. Jg., SH 1916, S. 38.

„Es waren meist ältere, ruhige Leute, Arbeiter und Handwerker. Es verträgt sich so mancherlei in ihren Köpfen, Gutes und Schlechtes, Gemeines und Schönes. Es kommt nur darauf an, was man aus ihnen herausholt. Fürs erste muß man jedoch immer schweigen. Nur so kann man seine eigene Meinung am besten und unmißverstanden ausdrücken. Mit dem gesprochenen Wort tut sich gleich die Kluft auf, die uns immer trennt. So bleibt man im Grunde doch allein, nur die sachliche Verbindung vermag zuweilen ein wirklich schönes Gemeinschaftsleben hervorzurufen“⁴⁹⁷.

Dieser Kriegsfreiwillige war sich der Kluft zwischen ihm und den Männern aus der Arbeiter- und Handwerkerschicht gewahr. Er hatte erkannt, dass vorschnelles Reden die Gegensätze nur weiter aufklaffen ließ. Auch der Krieg ließ in seinen Augen die Unterschiede nicht kleiner werden. Die einzige Verbindung zwischen ihm und jenen bestand im Krieg und ihrem gemeinsamen Schicksal als Soldat. In einem Brief beschrieb er das Gefühl folgendermaßen: *„Gleicher unter Gleichen [zu sein], dem alles Individuelle zu fehlen scheint (...)“⁴⁹⁸*. Kennzeichnend für Kameradschaft war für ihn eine unpersönliche Beziehung. Eine individuelle Freundschaft zu schließen, schien ihm hingegen nur schwer möglich. *„So windet man sich in sich selbst hinein und bleibt im Grunde ein Fremder unter Fremden“⁴⁹⁹*. Für den Kieler Kommilitonen Lange waren Arbeiter und Handwerker *„wenig verwandte(n), gutmütige(n), aber herzlich wenig kultivierte(n) Menschen“⁵⁰⁰*. Dies alles zeugt nicht von einer inneren Verbundenheit, sondern einem nebeneinander verlaufenden Leben der unterschiedlichen Schichten.

Aber nicht nur das Verhältnis zu den anderen Gesellschaftsschichten wurde in den Briefen thematisiert, sondern auch die gegenseitige Unterstützung. Im Krieg bestimmten Not und Gefahr den Alltag. Hier konnte eine helfende Hand über Leben und Tod entscheiden. Es finden sich verschiedene Beispiele, wie diese Kameradschaft untereinander gelebt wurde. So zeigte mancher Student seine Verbundenheit mit den anderen Soldaten, indem er mit denen teilte, die mit Weniger als er selbst auszukommen hatten⁵⁰¹.

Und natürlich setzten viele ihr eigenes Leben ein, um Kameraden zu retten⁵⁰². So überlegte ein Student, sich gefangen nehmen zu lassen, damit ein verwundeter Kamerad versorgt werden könnte⁵⁰³.

Gerade in bedrohlichen Situationen scheint eine enge Solidarität bestanden zu haben. In den Berichten wird da nicht von Berufen oder Ständen berichtet, sondern lediglich von Taten. In

⁴⁹⁷ Brief von Heinz von Rohden vom 6. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 167.

⁴⁹⁸ Ders. Brief vom 21. April 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 168.

⁴⁹⁹ Ebd.

⁵⁰⁰ Feldpostbrief von Sophus Lange vom 24. April 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 204.

⁵⁰¹ Vgl. Feldpostbrief von Ludwig Ringelein vom 10. Januar 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 4, S. 3.

⁵⁰² B.Bl. Nr. 8, 18. Juli 1917, 31. Jg., SH 1917, S. 117; Feldpostbrief von Kurt Peterson vom 20. Oktober 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 109.

⁵⁰³ Feldpostbrief von Gotthold von Rodhen vom zweiten Weihnachtstag 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 118f.

der Gefahr und Not des Schützengrabenlebens rückte man enger zusammen und war vereint unter einem gemeinsamen Schicksal⁵⁰⁴. Dies war kein Ort, um über Volksgemeinschaft zu philosophieren, sondern für echte Hilfe und gegenseitige Unterstützung.

Dies ging sogar so weit, dass man selbst für verwundete Feinde eine Verantwortung spürte. Der Student Spengler beschrieb die Bergung von zwei schwerverwundeten französischen Soldaten, die seit Tagen vor den Stellungen der Franzosen lagen. Nachdem die Franzosen zur Rettung ihre Kameraden nichts unternahmen, entschlossen sich einige deutsche Soldaten, mit dem Studenten die Schwerverwundeten an deren Stelle unter Lebensgefahr zu bergen und taten dies dann auch⁵⁰⁵.

Auch in der Kriegsgefangenschaft funktionierte das System der Kameradschaft. Vor allem in den russischen Lagern waren die Verhältnisse so schrecklich, dass man zum Überleben sehr schnell auf die Hilfe Anderer angewiesen war. Folglich kümmerten sich die Gefangenen um einander. Es war eine vergleichbare Schicksalsgemeinschaft wie an vorderster Front, und somit ein Ort von gelebter und erlebter Kameradschaft⁵⁰⁶.

„Und im Herbst 1915 wäre ich auf der Pritsche [im Lazarett in russischer Kriegsgefangenschaft, F.K.] glatt verhungert, wenn nicht ein Ostpreuße mir geholfen hätte, so aufopfernd, wie man es eigentlich nur noch in Märchen liest“⁵⁰⁷.

Hier, wie bei der Sorge um Verwundete, differenzierten die Studenten nicht zwischen den Ständen und die Arbeiter umgekehrt auch nicht. In den Beschreibungen war nicht mehr von Bedeutung, ob der Helfende oder Hilfsbedürftige Arbeiter, Student oder Bauer war. Es war zumeist nicht einmal eine Erwähnung wert. In dem Augenblick der Gefahr verwischten sich die sozialen Unterschiede.

Daher war es von Bedeutung, dass man unter den bewährten Kameraden blieb, bei denen man sich eingewöhnt hatte⁵⁰⁸. Also bemühte man sich, in der alten Kompanie zu bleiben und nicht versetzt zu werden oder den Kontakt zu verlieren. Die eigene Einheit wuchs für den einen oder anderen zu einem Familienersatz heran⁵⁰⁹. So hielt es der Student Zschuppe nicht mehr im Lazarett aus: *„Ich muß zu meiner Kompanie, sie sind jetzt alle sehr geschwächt“⁵¹⁰*. Er hatte den Drang, an die Front zurück zu kehren, wo ihn seine Kameraden seiner Meinung

⁵⁰⁴ So wurde das lebensnotwendige willig auch dem Fremden gegeben: Feldpostbrief von Hans Hermann vom 24. Oktober 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 10, S. 8.

⁵⁰⁵ Feldpostbrief vom Studenten Wilhelm Spengler vom 17. Dezember 1914 in Witkop, deutsche Studenten, S. 28ff.

⁵⁰⁶ Vgl. z.B. B.Bl. Nr. 5, 1. Juni 1916, 30. Jg., SH 1916, S. 79.

⁵⁰⁷ B.Bl. Nr. 4, 10. Juni 1918, 32. Jg., SH 1918, S. 56.

⁵⁰⁸ Vgl. Feldpostbrief von Ludwig Finde vom 22. Februar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 68.

⁵⁰⁹ Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 108, 170, 223.

⁵¹⁰ Brief von Helmut Zschuppe vom 10. September 1917 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 332.

nach brauchen würden. Hier zeigte sich eine Form von sehr enger Verbundenheit mit den anderen Soldaten.

„Um so bereitwilliger zogen wir hinaus und um so freudiger, zumal da ich mit drei Kameraden, alten Kriegskameraden, ausrückte“⁵¹¹.

Kameradschaft vermittelte Sicherheit in einer Zeit, in der nichts sicher war, außer Verwundung und Tod. Unter den Kameraden war man nicht alleine. Und dort, wo der alte Kreis der Kameraden, mit denen man viel durchlitten und erlebt hatte, durch Tod, Verwundung und Versetzung nach und nach auseinandergerissen wurde, beklagte man den Verlust der vertrauten Gemeinschaft. In solchen Fällen erwuchs sehr stark das Gefühl der Einsamkeit in den Studenten.

„Nun ist auch der letzte von unserem kleinen Kreise weg. (...). Ich bin jetzt ganz verlassen! (...). Wenn wir nun wieder in unsere alte Stellung kommen sollten, wie soll ich das bloß aushalten. Wir waren jede freie Stunde zusammen und sprachen über die Heimat, über dies und das. Nun habe ich keinen Menschen mehr hier“⁵¹².

Es zeigt sich, dass Kameradschaft auf gemeinsamen Erlebnissen und Erfahrungen beruht. So grenzte sich die Generation der Freiwilligen von 1914 gegen die später eingezogenen Jahrgänge ab.

„Doch muß ich jetzt oft mit Wehmut an die erste Ausfahrt mit den Kameraden im Oktober [1914, F.K.] denken: damals trieb Begeisterung uns alle dem Feinde entgegen; die Besten zogen hinaus. Heute sehe ich lauter Muß-Soldaten“⁵¹³.

Das anfängliche Gefühl der Kameradschaft als Volksgemeinschaft schwindet nun auch zugunsten von erlebter Kameradschaft. Das Erlebnis der Schlacht, von Tod und Verwundung, hatte die Sichtweise und Lebensumstände verändert. Wichtig waren die vertrauten Gesichter, die man aus gemeinsamen Erlebnissen im Schützengraben und auf dem Marsch und der Patrouille kennen gelernt hatte. Zu den nachrückenden Soldaten baute man offensichtlich nicht mehr so ein enges Verhältnis auf. Hier mussten sich die „Neuen“ erst bewähren. Die schon länger dienenden Studenten fühlten sich den jüngeren Jahrgängen ganz offensichtlich militärisch und moralisch überlegen. Auch andere äußerten die Überzeugung, dass in den nach ihnen eingerückten Soldaten nicht der selbe „Geist“ steckte wie 1914⁵¹⁴. Im Gegensatz zum Kriegsbeginn waren nun für eine engere Kameradschaft eine gemeinsame, verbindende Zeit und gemeinsame Erlebnisse Voraussetzung. Das Erlebnis hatte eine andere Erfahrung von Kameradschaft geformt. Das Verhältnis der Soldaten untereinander unterscheidet sich nicht von anderen Gruppen, bei denen die Neuen zunächst Außenseiter sind.

⁵¹¹ Brief von Karl Freitag vom 28. September 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 17. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. November 1915, S. 15.

⁵¹² Feldpostbrief von Adolf Beck vom 24. Juli 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 226.

⁵¹³ Feldpostbrief von Hans Zellmer vom 8. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 114.

⁵¹⁴ Vgl. Feldpostbrief von Gustav Brockmann vom 13. Januar und 28. März 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 13f. und S. 25.

Das Bild einer Kameradschaft aller Deutschen, wie es in den Briefen zuvor gezeichnet und beschworen wurde, lässt sich angesichts solcher Zeilen im weiteren Verlauf des Krieges nicht aufrecht erhalten. Kameradschaft war im Alltag des Krieges keine von Lagerfeuerromantik geprägte Gemeinschaft edler Männer im Krieg. Sie wurde sehr stark von den Umständen des Krieges geprägt, in der mehr die Not als die Nächstenliebe das Verhältnis untereinander diktierte.

„(...) es herrscht hier beinahe altchristlicher Kommunismus, der das Teilen mit seinem Nebenmenschen als eine der ersten Tugenden befiehlt. Und das ist auch recht so, denn fast täglich und stündlich wird uns hier das Märchen vom Besitz, den die Motten zerfressen oder die lachenden Erben an sich reißen, zur grauisigen Wahrheit“⁵¹⁵.

Es wird deutlich, dass Kameradschaft Teilen und auch gemeinsam Leiden beinhaltete. Interessant ist in diesem Beispiel der Vergleich mit der urchristlichen Gemeinde. Hier hat der Student eine Analogie zu einer Gemeinschaft von Verfolgten gewählt, die vielfach das Martyrium erlitten. Irdische Dinge, wie Besitz, hatten für diesen Studenten, ganz im urchristlichen, kommunistischen Sinne, keinen Wert, alles wurde brüderlich geteilt. Wie in dem nächsten Brief angedeutet, wurde der Besitz der Toten unter den Lebenden verwertet.

„Kirchner am 10 und Peek sind tot, Beneck verwundet. (...). Wir anderen Germanen teilen die Sachen [Lebensmittelpakete für die Toten Kameraden, F.K.]. Es ist ja an sich furchtbar, daß man das ißt, was eine liebe Mutter (...) für ihren Jungen bestimmt, aber geschmeckt hat es trotzdem“⁵¹⁶.

Kameradschaft wurde demnach gleichfalls als eine Zweck- und Notgemeinschaft zum Überleben erlebt, aber nur zwischen den Lebenden. Die Toten wurden vorerst einmal vergessen. Eine ähnliche Situation wird bei Remarque in seinem Roman „Im Westen nichts Neues“ beschrieben, bei der ein Klassenkamerad die schönen Stiefel seines Freundes noch am Sterbebett für sich sichert, da dieser sie eh nicht mehr gebrauchen könne⁵¹⁷.

In den dargestellten Fällen drückte sich Kameradschaft in gegenseitiger Unterstützung und Solidarität, aber nicht in enger persönlicher Verbundenheit aus. Die Kameradschaft in diesem Zusammenhang war aus der Not geboren und hielt auch nur so lange, wie diese Zwangslage andauerte. Für Mitleid und Trauer war daher auch, zunächst, kein Platz.

Aus diesem Grund überrascht es sicher nicht, dass viele Studenten auch schlechte Erfahrungen mit ihren Kameraden machten. Entsprechend bitterlich beklagten sie sich über ihre Mitkämpfer. Walter Freytag etwa beschwerte sich bei seinen Eltern, dass seine Kameraden stets ihn und seinen Kommilitonen für jegliche Arbeit vorschoben, um sich selbst

⁵¹⁵ Feldpostbrief von Hugo Müller vom 30. Dezember 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 242

⁵¹⁶ Feldpostbrief von Ludwig Ringelein vom 13. November 1914 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 4, S. 2.

⁵¹⁷ Vgl. Remarque, Im Westen nichts Neues, S. 20 f.

darum drücken zu können⁵¹⁸. Überhaupt sah er sich als ein Opfer von Schikanen der älteren Kameraden, denen er es wohl nie recht machen konnte.

„Wenn die Kugeln pfeifen und sausen, gehe ich bei meiner Länge selbstverständlich gebückt, trotz des Protestes der alten Aktiven, Ersatzreservisten u. Landstürmer, mit denen man schlecht Kameradschaft halten kann (...). Diese machen uns das Leben noch sauerer als es hier ist und lassen uns besonders Nachts nicht zu Ruhe kommen“⁵¹⁹.

Vor allem die älteren Kameraden setzten diesem Studenten zu. Gerade so, wie bereits gezeigt, die schon länger dienenden Studierenden auf die „Neuen“ herabblickten. Auf welche Weise sie ihn allerdings schikanierten, lässt der Student offen. Es stellt sich die Frage, ob hier der Student nicht die Kameraden als Sündenbock für die belastenden Umstände gesucht hat.

„Merkwürdige Bilder in der Richtung ‚Heimat‘ laufender ‚Kriegshelden‘ konnte man da öfters beobachten – und immer waren es solche, die uns jüngeren Soldaten gegenüber den Mund recht voll genommen hatten“⁵²⁰.

Es machten vor allem die „älteren“⁵²¹ Kameraden den vielen jüngeren und unerfahreneren Studenten das Leben sauer. In solchen Fällen war das Erlebnis von Gemeinschaft, also Kameradschaft, negativ geprägt.

Dass in der Armee nicht unbedingt Brüderlichkeit herrschte, stellte auch Hugo Frick fest. Anstelle von Kameradschaftlichkeit machte er mit dem Eigensinn der anderen Soldaten Erfahrung. Er konnte nicht die Erlebnisse von Kameradschaftlichkeit teilen, die im vorderen Teil von vielen beschworen wurden. Seine Wahrnehmung wich davon deutlich ab.

„Nicht so sehr Kameradschaftlichkeit, sondern Egoismus wird einem durch die Not eingedrillt, man wird gewitzt und schlau, der andere kommt nicht mit, kommt zu kurz (...)“⁵²².

Es hört sich so an, als ob sich der Idealismus der Studenten gegen die Hochschüler selbst gerichtet hätte. Die Soldaten mit mehr Lebenserfahrung überrumpelten und übervorteilten

⁵¹⁸ Feldpostbrief von Walter Freytag vom 12. Juni 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 24, S. 11f.

⁵¹⁹ Ders., Brief vom 27. Mai 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 24, S. 3.

⁵²⁰ Brief von Erich Gans vom 24. September 1917 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 2.

⁵²¹ Ob mit „älter“ Soldaten mit mehr Lebensjahren oder mehr Kriegserfahrung gemeint waren, lässt sich nicht zweifelsfrei klären. Doch setzt man diese Zeilen in Verhältnis mit den Äußerungen der schon länger dienenden Studenten zu den später eingezogenen Soldaten, scheint dies die herablassende Haltung gegenüber später in den Krieg eingetretene Soldaten zu bestätigen. Offensichtlich gab es eine Hackordnung innerhalb der Armee, der neben dem Dienstgrad auch das System der Dienstzeit im Krieg zugrunde lag. Hier mussten dann vor allem die frischen und jungen Studenten ihre Erfahrungen mit den älteren Kommilitonen machen, die bereits 1914 in den Krieg ausgezogen waren. Allerdings findet sich kein Hinweis auf eine solche Spaltung innerhalb der Studentenschaft.

⁵²² Feldpostbrief von Hugo Frick vom 8. April 1915 in BfZG.

vielfach die Studierenden. Der Brief hier legt nahe, dass wiederum die Not die Beziehung untereinander prägte. Mit den Idealen der frühen Tage des Krieges und dem damals aufkommenden Glauben an eine Zeit der Volksgemeinschaft konnten die Betroffenen so etwas nicht vereinen.

Auch der Student Hans Nonne hatte so seine liebe Not mit seinen Mitstreitern. Versuchte er anfänglich noch zu den anderen Soldaten ein gutes Verhältnis aufzubauen, so gab er dies schon bald auf. Bitter kam er zu der Erkenntnis, dass er trotz aller Rücksicht und Zurückhaltung doch nur „(...) als 'Einjähriger' angesehen und behandelt (...)“ wurde⁵²³. Die Situation drohte endgültig zu eskalieren, als seine Kameraden sein Tagebuch gefunden und gelesen hatten. Darin hatte er seiner Meinung über die Soldaten aus einfachen Verhältnissen Luft verschafft, war wohl über sie hergezogen und hatte sie schlecht dargestellt. Nun befürchtete er ernste Konsequenzen.

„Ich erwartete Prügel für die Nacht, deshalb lag der Revolver neben mir. Aber schließlich gewann die Vernunft die Oberhand, alles wurde am nächsten Tage glücklich geregelt. Sie sehen meine Jugend [Nonne war zu dem Zeitpunkt 19 Jahre alt, F.K.] und geringe Erfahrung, sehen, daß ich keine böse Absicht habe, und wir vertragen uns wieder ganz gut. Mir wurde klar, daß es auf die Dauer kein Zusammenarbeiten mit ihnen gibt, nach dem ich lange strebte (...)“⁵²⁴.

Auch an diesem Beispiel wird deutlich, dass die Studenten und einfachen Soldaten mehr nebeneinander als miteinander lebten und die Spannungen auch schon mal eskalieren konnten. Problematisch war schon allein die unterschiedliche Position, sowohl im Zivil- als auch Militärleben.

Es verwundert also nicht, dass es Friktionen zwischen den Studenten und anderen Soldaten gab. Schon in Friedenszeiten verrichteten die Studenten in der Regel den privilegierten Dienst als Einjährige Freiwillige, genauso wie die kriegsfreiwilligen Studenten. Der Einjährige Freiwilligendienst wurde bereits im zweiten Teil vorgestellt⁵²⁵. Diese Einjährigen galten als verwöhnt und weichlich. Dabei wurden sie vor den gewöhnlichen Wehrdienstleistenden bevorzugt behandelt, da sie nur ein Jahr zu dienen hatten und in der Regel rascher befördert wurden und vor allem viel höhere Dienstränge bis zum Reserveoffizier erreichten. Die Mannschaften sahen es daher als ihr Recht an, sich von den „reichen“ Rekruten aushalten zu lassen. Die Unteroffiziere, als nächste Rangebene, schikanierten die Einjährigen, wo sie konnten, und die Offiziere sahen in ihnen nichts als eine Bürde⁵²⁶.

Die Einjährigen ihrerseits vertraten die Meinung, dass ihre größere Leistungsbereitschaft eine rechtliche Bevorzugung rechtfertigte.

⁵²³ Feldpostbrief von Hans Nonne vom 17. Januar 1918 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 336.

⁵²⁴ Ebd.

⁵²⁵ Vgl. das Kapitel 2.6. über die Studenten und das Militär.

⁵²⁶ Vgl. Frevert, kasernierte Nation, S. 217ff.

„In der zweiten Frage der ‚Ausnahmestellung des Einjährigen‘ sind sich von vornherein alle darin einig gewesen, dass das Einjährige, wenn es höhere Rechte geben soll, noch viel mehr höhere Pflichten auferlegt“⁵²⁷.

Dadurch hob sich der Einjährige nach eigener Auffassung von seinen Kameraden ab. Er hatte mehr Pflichten und leistete mehr als der Landwehrmann oder ein anderer einfacher Soldat. Aus diesen Gründen betrachteten sich die Einjährigen nicht als den übrigen Mannschaften gleichwertig, sondern als etwas Besseres. Unter solchen Vorzeichen war es natürlich schwer, Kameradschaft aufzubauen und zu halten.

Jedoch nicht nur unter dem Egoismus oder einfach nur den Schikanen der Kameraden hatten viele zu leiden, sondern auch Diebstahl trübte das Verhältnis. So beschwerte sich der Student Freytag, mehrfach Opfer von diebischen Kameraden geworden zu sein⁵²⁸. Dies trug nicht unbedingt dazu bei, das Vertrauensverhältnis untereinander auszubauen.

„Während der Nacht ist mir leider aus dem Brotbeutel über die Hälfte der zum Geburtstag erhaltenen Schokolade gestohlen worden; es ist schade, daß solche traurigen Verhältnisse immer und immer wieder das Zutrauen zu den Kameraden unsicher macht, wenn ich auch nicht glaube, daß jene in unserer Gruppe sich dazu erdreistet haben“⁵²⁹.

Solches negatives Verhalten unter Mitgliedern einer Gruppe oder Standes, wie sich die Soldaten an der Front grundsätzlich verstehen konnten, war fremd für die Studierenden. Derart unsoziales Verhalten kannten sie nicht aus ihrem privilegierten Umfeld der Friedenszeit. Sie empfanden es als Verrat der Kameradschaft, welcher es ihnen erschwerte, ein normales Verhältnis oder gar Vertrauen zu den Kameraden aufzubauen.

Der raue Umgangston unter den Soldaten und ihre vulgäre Art waren ein weiterer Stein des Anstoßes. So beschwerte sich der uns schon bekannte Hugo Frick, streng katholisch erzogen, „(...) – aber von der geschlechtlichen Haltung u. dem Treiben unter den Soldaten habt Ihr keine Ahnung, da graust es einem (...)“⁵³⁰. Ein angehender Jurist befürchtete eine innere Verrohung und Vereinsamung durch den derben Umgangston, der zwischen den Männern in seiner Umgebung herrschte⁵³¹. So mancher war schockiert über die rohe Art seines Umfeldes, die er aus seinem eigenen Milieu nicht kannte. Aus behüteten Verhältnissen waren sie herausgerissen worden und maßen ihre Umgebung an einem Standard, der sich an den Verhältnissen des gebildeten und wohlhabenden Bildungsbürgertums orientierte.

Mit der Zeit gewöhnte sich jedoch der Eine oder Andere an die neue soziale Umgebung, wie etwa dieser Freiburger Student.

⁵²⁷ SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 11.

⁵²⁸ Feldpostbrief von Walter Freytag vom 4. Juni 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 24, S. 8.

⁵²⁹ Ders., Brief vom 9. Juli 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 24, S. 23.

⁵³⁰ Brief von Hugo Frick vom 19. November 1914 in BfZG.

⁵³¹ Feldpostbrief von Franz Blumenfeld vom 14. Oktober 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 21f.

„Wirklich, ich habe mich so an das Leben hier gewöhnt, daß es mir ordentlich leid tut, daß ich Dir zuerst so einen Klagebrief schrieb, bloß weil ich unter dem streitsüchtigen Leben der Mannschaften litt. Jetzt komme ich ganz leidlich mit den anderen aus; es scheint mir auch, daß sie viel verträglicher geworden sind“⁵³².

Die sozialen Gräben konnten also überbrückt werden, allerdings eine echte Verbrüderung kam auch in diesem Fall nicht zustande. Vielmehr als ein ‚Leben und Leben lassen‘ konnte nicht erreicht werden.

Natürlich gab es Ausnahmen, wie diese:

„Mein bester Kamerad, mein einziger Freund in der Kompagnie ist gefallen. Hermann Bartel war einer der edelsten Menschen, die ich gekannt habe. Er hatte nicht viel Schulbildung, aber einen natürlichen Anstand, eine seelische Anmut, die ihm jedes gute Herz gewann. Frei und stark und mutig, immer fröhlich und gefällig; wenn er mich sah, lachten ihm Güte und Treue und Lebenslust aus den Augen. Ich hab’ geweint vor den anderen, als ich die Nachricht empfang“⁵³³.

Diese Beschreibung der engen Freundschaft zu einem Soldaten von einfacher Bildung erinnert stark an die Beziehung von Paul Bäumer zu Katczinsky in dem Roman „Im Westen nichts Neues“. Allerdings scheinen solche Freundschaften eher die Ausnahme gewesen zu sein, zumindest fand sich unter den hier untersuchten Feldpostbriefen kein weiteres Beispiel.

Die Studierenden trugen Erwartungen und Einstellungen an die Kameradschaft heran, welche die anderen Soldaten einfach nicht erfüllen konnten und vielleicht auch vielfach nicht wollten. Waren die Musensöhne mit Idealismus in den Krieg gezogen, leisteten andere den Kriegsdienst, weil sie durch Gesetz dazu verpflichtet waren. Hatten die Studenten ihre Hörsäle und ein sorgenfreies Leben zurück gelassen, ließen andere Beruf und Familie zurück, für die sie Verantwortung trugen.

„Vor allem die ‚berühmte‘ Landwehr (...); mit den Kerlen ist nicht viel anzufangen, (...), wenn die Kerle erst 35 Jahre alt sind und Frauen und Kinder daheim, dann sind sie keine Soldaten mehr; wenigstens nicht für den Krieg geschaffen“⁵³⁴.

Der familiär ungebundene Student Brockmann empfand die Sorgen und Nöte seiner Kameraden als belastend. In seinen Augen legten sie eine unsoldatische Haltung an den Tag und waren nicht wie er bereit, fürs Vaterland alles zu opfern und zu sterben. Sich und seine Generation sah er dagegen als kriegsabgehärtet. Die Verachtung entstammte dabei auch dem Eindruck des Studenten, dass diese älteren Soldaten ihm unterlegen seien und nicht seinen

⁵³² Ders., Brief vom 2. Dezember 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 23.

⁵³³ Feldpostbrief von Otto Braun vom 26. Oktober 1917 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 341.

⁵³⁴ Feldpostbrief von Gustav Brockmann vom 13. Januar 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74 Nr. 17, S. 13f.

Habitus des Kriegers teilten. Hinzu trat noch die Abscheu Brockmanns vor dem guten Ruf der oft gelobten älteren Kameraden, deren Verdienste der Student für sich in Anspruch nahm. Bei seiner Äußerung spielte sicher Neid eine Rolle als Motiv für seine herabsetzenden Äußerungen.

Aber Kritik konnte sich auch gegen die eigenen Reihen der Studentenschaft richten. So bemängelte ein Heidelberger Studierender an seinen Kommilitonen deren Einstellung gegenüber körperlicher Arbeit und fortgeführtes Standesdenken.

„Es gibt Leute z.B., die sich, weil sie Einjährige sind, vom Dienst drücken, wie es geht, nicht denkend, daß dafür andere sich wieder schinden müssen. (...) Mich freut es, wenn sie in ihrem westfälischen Platt sagen: ‚Dat is en Student, aber ‚ne treue Seele.‘ Und das ‚aber‘ ist doch so beschämend dabei“⁵³⁵.

So überrascht es nicht, dass sich die Studenten aufgrund der vielfachen Ablehnung zusammenschlossen und ihre eigene Gemeinschaft bildeten. Sie scheinen zwischen den übrigen Soldaten, zumindest in den niederen Rängen, Außenseiter gewesen zu sein. Sie grenzten sich zwar nicht bewusst von den übrigen Männern anderen Standes ab, doch suchten sie vermehrt die Gesellschaft ihres Gleichen.

„Viel zu meinem Wohlbefinden trägt der Umstand bei, daß von den 600 Mitgliedern unseres Bataillons mindest 450 Einjährige und davon gegen 300 Studenten sind. Danach richtet sich die Behandlung, die tatsächlich höflich und väterlich zu nennen ist; man verschont uns mit jedem Drill, jeder Pedanterie und jedem Schnauzen“⁵³⁶.

In einer großen Gruppe empfanden Studenten offenbar ein Gefühl der Geborgenheit. Dort waren sie nicht in der Unterzahl, sondern konnten geschlossen auftreten. Das verschaffte ihnen ein Gefühl der Stärke und auch der Anerkennung. Indem der Student diese Besonderheit betonte, wies er gleichfalls darauf hin, dass dies wohl nicht der Standard im deutschen Heer war⁵³⁷. Die Erkenntnis war jedenfalls, dass die Einigkeit ihnen das Leben im Militär erleichterte.

„Bei den Schanzarbeiten (...) habe ich einen Göttinger kennen gelernt, Passow, ein äußerst sympathischer Mensch (...). Nachdem ich ihm diese Stärkung gereicht, kamen wir ins Gespräch über Göttingen, Göttingerhaus etc.“⁵³⁸.

⁵³⁵ Feldpostbrief von Alfred E. Vaeth vom 26. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 125.

⁵³⁶ Feldpostbrief von Sophus Lange vom 18. August 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 201

⁵³⁷ Zur Legende von den studentischen Regimentern beim Sturm auf Langemarck vergleiche die Einlassung in der Einleitung.

⁵³⁸ Feldpostbrief von Hans Herman vom 24. Oktober 1914 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 10, S. 8; der Verfasser war Mitglied in der Sängerschaft Gottinga im Weimarer CC in Göttingen.

Durch ihr Studium und ähnliche Lebensumstände im zivilen Leben hatten sie immer Anknüpfungspunkte. In einem Kommilitonen fanden sie einen Kameraden, der ähnlich dachte und fühlte. Der gemeinsame soziale Hintergrund bildete eine Basis für eine Solidarität, welche gegenüber anderen fehlte. Untereinander konnten sie ihre Art von Geselligkeit leben. Vor allem fand man Themen, die beide Seiten interessierte und bei denen der andere mitreden konnte.

„Obwohl das Leben in russischen Gefangenenlagern öde und geisttötend war, muß es eigentümlich erscheinen, daß ein sehr großes Bedürfnis nach Geselligkeit und engerem Zusammenschluß sich nicht fand. (...). Dennoch gelang eine Begründung regelmäßiger Zusammenkünfte von Akademikern (...).“⁵³⁹.

Es zeigt sich, dass der akademische Hintergrund ein starker Anknüpfungspunkt in der Gemeinschaft war, wie im Zivilleben so auch in der Militärdienstzeit. Und immer wenn es galt, enger zusammen zu rücken, suchten die Studierenden und Studierten die gegenseitige Gemeinschaft.

Vor allem der Zusammenhalt unter den Korporierten war besonders eng, zum einen in der eigenen Kompanie, zum anderen aber auch im Regiment und darüber hinaus, denn sie verfügten über ein weites Netzwerk von Kontakten zu ihren Mitgliedern und Kommilitonen.

„Die Freude über das unverhoffte Wiedersehen war groß. Mein Korpsbruder hatte (...) erfahren, wo das Königs-Ulanen-Regiment liegt. Er benutzte einen dienstfreien Vormittag, um mich aufzusuchen. Ich hoffe seinen Besuch gelegentlich erwidern zu können“⁵⁴⁰.

Aber nicht nur sporadische Besuche untereinander waren die Regel. Die Nachrichten von regelmäßigen Stammtischen der Dachverbände zeugen von einem regen Verbindungsleben hinter der Frontlinie.

⁵³⁹ B.Bl. Nr. 5, 1. Juli 1918, 32. Jg., SH 1918, S. 70.

⁵⁴⁰ Feldpostbrief von Carl Hauers vom 21. April 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 8, S. 24.



Treffen von Landsmannschaftern im Feld. Repro: Privatbesitz.

„Uns in Flandern geht es sehr gut. Alle 14 Tage grosser Wingolfstag in Roulers. (...) In Roulers dagegen sitzt man am Klavier (...) und lernt immer eine grosse Anzahl Bundesbrüder kennen“⁵⁴¹.

Die Zugehörigkeit zu einer Korporation oder einem studentischen Verband erleichterte es für manchen, Anschluss zu finden und die Lücken zu schließen, welche die Freunde im Verlauf des Krieges hinterlassen hatten.

„Gute Kameraden, mit denen ich solange Freud und Leid getragen habe, sind dahin, und ich schliesse mich schwer an Freunde an. Vor etwa 8 Tagen hatte ich die grosse Freude, einen Wingolfsbruder zu treffen (...)“⁵⁴².

Besonders bei Mitgliedern derselben Verbindung, Bundesbrüdern, bestand bereits vor dem Krieg im wahrsten Sinne des Wortes ein gemeinsames Band. Zudem war die Gemeinschaft innerhalb der Verbindungen noch enger als bei den Studenten allgemein. Schon vor dem Krieg formte das Prinzip der Bundesbrüderlichkeit eine vertraute Atmosphäre untereinander, die auch während des Krieges fort währte.

„(...) ein Hallenser Saalier war mit dabei [in einem halb zerstörten Unterstand während feindlichem Beschuss durch Artillerie, F.K.], so gingen auch diese 5 Angststunden schneller herum, als sonst solche Stunden vergehen“⁵⁴³.

⁵⁴¹ Feldpostbrief von Hellm. Schreiner vom 1. Dezember 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 18. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. Januar 1916, S. 174.

⁵⁴² Feldpostbrief von Heinrich Dahmlos 19. Oktober 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 17. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. November 1915, S. 9.

⁵⁴³ Feldpostbrief von Erich Gans vom 24. September 1917 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 18. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 307.

Die Kontinuität des Lebensbundes wurde nicht durch den Krieg und seine widrigen Umstände unterbrochen. Davon zeugten viele Zusammenkünfte von Bundes-, aber auch Verbandsbrüdern im Feld.

„Ich traf kürzlich hier im Felde einen Bubenreuther. In einer halben Stunde war ich mit ihm vertrauter, als mit Kameraden in einem halben Jahr. Wir sprachen darüber. Es war uns eben selbstverständlich gewesen, daß die Zusammengehörigkeit zur Burschenschaft eine solche Gemeinsamkeit der Ziele, der Lebens- und Weltanschauung, entsprungen aus der gemeinsamen Geschichte, voraussetzt, daß daraus das unbedingte Zusammengehörigkeitsgefühl erwächst. Auch darin waren wir uns einig, daß diese Gesinnung leider von sehr vielen Burschenschaftlern nicht geteilt wird“⁵⁴⁴.

Die gemeinsamen Ideale und Hintergründe aus der Zeit vor dem Krieg bewährten sich nun in dem engen Zusammenhalt an der Front. In einer Zeit, in der die Welt und ihre Werte in Trümmer fiel, war eine gemeinsame Welt- und Wertanschauung ein starkes Bindeglied, wenn man denn diese Anschauung mit anderen teilte. In den Schützengräben konnten sich Freundschaften bewähren, die schon vor dem Krieg bestanden hatten. Gleichzeitig grenzte dieser elitäre Kreis den Umgang auf Seinesgleichen ein. Man lehnte die Anderen nicht ab, allerdings verstand man sich nur untereinander wirklich. Deshalb vermissten die Verbindungsstudenten die Freunde aus der Studienzeit und forschten und fragten nach ihnen.

„Seit Weihnachten war ich etliche Male bei Zusammenkünften in Laon und traf dort bisweilen recht viele l.l.Br.Br. [=liebe Bundesbrüder, F.K.], aber kaum Hallenser aus den letzten Jahren, nur Philister (...). (...) wo steckt ihr?“⁵⁴⁵.

Dadurch wird erklärlich, warum die Studenten nicht wirklich die Nähe der anderen Soldaten suchten und statt dessen unter sich blieben.

In der Heimat meinte man, darin ein Zusammenrücken der Hochschüler zu erkennen. In den burschenschaftlichen Blättern stellte der Burschenschafter Stelzner fest, dass sich *„In Kampf und Not (...) die deutschen Hochschüler zu treuer inniger Kameradschaft (...)“*⁵⁴⁶ vereint hätten. Er begrüßte dies auch als ein Merkmal für die kommende Zeit nach dem Krieg, als einen wichtigen Schritt in Richtung studentischer Reformen. Zu dem selben Ergebnis kam auch ein Verbandsbruder Stelzners 1917⁵⁴⁷.

Die Kehrseite der Medaille war, dass die anderen Soldaten keine Chance hatten, in engeren Kontakt zu den Studenten zu kommen. Allerdings auch die nicht korporierten Studenten standen in dem Beispiel Stelzners Außen vor. Wie streng die Trennung zwischen Korporierten

⁵⁴⁴ B.Bl. Nr. 5, 1. Juni 1917, 31. Jg., SH 1917, S. 71.

⁵⁴⁵ Brief von Fritz Nagel vom 2. April 1918 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 32. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 20. Juni 1918, S. 8.

⁵⁴⁶ B.Bl. Nr. 1, 1. April 1916, 30. Jg., SH 1916, S. 4. Der gesamte Artikel war Teil einer Diskussion über das akademische Leben nach dem Krieg und beschäftigte sich mit der Suche nach Reformen.

⁵⁴⁷ B.Bl. Nr. 6, 15. Juni 1917, 31. Jg., SH 1917, S. 82f.

und Finken war, lässt sich anhand der Briefe nicht feststellen. Andererseits knüpfte die Gemeinsamkeit des Studiums eine starke Verbindung unter den Hochschülern.

Die hier geschilderten Erlebnisse und Betrachtungen zur Kameradschaft beziehen sich auf die Mannschaftsdienstgrade. Viele Kommilitonen, vor allem die später ins Feld einrückenden, waren aber bereits Unteroffiziere oder gar schon Reserveoffiziere. Die übrigen gingen in der schieren Masse der übrigen Soldaten unter. Die geschilderten Gemeinschaften blieben folglich in der Regel stets sehr klein. Ein Ausweg aus dieser Misere und Einsamkeit war die Beförderung.

„Diese Nacht aber klagte mir wieder erst ein Kriegsfreiwilliger, Göttinger Burschschafter, sein Leid, daß er nicht einmal Gefreiter ist“⁵⁴⁸.

Im Vergleich zur Gesamtheit der Soldaten war in den Reihen der höheren Ränge der Anteil an Studierenden ungleich höher. So suchten Studenten zum einen nach Möglichkeiten des Aufstiegs und zum anderen nach Verbindungen zu ihren Kommilitonen in den Reihen der Unteroffiziere und vor allem Offiziere⁵⁴⁹.

3.3.2 Verhältnis zu den Vorgesetzten

Ein weiterer Aspekt der soldatischen Gemeinschaft war die Beziehung zu den Vorgesetzten. Hier trafen nicht Gleichgestellte aufeinander, sondern man begegnete sich auf unterschiedlichen Rangebene. Dabei lagen Welten zwischen dem einfachen Soldaten und dem Offizier, zumeist einem Leutnant. Der Offizier stand weit über dem einfachen Soldaten, sowohl in der militärischen Rangordnung als auch in der wilhelminischen Gesellschaft⁵⁵⁰. Im Verlauf des Ersten Weltkrieges erreichten mehr und mehr Studenten und junge Abiturienten diesen Dienstgrad, also in der Hauptsache Bürgersöhne. Aus der Bevölkerungsschicht der Arbeiter und Bauern suchte man eher vergebens einen Leutnant. Diese konnten höchstens bis in die Reihen der Unteroffiziere aufsteigen. So verlief nicht nur eine militärische, sondern auch soziale Grenze zwischen Mannschaften und Offizieren. Dagegen war die Kluft zwischen Unteroffizieren und Mannschaften nicht so tief.

„Die Kameraden, es ist für eine Komp. nur ein kleines Häuflein, sind durchweg sehr nette Leute, ebenso die Unteroffiziere, die man kaum von diesen unterscheidet“⁵⁵¹.

⁵⁴⁸ Feldpostbrief von Gustav Brockman vom 28. März 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 25.

⁵⁴⁹ Hauptmotiv für eine Beförderung waren natürlich die eigenen Ambitionen, in eine führende und gesellschaftlich wertvolle Stellung als Leutnant zu gelangen.

⁵⁵⁰ Vgl. Kapitel 2.6. Studenten und Militär.

⁵⁵¹ Feldpostbrief von Walter Bode vom 15. Oktober 1914 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 29, S. 2.

Allerdings kann man in den Briefen der Studenten nur sehr wenig über Unteroffiziere lesen. Wenn diese Gruppe Erwähnung findet, dann zumeist nur, wenn sie auch den Akademikerstand teilten oder wenn sie in einem Untergebenenverhältnis standen. Ansonsten scheinen die Studenten entweder nicht den Kontakt zu den Unteroffizieren gesucht zu haben, oder er erschien ihnen nicht erwähnenswert.

Das hierarchische System des Militärs war für die Studierenden keine fremde Welt. Sie selbst lebten in einem komplizierten Geflecht von verschiedenen Stausebenen, die gekoppelt waren an Titel, Stellungen und akademische Grade.

Wie schon im zweiten Kapitel dieser Arbeit gezeigt, leisteten bereits vor dem Krieg viele Hochschüler und frisch examinierte Akademiker beim Heer den Einjährigen Freiwilligen Dienst ab. Damit erhofften sie sich, die Eintrittskarte zum für viele höchst erstrebenswerten Reserveoffiziersstatus zu erlangen. Daher diente eine große Anzahl von Akademikern zum Anfang des 20. Jahrhunderts als Reserveoffiziere, aber auch als Reserveunteroffiziere, in den Reihen der deutschen Heere. Beispiele für akademische Heeresangehörige lassen sich vor allem in den Reihen der Korporationen leicht finden. So hatte mancher Hochschulabsolvent die Karriereleiter nicht nur bis zum Rang eines Leutnants, sondern sogar bis hoch zum General erklimmen, dann aber als Berufsoffizier. Bei meiner Turnerschaft Munichia aus München bekleidete zum Beispiel der Alte Herr und bekannte Leipziger Historiker Walter Goetz nicht nur den Rang eines Majors der Reserve, sondern er stand auch während des Krieges zeitweilig dem bayerischen Regiment „König“ als Kommandeur vor⁵⁵². Bereits vor dem Krieg verfügten das Offizierskorps und die Korporationen über gemeinsame Mitglieder und somit eine personelle Schnittmenge. (Verbindungs-)Student und Reserveoffizier schlossen sich nicht aus, sondern waren eine Kombination, die gesellschaftlich besonders attraktiv war. So überrascht es nicht, dass ein großer Teil der Reserveoffiziere während des Krieges aus dem Bildungsbürgermilieu der Studenten und Akademiker stammte.

„Die Herren Offiziere bieten mir ab und zu eine Erfrischung an, wenn ich mit meinem Tornister auf dem Marsche neben ihnen gehe, oder nehmen eine Zigarre von mir, wenn ihr Vorrat zu Ende ist. Es sind lauter Reserveleutnants in unserer Kompagnie, meist Philologen, interessante Herren, die auch manch nettes Gespräch führen“⁵⁵³.

Da Offiziere und Studenten zum großen Teil dem selben „Stall“ entsprungen waren, darf es nicht verwundern, dass die kriegsfreiwilligen Studenten sich zu ihren akademischen Brüdern hingezogen fühlten.

„Ich sitze ja dann mit den Offizieren, mit denen mich wirkliche Kameradschaft verbindet, zusammen und erlebe so die ganzen Dinge mit“⁵⁵⁴.

⁵⁵² Wolf Weigand, Walter Wilhelm Goetz, 1867-1958, eine biographische Studie über den Historiker, Politiker und Publizisten, Boppard am Rhein 1992, S. 148.

⁵⁵³ Feldpostbrief eines unbekanntenen Studenten vom 6. Juli 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 15, S. 8.

⁵⁵⁴ LC-Zeitung Nr. 9, 1. Mai 1915, 29. Jg., S. 118.

Immerhin war man außerhalb des Militärs von etwa gleicher Herkunft und vor allem teilte man die hohe Bildung. Diese war dann oftmals eine Grundlage, miteinander ins Gespräch zu kommen.

„Es dauerte nicht lange, so hatten der Offiziersstellvertreter, ein Veterinärmediziner und ich eine lebhafte Unterhaltung im Gange, deren Gegenstand die Himmelsgeographie und sphärische Trigonometrie waren“⁵⁵⁵.

Die Kombination von Akademiker und Reserveoffizier schaffte auch Beziehungen, die viele Studenten auszunutzen suchten. Die Mitglieder der Bonner Sängerschaft Guestphalia etwa traten zum großen Teil in ein Koblenzer Regiment ein, in dem ein Alter Herr der Verbindung als Reserveoffizier und Batterieführer diente⁵⁵⁶. Dies versprach zum einen, den Krieg weiter im vertrauten Kreis der Bundesbrüder zu verbringen, und hatte zum anderen sicher auch andere Vorteile. Denn es war bestimmt nicht von Nachteil, in dem Vorgesetzten ein vertrautes Mitglied der studentischen Gemeinschaft von vor dem Krieg vorzufinden.

Doch gleichgültig, ob der Vorgesetzte ein Bundesbruder war oder nicht, suchten viele Studenten die Nähe von Offizieren und Vorgesetzten. Dabei bauten sie häufig auf dem selben Hintergrund auf, nämlich Akademiker und Korporierter zu sein.

„(...) draußen fand ich meinen Bundesbruder Wergin I sowie fünf meiner Stubenkameraden aus Potsdam, die mir mitteilten, daß unser Hauptmann das Eiserne Kreuz erhalten habe. Zur Feier dieses Ereignisses zogen wir vor sein Quartier, um ihm ein Ständchen zu bringen. Im Vorzimmer zu seiner Wohnung sangen wir nun ‚Burschen heraus‘ und das ‚Heckenrosenlied‘, worauf uns der Hauptmann zu einer Studentenkneipe einlud. (...). Wir holten alle unsere Bänder hervor und gaben der Kneipe auch äußerlich ein buntes studentisches Gepräge (...)“⁵⁵⁷.

Es hat allerdings nicht den Anschein, als ob die Studenten sich Vorteile davon erhofften, gute Kontakte zu ihren Vorgesetzten zu pflegen; zumindest offenbarten sie solche nicht in ihren Briefen. Der Ausschnitt scheint eher zu belegen, dass die Hochschüler in den Offizieren verwandte Seelen fanden, die den selben Hintergrund, sowohl sozial als auch in ihrer Mentalität, teilten. Wie bereits bei dem Verhältnis zu den gleichgestellten Mannschaftssoldaten gezeigt, trennten sie dort tiefe Gräben. Hier standen sich die Soldaten zwar nicht rangmäßig, aber in ihren Werten und ihrer Mentalität viel näher. Aus diesem Grund kam es immer wieder zu Zusammenkünften von Verbindungsstudenten derselben Verbindung oder desselben Dachverbandes, aber unterschiedlichen Ranges, zu gesellschaftlichen Feiern. Beispielweise trafen sich einunddreißig Turnerschafter des VC verschiedenster Ränge, Offiziere neben Unteroffizieren und Mannschaften⁵⁵⁸. In diesen Fällen war die Zugehörigkeit zu einer Korporation stärker als die Trennung durch die militärische Hierarchie.

⁵⁵⁵ ATZ Nr. 21, 1. Februar 1915, 31. Jg., S. 482.

⁵⁵⁶ ASZ Nr. 4, September 1914, 20. Jg., S. 89.

⁵⁵⁷ B.Bl. Nr. 8, 1. Januar 1915, 29. Jg., WH 1914/15, S. 188.

⁵⁵⁸ ATZ Nr. 18, 1. Januar 1916, 32. Jg., S. 413f.

So konnte der Kontakt zu den Vorgesetzten ganz ungezwungen und beinahe privat sein, wie folgender Brief belegt.

„Ich war (...) zu meinem Leutnant zum Skatspielen befohlen worden und war gerade darüber, meinen hohen Partner gehörig auszunehmen (...)“⁵⁵⁹.

Andererseits sahen einige akademische Soldaten in der Vertrautheit mit den Offizieren eine Anerkennung ihrer eigenen Position, wodurch sie sich von der Masse der einfachen Soldaten abgehoben fühlten. So schrieb ein Student seinem Hauptmann aus der französischen Kriegsgefangenschaft und bedauerte, dass er bisher keine Antwort erhalten hatte⁵⁶⁰. In dem konkreten Fall kann man den Eindruck gewinnen, dass der Student dadurch seine missliche Lage und den Umstand, dass er nach 1½ Jahren Dienst als Einjährig Freiwilliger immer noch nicht mehr als den Stand als gemeiner Soldat erreicht hatte, zu kompensieren versuchte.

Im Dienst zählte einzig der unmittelbare Rang, ansonsten gehörte man zum soldatischen Proletariat. Auch der Status eines Einjährig Freiwilligen hob einen nicht aus dem Rest der Mannschaften hervor.

„Was sollten aber wohl diejenigen von den Mannschaften sagen, welche, von Berufe geistige Arbeiter, Einjährige waren, von denen so mancher den Offizieren in mancher Hinsicht gleich stand und welche jetzt ohne eigenes Verschulden alle Arbeiten mit den Mannschaften mitmachen mußten. (...). Während es in den Offizierslagern wohl ausreichend Fachbücher gab, konnte man es von den Mannschaftslagern nicht behaupten (...) und man fühlte sich wieder zurückgesetzt (...). (...). Neben dem zehrenden Gefühl, daß man schon jahrelang eine mindere äußere, sozusagen gesellschaftliche Stellung hatte als der gleiche meist später gefangene Kollege im Offizierslager, drückte auf das Gemüt die wenigstens allen gemeinsame, zweifelhafte Aussicht auf die Zukunft (...)“⁵⁶¹.

In diesem Brief hatte ein Student sehr deutlich ausgedrückt, wie er sich in seinem Rang als Mannschaftssoldat unter seiner Würde wiederfand. Er klagte zwar niemanden konkret an, doch empfand er es wohl als sehr belastend, rangmäßig gegenüber seinen Kommilitonen zurückzustehen. Für ihn war das ein gesellschaftliches Manko, zumal er der Meinung war, mehr oder weniger mit den Offizieren auf einer Ebene zu stehen. Es sah es nicht als seine Schuld an, dass er nicht Offizier war. Allerdings war er der Auffassung, dass ihm der Rang eines Leutnants zustehen würde. Und er stand damit nicht alleine. Viele Bürgersöhne fühlten sich zurück- und herabgesetzt, was sie als kränkend empfanden.

So verspürten es viele als demütigend, dass zum Teil jüngere Kommilitonen und auch Abiturienten einen höheren Rang bekleideten und ihre Welt, wie die Studierenden sie von der Universität her kannten, auf den Kopf stellten.

⁵⁵⁹ B.Bl. Nr. 3, 1. November 1916, 31. Jg., WH 1916/17, S. 39.

⁵⁶⁰ B.Bl. Nr. 5, 1. Juni 1916, 30. Jg., SH 1916, S. 71, im Brief vom 15. Juni 1915.

⁵⁶¹ B.Bl. Nr. 9, 20. September 1918, 32. Jg., WH 191/19, S. 135f.

„Wenn ich ihnen [zwei Marburger Burschenschafter, 31 jährige Zwillinge, F.K.] einen Auftrag gab, sagten sie, sie freuten sich schon darauf, wenn sie mal am Kneiptisch ihre größere Semesterzahl mir gegenüber geltend machen könnten“⁵⁶².

Ein Motiv für den engen Kontakt und geradezu die Suche nach Nähe zu den Vorgesetzten, insbesondere den Offizieren, scheint die Hebung der eigenen Stellung gewesen zu sein, welche als zu niedrig, ihrer eigenen Stellung und Bedeutung nicht würdig, empfunden wurde, „(...) *man ist eben, wie es mir zukommen würde, kein Offizier*“⁵⁶³. Genossen die Musensöhne in der zivilen Gesellschaft im Frieden noch ein hohes Ansehen und Prestige, war dies ihnen nun im Krieg und in der Armee versagt geblieben. Durch den engen Kontakt mit den Herren Offizieren konnte zumindest in der Sicht der Heimat ein wenig von deren Glanz auf sie abstrahlen.

An der Front allerdings half dies alles nichts. Ganz gleich, wie vornehm man vor dem Krieg gewesen war, als einfacher Soldat stand man ganz unten.

„D. Musketier ist und bleibt immer der gemeine Prolet, der sich alles auch d. größte Sch... gefallen lassen muß, ohne zu mucksen. Hier merkt man es mehr als in der Garnison“⁵⁶⁴.

Besonders demütigend wurde die niedrige Arbeit als Soldat empfunden, besonders von denen, die es aus der Zeit vor dem Krieg gewohnt waren, dies von anderen erledigen zu lassen.

„So müssen sie nur noch Latrinen reinigen und, wenn sie in Reserve hinten liegen, Straßen fegen und jeden Dreck machen und das Leute, die zu Hause sich Diener halten, ob sie Korpsstudent oder sonst wer sind“⁵⁶⁵.

Rettung aus dieser Lage versprach nur der Weg in den Stand der Reserveoffiziere.

„O, daß doch der Tag der Erlösung kommt, wo entweder der Friede geschlossen ist, oder ich in die Offiziersschule komme. ‚Gent, (Döberitz) oder d. Friede‘ ist meine Parole!“⁵⁶⁶.

Wie man schon aus diesen Zeilen erahnen kann, war es nicht jedem Student vergönnt, Offizier zu werden. Zumindest nicht so schnell, wie viele hofften. Besonders hart traf es die Kriegsfreiwilligen der Augusttage, die sehr schnell ins Feld gekommen waren.

⁵⁶² B.Bl. Nr. 7, 1. Januar 1915, 29. Jg., WH 1914/15, S. 144.

⁵⁶³ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 2. Februar 1916 in BfZG.

⁵⁶⁴ Feldpostbrief von Walter Freytag vom 12. Juni 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 24, S. 11.

⁵⁶⁵ Feldpostbrief von Gustav Brockmann vom 28. März 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 25.

⁵⁶⁶ Ders., Brief vom 20. Juli 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 24, S. 27.

„Aber jetzt gehen die Beförderungen hier nach Gunst (...) [der Schlappste wurde zum Leutnant befördert auf Wunsch des Bataillonskommandeurs, da dessen Vater Offizier a.D war, F.K.]. Es herrscht deswegen wahnsinnige Verbitterung, besonders unter den noch 2 Dutzend der Kompagnie, die immer noch nicht einmal die Knöpfe [Gefreitenknöpfe am Kragen, F.K.] haben und von Anfang an nicht nur mitgemacht haben, sondern sich auch teilweise ausgezeichnet haben“⁵⁶⁷.

Im Gegensatz zu den vorher beschriebenen guten Beziehungen zu den Vorgesetzten belastete der unbefriedigte Wunsch nach Beförderung und Anerkennung im Laufe des Krieges dieses gute Verhältnis. Bei den Enttäuschten staute sich Frustration und auch Neid auf, dem sie in ihren Briefen Ausdruck verliehen. Man vermutete nun hinter allem Günstlings- und Vetternwirtschaft. Der uns bekannte Hugo Frick hatte sogar erfahren, dass in der Heimat seine Beförderung in die Offizierslaufbahn von der zuständigen Ortsbehörde wegen der kleinbürgerlichen Herkunft nicht empfohlen wurde⁵⁶⁸. Dies ließ ihn sehr verbittern, *„Dieses Etappenschwein gehört hier an meine Stelle“⁵⁶⁹.*

Dieser Neid drückte sich auch bei Beschwerden in die Heimat über die Praxis der Vergabe von Auszeichnungen aus, namentlich des Eisernen Kreuzes⁵⁷⁰. Auch erhärtet sich bei Betrachtung der Briefe der Eindruck, dass zwischen Offizieren und Mannschaften kein fürsorgliches Verhältnis herrschte, wie es gerne in der Zeit von Seiten der Armeeführung dargestellt wurde.

„(...) gerade das, was wir erhofft hatten, nämlich den völligen Ausgleich der Standesunterschiede vor der Majestät der Opfer (...) wird es nicht geben. Sie glauben es nicht, - hier ein Bild: Schützengraben, drei Leute zanken sich um ein Brot. Drinnen die Offiziere beim Wein im Überfluß. Das Herz blutet. Ehre sei unseren aktiven Offizieren, die zum großen Teil mehr für ihre Leute sorgen als z.B. die Reserveoffiziere. (...). Aber von der Fürsorge für den Soldaten, die so viel in den Zeitungen steht, davon merken wir nicht viel. Dann die Verteilung des Eisernen Kreuzes, das wird wohl ein Skandal werden (...)“⁵⁷¹.

⁵⁶⁷ Feldpostbrief von Gustav Brockmann vom 28. März 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 25. In ähnlicher Weise Hugo Frick: *„Nun schon über 1 Jahr Soldat und nicht einmal Unteroffizier; also bedeutend schlimmer als im Frieden und besonders der Kriegsfreiwillige, der sich freiwillig, mit Begeisterung, unters Joch gestellt hat, ist der Gelackte hinten und vorne. Hoffentlich kommt bald von oben herunter eine Änderung und Besserung dieser Notlage“*, Brief vom 9. August 1915 in BfZG.

⁵⁶⁸ Vgl. Feldpostbrief von Hugo Frick vom 15. Februar 1917 in BfZG.

⁵⁶⁹ Ebd.

⁵⁷⁰ *„Offiziere bekommen es ja alle, ohne daß sie Besonderes geleistet haben; ebenso bekommen es viele zugeschustert, die täglich mit Offizieren beim Stab u.s.w. zu tun haben, aber Mannschaften in der Front müssen es sich erst verdienen, und es kamen bei der Verteilung (...) viele Ungerechtigkeiten vor“*, Feldpostbrief von Gustav Brockmann vom 23. Dezember 1914 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 7.

⁵⁷¹ Feldpostbrief von Alfred E. Vaeth vom 26. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriege gefallener Studenten, S. 125. Ähnliches wusste Hugo Frick zu berichten: *„(...) davon [Wein aus den Liebesgaben, F.K.] sahen natürlich die armen Soldaten, für welche die Spender sie doch bestimmten, nichts, sondern die nehmen die Offiziere, die doch bei dem Gehalt sie kaufen könnten“*, Brief vom 24. Oktober 1915 in BfZG.

Dass etwas nicht in Ordnung war im Verhältnis zwischen Offizier und Mannschaft, wurde nach und nach auch so manchem Studenten klar. Sicher spielten dabei die Verbitterung wegen der eigenen Position und der Neid eine Rolle, doch der eine oder andere wurde nachdenklich.

„Bei uns Artilleristen gilt jeder Offizier als ein ‚blödsinniges A.....‘, und oft benehmen sie sich in der Tat hochmütig, unwissend und auffallend unangenehm. Es gibt einfach zwei Klassen von Menschen: die Offiziere als eigentliche Menschen und die Mannschaften. Da sich die Offiziere wenig um die Leute kümmern, ist dies auf die Dauer ein unhaltbares Verhältnis...“⁵⁷².

Besondere Spannungen herrschten zwischen den Studenten und den Schülern, die nach dem Notabitur oder gar ohne Hochschulreife eingerückt waren und nun den Studenten als Fahnenjunker und junge Leutnants vor die Nase gesetzt wurden.

„Die Kameraden von Pennal werden inzwischen Leutnants und wir müssen uns noch so viele Demütigungen gefallen lassen, die einfach nicht zu beschreiben sind. Wer den Kommiss nicht kennt, hat davon keine Ahnung“⁵⁷³.

In der Hierarchie des Bildungsbürgertums mussten die Studenten sich den Schülern als überlegen betrachten. Sie, die Studierenden, hatten bereits an der Alma Mater eine akademische Laufbahn begonnen. Sie hatten ein ordentliches Abitur abgelegt. Sie hatten schon die akademische Luft geatmet, waren vielleicht auch bereits kurz vor dem Examen. Die Schüler dagegen hatten im akademischen Sinne noch nichts geleistet. Und schließlich hatten diese Pennäler noch nicht so lange wie sie selbst im Feld gestanden.

„Zu dem Thema ‚Vorgesetzter‘ möchte ich bemerken, dass es in erster Linie nicht die Akademiker sind, die dem untergeordneten Akademiker das Leben schwer machen. Diese Leute kommen m. M. nach immer sehr gut miteinander aus und wissen sich gegenseitig zu schätzen. Aber ein unleidliches Verhältnis ist oft geschaffen durch die jungen aktiven Leutnants, die noch während des Krieges die Schulbank gedrückt haben, und dann irgendwo als Fahnenjunker angenommen, in kurzer Zeit Offizier sind. Da kann man fast durchweg einen solchen Stolz und eine Selbstüberhebung finden, dass es einem anekelt“⁵⁷⁴.

Sofort ins Auge springt die Differenzierung zwischen akademischen und pennalen Offizieren. Der Akademiker als Vorgesetzter wurde anerkannt, der Schüler nicht. Auf die militärischen Qualitäten wurde gar nicht erst eingegangen. Hauptangriffspunkt war der Habitus. Der Absender dieser Zeilen stieß sich vor allem an der Selbstüberheblichkeit der Pennäler, bedeutete diese schließlich auch zugleich eine Herabsetzung seiner eigenen Persönlichkeit. Wie er dachten und fühlten auch andere. Ein jüngerer Schüler als Vorgesetzter, mit weniger Erfahrung, kränkte sie doch sehr in ihrem Stolz.

⁵⁷² Feldpostbrief von Hans Nonne vom 17. Januar 1918 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 337.

⁵⁷³ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 9. August 1915 in BfZG.

⁵⁷⁴ Brief von Wilhelm Wiarda vom 14. September 1917 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 310.

Allerdings erkannte nicht jeder Student einen Offizier nur an, weil dieser studiert hatte. Differenzierende Stimmen konnte man ebenfalls von der Front vernehmen.

„Zu dem Hauptthema: ‚Der Akademiker als Vorgesetzter‘ will ich mich aus besonderen Gründen nicht weiter äussern. Ich habe da Erfahrungen gemacht, die zwischen beiden Extremen schwanken, und ich meine, man kann zu einem Urteil glänzender Bewährung ebenso wenig wie gänzlichen Versagens kommen. Hoffentlich ist die Zeit bald da, wo man sich mal wieder persönlich aussprechen kann im Kreise Gleichgesinnter“⁵⁷⁵.

Der Nachsatz indiziert, dass Kritik im Feld keine einfache Sache war. Nicht nur in Briefen, auch in seiner direkten Umgebung musste der Soldat darauf achten, wem gegenüber er sich wie äußerte. Es scheint zumindest in diesem Fall so, dass dieser Student sich nicht im Kreise Gleichgesinnter wähnte, also mit seiner Meinung mehr oder weniger alleine stand. So versuchte der Schriftleiter des Kriegsbriefs des Hallenser Wingolf, diese Zeilen zu relativieren, indem er anfügte, dass dies nur eine vereinzelt Erfahrung sei, während die übrigen alle sehr erfreulich seien und „(...) die alten Schranken nunmehr gefallen sind und einer treuen Kameradschaft Platz gemacht (...)“⁵⁷⁶ hätten. Trotzdem gebot es die Bundesbrüderlichkeit, den kritischen Brief des Mitglieds abzdrukken.

Zusammenfassend lässt sich festhalten, dass die Kriegsfreiwilligen vor allem auf die Offiziere fixiert waren. Gerade eine Anerkennung aus diesem Kreis bedeutete ihnen sehr viel. In vielen Briefen sind Offiziere und auch der Offiziersrang ein Thema. Der Unteroffizier dagegen zog kaum Interesse auf sich. Der Rang selbst war nur ein Schritt auf dem Weg zum ersehnten Rang als Leutnant.

„Nach 3½jährigem ‚Ringeln‘ habe ich es nun auch zum Leutn. gebracht. Ich habe also mein militärisches Endziel erreicht“⁵⁷⁷.

3.3.3 Verhältnis zu den Untergebenen

Die Studenten dienten nicht nur in den niederen Rängen, sondern standen in großer Zahl als Unteroffiziere und Offiziere an der Spitze von Gruppen und Zügen bis hin zu einer Kompanie. Daher werfen wir nun einen Blick auf ihr Verhältnis zu den ihnen anvertrauten Soldaten und ihrem Selbstbild als Vorgesetzte. Um es vorweg zu nehmen, viel haben die studentischen Offiziere nicht über ihr Verhältnis zu ihren Untergebenen geschrieben. Wo sie sich über diese Beziehung ausgelassen haben, waren sie um das Bild eines väterlichen Führers bemüht.

⁵⁷⁵ Brief von Rud. Kärtge vom 13. Oktober 1917 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 7.

⁵⁷⁶ SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 314f.

⁵⁷⁷ Brief von Rudolf Kärtge vom 31. März 1918 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 32. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 20. Juni 1918, S. 339.

„Gestern haben wir meinen Geburtstag gefeiert. Es war sehr schön, was sich die Leute alles erdacht haben. Meinen Unterstand hatten sie außen mit buntem Papier geschmückt und über die Tür ein Schild mit folgender Inschrift gehängt: ‚Unserem Führer zum Geburtstag Glück und Segen; dann hinauf – die Russen vom Chyrak segnen.‘ Die Burschen und Ordonanzen haben mir einen schönen Lehnstuhl aus Birkenholz gezimmert und geschenkt. Morgens in aller Frühe wurde ich durch Gesang geweckt. Meine alten Leute brachten mir ein Ständchen. (...). Sie brachten mir Blumensträuße und gratulierten mir aufs herzlichste“⁵⁷⁸.

Im Gegensatz zu den kritischen Stimmen derer, die es (noch) nicht zum Rang des Leutnants gebracht hatten, stellten die studentischen Vorgesetzten, und vor allem die Offiziere, ihr Verhältnis zu den Untergebenen stets als positiv dar. Sie waren bemüht, von sich das Bild eines gerechten und fürsorglichen Vorgesetzten zu vermitteln, zu dem die Männer aufschauten.

„Bald gab es wieder neue Arbeit, schon sah man in der Ferne neue Sturmwellen ankommen. Jetzt hielt ich die Zeit für gekommen, mit meinen Getreuen das letzte kleine aus der Heimat von Euch erhaltene Kognakfläschchen zu teilen“⁵⁷⁹.

Wie ein *princeps inter pares*, Erster unter Gleichen, stellten sie sich dar. Kameradschaft sollte nicht am Rang scheitern, zumindest dem Anschein nach. Dazu waren sie bereit, durch eigenes Vorbild zu führen.

„Da Strauß aber noch keine Patrouille mitgemacht hatte, zog ich es vor, selbst die Führung zu übernehmen, schon um meinen Leuten für solche etwa wiederkehrenden Fälle mit gutem Beispiel voranzugehen“⁵⁸⁰.

Dieses Motiv findet sich auch in dem Weltkriegsroman „Der Wanderer zwischen den Welten“ von Walter Flex wieder. Dem Protagonisten Ernst Wurche, Theologiestudenten und jungen Leutnant, gehorchten seine Untergebenen wie von allein, „durch den Besitz der Herzen seiner Männer“⁵⁸¹.

Und auch der Student Steinauer knüpfte unmittelbar nach dem Krieg an dieses Motiv an, als er im Mai 1919 bei einer Gedenkfeier für die Toten des Krieges der Universität Berlin das Verhältnis der Studentenoffiziere zu ihren Männern wie folgt beschrieb:

⁵⁷⁸ B.Bl. Nr. 10/11, 15. August 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 224.

⁵⁷⁹ B.Bl. Nr. 1, 1. April 1917, 31. Jg., SH 1917, S. 5.

⁵⁸⁰ Feldpostbrief von Martin Mäller vom 19. März 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 183.

⁵⁸¹ Thomas Medicus, Jugend in Uniform, Walter Flex und die deutsche Generation von 1914, in Willensmenschen, Über deutsche Offiziere, hg. v. Ursula Breymayer, Bernd Ulrich, Karin Wieland, Frankfurt a.M. 1999, S. 94-108, S. 105.

„Wie oft machte man die Beobachtung, daß der Mann dem als Vorgesetzten gefallenen Akademiker mehr nachtrauerte als seinen aktiven Vorgesetzten, weil dieser eben etwas Persönliches für ihn war (...)“⁵⁸².

Doch gestand auch schon mal ein Studierender ein, dass das Verhältnis nicht immer freundschaftlich verlief, was angesichts der vorherigen Aussagen über das Verhältnis zu den Vorgesetzten nicht überrascht.

„Reibungen mit den Leuten bin ich als Vorgesetzter natürlich nicht ausgesetzt. Jeder hat auch bei den großen Anstrengungen genug mit sich zu tun“⁵⁸³.

Denn so einfach und süß war dann doch nicht das Leben als Offizier, wie sich es viele vorgestellt hatten. So schrieb Hugo Frick, nun endlich zum Leutnant avanciert:

„Es ist sehr schwer, als junger Offizier seine Sache gut durchzuführen: Die Leute (worunter 2xmal so alt wie man selbst) richtig zu behandeln, sie sich ergeben zu machen, daß sie auch in der Stunde der größten Not aushalten und einen nicht verlassen. Doch bei allem Gut-sein darf man das wichtigste die Autorität nicht verlieren. (Die meisten jungen Offiziere, die von der Schulbank Offizier wurden, ohne alle Lebenserfahrung verstehen das nicht.) Doch bis jetzt bin ich darin gut gefahren, und Leute und Vorgesetzte waren zufrieden“⁵⁸⁴.

Belastend hatte sich vor allem ausgewirkt, dass die jungen Offiziere und Unteroffiziere viel von ihren Männern abverlangen mussten. Vor allem war es nicht einfach, Soldaten zu befehligen, die älter waren als man selbst; sich diesen gegenüber durchzusetzen und gleichzeitig ihr Vertrauen zu erringen, war offenbar nicht leicht. Interessant ist, dass auch aus der Perspektive des studentischen Offiziers das Verhalten der pennalen Leutnants negativ auffiel. Jedoch muss man dazu anmerken, dass Frick schon vor seiner Beförderung die Leutnants von der Schule auf dem Kieker hatte. Dies trübte nicht nur ihr Verhältnis zu den anvertrauten Männern, sondern lastete auch auf dem Gewissen der Hochschüler.

“Über die Kraft ist hier alles. Gott, wir selbst leisten ja unmögliche Dinge. Aber kann man es von jedem anderen auch verlangen? Man selbst weiß, daß man für den deutschen Gedanken in der Welt kämpft (...). Man weiß, was auf dem Spiele steht, wenn nicht jeder seine Pflicht bis zum äußersten tut. Aber die Leute?“⁵⁸⁵.

Der folgende Student versuchte ebenfalls, sein Verhalten und seine Anforderungen an die Männer zu erklären und zu rechtfertigen.

⁵⁸² Aus der Rede des Studentenvertreters der Studentenschaft cand. med. Steinauer zur Trauerfeier der Universität Berlin für ihre im Weltkrieg gefallenen Angehörigen am 24. Mai 1919, S. 23 in WÜA Az. 265.

⁵⁸³ Feldpostbrief von eines unbekanntem Studenten vom 6. Juli 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 15, S. 9.

⁵⁸⁴ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 3. März 1917 in BfZG.

⁵⁸⁵ Feldpostbrief von Walter Harich vom 14. Oktober 1914 in Witkop, deutsche Studenten, S. 71.

„Wir müssen im Schützengraben liegen, und die Leute müssen wachgehalten werden. Immer wieder schlafen sie in ihrer Erschöpfung ein. (...) Man bittet, fleht und schmeichelt wie zu kleinen Kindern: sie müssten nun wachbleiben, alle hätten ja das gleiche zu ertragen“⁵⁸⁶.

Die Verantwortung, die sie dabei für ihre Soldaten trugen, nahmen sie dabei nicht auf die leichte Schulter. So wurde diese Verantwortung auch zu einer Last. Als Student war das Leben leichter gewesen, nun hing vom eigenen Verhalten das Leben von vielen Männern ab, was vollkommen neu und fremd war.

„(...) als Führer in solch einer Lage, verantwortlich für das Leben eines halben Hundert Menschen, die ich kommandiere. (...) man fühlt sich doch vor sich selbst und vor Gott verantwortlich. Früher hatte man eigentlich nur für sich allein einzustehen und zu sorgen“⁵⁸⁷.

Und diese Verantwortung bedeutete auch, nun nicht nur für sich und sein eigenes Leben sich einzusetzen, nun mussten sie auch für andere sorgen und ihr Leben riskieren. Zumindest stellten die Studenten es so dar, als ob sie für ihre Männer durchs Feuer gingen.

„Ich habe persönlich die Ablösung durchgesetzt. Noch zweimal habe ich den Weg durch das Feuer und das Grausen nach hinten gemacht. Dann endlich kam diese Nacht die Ablösung“⁵⁸⁸.

Man muss allerdings dazu bemerken, dass nicht alle Studenten sich solche Gedanken über ihr Verhältnis zu den Untergebenen und ihre Verantwortung diesen gegenüber hingaben. Die meisten gefielen sich doch in der Darstellung des schneidigen Leutnants; das Schicksal der Mannschaften rührte sie, zumindest in ihren Briefen, wenig.

Einen Schatten auf das Verhältnis zu den Untergebenen, vor allem den Kommilitonen, warfen die enttäuschten Erwartungen und der Neid derer, die entgegen ihrer Erwartungen es nicht zum Offizier gebracht hatten. Dies wurde bereits oben erörtert. Diese Missgunst entging den kriegsfreiwilligen Offizieren und Unteroffizieren nicht.

„Ich habe auch manchen Freund, der es mir gönnt, aber der anderen sind mehr. Ihr könnt Euch denken, was manchen das schwer fällt, sich von mir kommandieren zu lassen, mit denen ich zusammen eingetreten bin (...)“⁵⁸⁹.

Auf ein wirklich enges Verhältnis zu seinen rangniedereren Kameraden deutet dies nicht hin. So kann man auch keine Hinweise auf persönliche Kontakte zu den Untergebenen der Studenten

⁵⁸⁶ Feldpostbrief von Fritz Klatt vom 16. Oktober 1914 in Witkop, deutsche Studenten, S. 74.

⁵⁸⁷ Feldpostbrief von Ludwig Elsner vom 12. Januar 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 323f.

⁵⁸⁸ Feldpostbrief von Friedel Dehme vom 21. August 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 250.

⁵⁸⁹ Feldpostbrief von Heinrich Brockmann vom 1. Weihnachtstag 1914 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 2.

ausfindig machen, vielmehr weisen die Briefe auf eine klare Distanz hin. Gerade im Bezug auf die Reihen der Mannschaften gibt es keine Hinweise auf besondere persönliche Kontakte. Dies darf aber nicht verwundern, denn bereits unter den Mannschaften war das Verhältnis der Studenten zu den übrigen Kameraden eher distanziert. Mehr, aber nicht unbedingt tiefere, Aufmerksamkeit wird dann schon eher den Unteroffizieren gegeben. Aber in der Regel dominieren Beschreibungen von Beziehungen zu anderen Offizieren.

Man sollte diese Distanziertheit allerdings auch nicht überbewerten, standen doch in der Hierarchie und dem Denken des Militärs Offiziere weit über den Mannschaften und Unteroffizieren. Eine Fraternisierung mit den niederen Rängen wurde vom Offizierskorps nicht gern gesehen und als standesunwürdig abgelehnt. Auch bei der Selbstdarstellung in der Heimat waren Kontakte zu Rangniedereren nicht so bedeutend, wie die Anerkennung durch die Anderen im Offizierskorps. Das Verhältnis zu den Kameraden bestimmte hier demnach nicht die Mentalität der Studenten, sondern die des Offizierskorps. Daher blieb man unter sich. Geselligkeit wurde im eigenen Kreis der Mitoffiziere gesucht, der sich zum größten Teil aus Akademikern und Korporierten zusammensetzte⁵⁹⁰.

Ruft man sich allerdings nochmals die Ergebnisse des Verhältnisses der Studenten zu ihren Vorgesetzten vor Augen, kann man zumindest im Umkehrschluss noch einen losen Kontakt zu den niederen Rängen annehmen. Es hat ganz den Anschein, dass viele Reserveoffiziere und auch Unteroffiziere mit universitärem Hintergrund, also Studenten und Akademiker, ohne Rücksicht auf den militärischen Rang Umgang mit ihresgleichen gesucht haben. Vor allem Mitglieder von Studentenverbindungen blieben einander auch über die Grenzen von Dienstgraden verbunden. Doch wurde der private vom dienstlichen Kontakt getrennt. Interessanterweise berichteten fast ausnahmslos nur die rangniedereren Studenten von solchen Kontakten und Beziehungen. Den Ranghöheren war dies zumeist keine Erwähnung wert. Dies unterstreicht die obige Beobachtung, dass viele Studenten mit solchen Nachweisen von guten Beziehungen zu Vorgesetzten ihre eigene Position heben und unterstreichen wollten.

Der Verkehr mit den untergebenen Akademikern beschränkte sich damit auf Veranstaltungen außerhalb des Dienstes, und vor allem auf die Gruppe der Korporierten. Aus diesem Grund handelte es sich bei solchen Gelegenheiten hauptsächlich um korporative Zusammenkünfte im Feld, wie etwa Kneipen, burschenschaftliche Abende oder gar Kommerse. Die nicht korporierten Studenten verfügten nicht über die Netzwerke der Verbindungsstudenten, die mit ihren Bundes-, Corps- und Verbandsbrüdern in zumindest unregelmäßigem Kontakt standen und daher leichter zusammenfinden konnten⁵⁹¹.

3.3.4 Zusammenfassung

⁵⁹⁰ Vgl. Feldpostbrief von Ernst Engelhardt vom 17. September 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 17. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. November 1915, S. 6, „*Wir Offiziere (...) haben unser nettes Kasino. Hier essen wir gemeinsam zu Mittag und zu Abend, woran sich gewöhnlich ein paar gemütliche Plauder- und Spielstündchen anschliessen. Bis auf einen sind wir alle Reserveoffiziere, meistens Akademiker, die in den verschiedensten Verbindungen aktiv waren (...)*“.

⁵⁹¹ So lud zum Beispiel ein Alter Herr der Kieler Burschenschaft Teutonia, ein Hauptmann und Kompanieführer, seine untergebenen Bundes- und Verbandsbrüder des Süddeutschen Kartells zum 59. Stiftungsfest an der Front ein. Vgl. B.Bl. Nr. 5, 1. Dezember 1914, 29. Jg., WH 1914/15, S. 115.

Die Untersuchung zeigt, dass die Studierenden Probleme hatten, sich in die soldatische Gemeinschaft einzuleben. Es bereitete ihnen Schwierigkeiten, sich in dem einfachen System von Rang und Status innerhalb der kaiserlichen Armee wiederzufinden und sich nahtlos in die soldatische Gemeinschaft des Heeres einzuordnen. Reibungspunkt war vor allem der eigene Status gegenüber den anderen Soldaten, die nicht aus dem Bildungsbürgertum entstammten. Zwar wurden die Studenten während des ersten Kriegsjahres nicht müde, immer wieder die große Gemeinschaft zu betonen und zu beschwören, doch fühlten sich die meisten gegenüber der großen Masse der Soldaten von niederer Bildung überlegen. Viele sahen sich zu Höherem berufen, nämlich in die Reihen der Offiziere. Ganz offensichtlich überwandern die Bürgersöhne nicht die sozialen Grenzen des Kaiserreiches, sie versuchten es nicht einmal. Zwar bemühten sie sich zu Anfang darum, sich damit abzufinden, auf einer Stufe mit weniger gebildeten Menschen zu stehen und einen Beitrag zum Austausch zwischen den Klassen im Interesse der großen gemeinsamen Sache zu leisten, doch waren diese Versuche von Arroganz und Herabblicken auf den ungebildeten Mann aus der Unterschicht geprägt. Dies hatte Konsequenzen für ihre Integration in die soldatische Gemeinschaft.

Immerhin pflegten die Studenten mit den anderen Soldaten im Mannschaftsdienstgrad Kameradschaft, doch allzu eng scheint diese dann nicht gewesen zu sein. Es verwundert daher nicht, dass Spannungen und offene Ablehnung zwischen den Studenten und den übrigen einfachen Soldaten zu finden waren. Wie schon im Frieden ein Riss zwischen den Einjährigen Freiwilligen und den übrigen Mannschaften verlief, so wurden ebenfalls im Krieg die Studenten kritisch bis ablehnend von den anderen Soldaten betrachtet. Vielfach nutzen die Männer niederer sozialer Herkunft die Gelegenheit, den Kameraden, die sich für etwas Besseres hielten, ihre Ablehnung zu zeigen.

„Das Schlimmste aber sind die Chikanen von Seiten der Kameraden und Unteroffiziere. Melcher (...) und ich fallen ‚andauernd‘ auf, bloß weil wir zu gebildet sind, was ja leicht den Neid eines Sozialdemokraten erregt“⁵⁹².

Unter den Umständen des Krieges fiel die Schikanierung umso leichter, da die Einjährigen hier nicht ihre bessere wirtschaftliche Lage und das Privileg, sich außerhalb der Kaserne abzuschotten, nutzen konnten. Dies führte dazu, dass die Studenten vor allem die Gesellschaft ihresgleichen suchten.

Gerade in der Gemeinschaft der Korporierten wurde allem Anschein nach ein fester Kreis geschlossen, der sowohl über die Zug- und Kompaniegrenze als auch die Grenzen der Dienstgrade hinaus ging. Sie hatten weiter die Möglichkeit, Kontakt über ihren eigenen Kameradenkreis hinaus zu knüpfen, da ihnen dazu die Verbindungen und die Mitteilungsorgane derselben zur Verfügung standen. Wo diese Kreise einmal gefunden wurden, war es für den jeweiligen dann von großer Bedeutung, nicht aus diesem Kreis herausgerissen zu werden.

Darum erlebten die Studenten nicht die Art von Kameradschaft, die sie sich beim Eintritt in die Armee erhofft hatten⁵⁹³. Vielmehr festigte sich die Erfahrung, dass sie mit den den

⁵⁹² Feldpostbrief von Walter Freytag vom 12. Juni 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 24, S. 11. Zum Feindbild der Sozialdemokraten, die das Verhältnis der Einjährig Freiwilligen zu den anderen Soldaten vergiften würden, beachte Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, S. 181.

⁵⁹³ Vgl. auch Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, S. 181.

Soldaten der Unterschicht kaum etwas oder gar nichts verband. Auch empfanden die übrigen Soldaten nicht dieselbe Begeisterung für die patriotische Sache des Krieges. Die große deutsche Volksgemeinschaft, gewachsen durch ein „Wir“-Gefühl, stellte sich im weiteren Verlauf des Krieges nicht ein, insbesondere nicht in der Armee. Dies muss auch nicht weiter verblüffen, handelte es sich doch um eine kurzzeitige Empfindung des August 1914 Empfindung, die danach nur unter den Mitgliedern des Bildungsbürgertums herrschte und nicht von den unteren Schichten geteilt wurde.

Dadurch dass die Studenten so wenige Gemeinsamkeiten mit den übrigen Soldaten bei den Mannschaften aufwiesen, fiel es ihnen schwer, sich gerade in ihrer Freizeit mit den anderen auseinander zu setzen. Den Aspekt der Kameradschaft der gegenseitigen Hilfe hingegen füllten die Studenten voll aus, ebenso, wie die anderen sich auch den Studenten gegenüber in dieser Beziehung kameradschaftlich verhielten. So konnten die Hochschüler nur zum Teil Kameradschaft erleben und wandten sich, entgegen den sozialen Regeln der Kameradschaft, eher ihren Vorgesetzten zu.

Anders bestellt war es um das Verhältnis zu den Vorgesetzten. Vor allem die Offiziere zogen die Studenten magisch an. Hier sahen sie einen Stand, der ihres Umganges würdig war. Viele der Offiziere, vor allem die Reserveoffiziere, waren selbst Akademiker und ehemalige Studenten. Darüber hinaus stammten viele von ihnen wie ihre Kommilitonen im niederen Rang aus Korporationen, in welchen sie den Status eines Inaktiven oder Alten Herren inne hatten. Gerade zu diesen pflegten die Bundesbrüder einfacheren Ranges gute Beziehung. Bei den Offizieren suchten und fanden viele Studenten kurzweilige Gesellschaft und Anerkennung. Die häufige Darstellung eines vertrauten Verhältnisses zu Offizieren in die Heimat fällt auf. Dadurch konnte der jeweilige Student in der Heimat zeigen, dass er trotz seines geringeren Ranges in den gesellschaftlich geschätzten Kreisen der Offiziere verkehrte und akzeptiert wurden. Das hob ihr eigenes Selbstwertgefühl, welches darunter litt, trotz ihrer Bildung und Herkunft gegenüber Gleichen zurückgesetzt worden zu sein.

Dennoch war das Verhältnis ambivalent. Die Offiziere waren nicht nur Vorbilder, sondern gleichzeitig Vorgesetzte und Teil der Sehnsüchte der Studenten. Zum einen fanden sie in deren Reihen Menschen von gleicher Bildung und Mentalität, anders als bei den Mannschaften und Unteroffizieren. Zum anderen kamen die Hochschüler oftmals zu der Meinung, besser als Offiziere denn als gemeine Soldaten dem Vaterland dienen zu können. Das bedeutete, dass sie selbst die Stellung der bewunderten Offiziere anstrebten. In der Frustration, eine solche Stellung nicht zu erlangen, wandte sich bei den Enttäuschten die Meinung gegen die Offiziere. Man glaubte dann, eine Günstlingswirtschaft zu erkennen, bei der man selbst außen vor stand, sei es in Bezug auf Beförderung oder auch auf Auszeichnungen. Dennoch wurde in diesen Kreisen untereinander mehr Kameradschaft gelebt als mit den einfachen Soldaten.

Zum Verhältnis der Studenten in höherem Rang zu den untergebenen Soldaten gab es dagegen kaum Berichte. Hier wurde anscheinend kaum Kontakt gesucht, der über die dienstliche Pflicht hinaus ging. In der Selbstdarstellung sahen sich die Studenten, wenn sie dieses Thema überhaupt anschnitten, als paternalistischen Führer, die ihren Männern nicht mehr abverlangten als sich selbst und immer auch deren Wohl im Auge hatten. Insbesondere die Fürsorge scheint ihre einzige Beziehung zu ihren Männern gewesen zu sein. Persönliche Kontakte gab es wohl kaum. Auf der anderen Seite zeigt sich ausgehend von den Aussagen

der Studenten der Mannschaftsdienstgrade, dass die studentischen Offiziere, wenn sie engeren Kontakt zu niederen Rängen suchten, sehr schnell Anschluss bei den Studenten fanden. Insbesondere in den korporativen Kreisen gab es von Seiten der Offiziere in der Freizeit wenig Berührungängste.

Mit dem Eintritt in den Kommiss traten die Studenten eben nicht gänzlich aus ihrem Zivilleben heraus, sondern hielten nach alten Bezugspunkten Ausschau. So umgingen die Akademiker zum Teil die militärische Hierarchie und bildeten einen eigenen Kreis innerhalb der Armee. Daher gingen die Studierenden nicht im Militär auf, sondern bemühten sich darum, ihre gesellschaftliche Stellung und ihr Umfeld weiter zu erhalten. Die vielfach propagierte Bildung einer Volksgemeinschaft wurde von den Studenten, vielleicht nicht bewusst, verweigert. Dagegen rückten die Akademiker untereinander enger zusammen.

Damit stellten auch die Kameradschaft und das Erleben der Volksgemeinschaft im Krieg die zweite herbe Enttäuschung für die Studenten dar. Ihre Ideale und ihr „Engagement“ für die Volksgemeinschaft wurden nicht von den übrigen Soldaten angenommen. Nur in ihren eigenen Reihen fanden sie Verständnis und Rückhalt.

Damit blieb schließlich nur noch die Hoffnung, in der Heimat Verständnis zu finden. Daher wenden wir uns nun dem Kontakt der Studenten nach Hause zu.

*„Müller fragt ihn: ;Was hat dir Kantorek eigentlich geschrieben?’
Er lacht: ;Wir wären die eiserne Jugend.’
Wir lachen alle drei ärgerlich. Kropp schimpft; er ist froh, daß er reden kann. –
Ja, so denken sie, die hunderttausend Kantoreks! Eiserne Jugend!“.*

Im Westen nicht Neues, Erich Maria Remarque

3.4 Der Kontakt in die Heimat

Die einzigen sozialen Kontakte, welche die Studenten an der Front pflegen konnten, waren die zu ihren Kameraden und die Briefkorrespondenz mit ihren Freunden und Familien in der Heimat. Diese Briefkontakte konnten selbstverständlich kein Ersatz für die fehlende persönliche Beziehung sein, aber sie ermöglichten zumindest, die Verbindung nicht abreißen zu lassen. Denn der Krieg trennte die Soldaten räumlich von ihrer Heimat. Lediglich Lazarettaufenthalte oder seltene Fronturlaube waren Gelegenheiten, für kurze Zeit in die Heimat zurück zu kehren und Angehörige und Freunde zu treffen.

Hätten die Studierenden nicht versucht hätten, mittels der Briefe die Verbindung nach Hause aufrecht zu erhalten, würde dieser Untersuchung heute das Quellenmaterial fehlen.

Zunächst muss jedoch noch die Frage geklärt werden: was ist Heimat? Der Begriff Heimat beschränkte sich in der Zeit vor dem 19. Jahrhundert auf das Elternhaus und das eigene Anwesen und Ländereien⁵⁹⁴. Erst Ende der 1880er Jahre, also mehr als zehn Jahre nach der Reichsgründung, beschrieb Heimat nicht eine lokale Zugehörigkeit, sondern repräsentierte die nationale, deutsche Gemeinschaft⁵⁹⁵. Heimat bezeichnete nicht mehr nur den Ort, in dem man lebte, sondern das ganze Reich fiel unter den Begriff. Unter anderem der Fortschritt im Bildungsbereich und die gemeinsame Erfahrung des Militärdienstes hatten diese Entwicklung begünstigt und gefördert. Natürlich waren daneben andere Faktoren, wie die gemeinsame Marktwirtschaft, der Ausbau und die Verdichtung von Transport- und Kommunikationswesen und das gemeinsame politische System, von gleicher Wichtigkeit⁵⁹⁶. Doch gerade die Bildung und der Militärdienst sind zwei Sektoren, in welchen die Studenten tief involviert waren. Zugleich hatte der Begriff Heimat eine lokale Identität, aufbauend auf der Geschichte, der Natur und Ethnographie der Region, in der man geboren und mit der man verwachsen war⁵⁹⁷.

Systematisch ist hier zwischen zwei Arten von Kontakt zur Heimat zu unterscheiden. Zum einen ist der Briefwechsel mit der Familie zu betrachten. Hier konnten sich die Kriegsstudenten mit einem sehr vertrauten und intimen Personenkreis austauschen. Beim Schreiben an die Eltern oder Geschwister mussten sie nicht damit rechnen, dass Dritte ihre

⁵⁹⁴ Vgl. Alon Confino, Konzepte von Heimat, Region, Nation und Staat in Württemberg von der Reichsgründungszeit bis zum Ersten Weltkrieg, in *Föderative Nation, Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg*, hg. v. Dieter Langewiesche und Georg Schmidt, München 2000, S. 345-359, S. 354; ebenso nach Definition des Deutschen Wörterbuches der Brüder Grimm, vgl. Wolfgang Thüne, *Die Heimat als soziologische und geopolitische Kategorie*, Würzburg 1987, S. 51.

⁵⁹⁵ Confino, *Konzepte von Heimat*, S. 355.

⁵⁹⁶ Ebd.

⁵⁹⁷ Ebd., S. 356.

Gedanken zu Gesicht bekamen. Davon unterschied sich der Empfängerkreis in den Fällen, in denen sie an ihre Korporation oder deren Dachverband Briefe verfassten. Dort erreichte die Post ein anderes, breiteres Milieu, so dass sie nicht abschätzen konnten, wie man ihre Briefe auffassen würde. Gewiss mussten sie darauf bedacht sein, nicht ihr Gesicht vor ihren Bundesbrüdern, insbesondere den Alten Herrn, zu verlieren. Bei diesen Briefen ist die Schere im Kopf, die innere Zensur, zu berücksichtigen, wie in der Einleitung bereits erwähnt wurde.

Daher ist es interessant, zu beobachten, ob und wie sich der Kontakt zu den beiden unterschiedlichen Gruppen differenzieren lässt. Besonders beachtenswert wird sein, ob sich auch bei der Wahl der Themen Abweichungen feststellen lassen. Aus diesen lassen sich Einflüsse aus der Heimat auf das Bild der Soldaten im Krieg entnehmen.

Daneben wird auch ein kurzer Blick auf den Briefverkehr zwischen den anderen studentischen Organisationen und den Universitäten geworfen.

Und letztlich ist Hinweisen nachzugehen, die auf eine Entfremdung zwischen Heimat und Front deuten. Immerhin trennte der Krieg die Hochschüler auf Jahre von ihrer vertrauten Umgebung. In diesen Jahren machten sie Erfahrungen, die sich die Menschen in der Heimat nicht vorstellen konnten.

Zunächst aber einige allgemeine Informationen über den Postverkehr zwischen Front und Heimat.

3.4.1 Allgemeines

Die Milliarden von Feldpostbriefen zeugen von einem regen Briefkontakt zwischen Front und Heimat⁵⁹⁸. Darin wurden nicht nur Erlebnisse aus dem Krieg mitgeteilt, sondern auch Persönliches zwischen den Menschen zu Hause und in den Schützengräben ausgetauscht. Leider sind so gut wie keine Briefe von den Menschen daheim überliefert, was den Verhältnissen an der Front zu schulden ist. So sind für Studenten lediglich die Briefe von der Front nach Hause erhalten geblieben.

Die Studenten schrieben, wie man sich denken kann, in der Hauptsache an ihre Familien. Doch wie eingangs erwähnt ist der Begriff Heimat weiter zu fassen als nur das Elternhaus. So tauschten die Korporierten auch Nachrichten mit ihren Verbindungen aus. Die Sängerschaft Thuringia erhielt etwa vom August 1914 bis Ende März 1916 siebenhundertachtzig Karten und Briefe von vierzig ihrer Bundesbrüder im Felde⁵⁹⁹. Doch auch an die Hochschule

⁵⁹⁸ Dies belegen über 28 Milliarden Sendungen aller zwischen Front und Heimat. Vgl. Ulrich, Die Augenzeugen, S. 40.

⁵⁹⁹ ASZ, Nr. 8, April 1916, 21. Jg., S. 123. Die Sängerschaft existiert heute als Corps Thuringia im WSC. Zeitweilig nahmen 47 Mitglieder der Sängerschaft am Krieg teil (1916 noch 39), bei insgesamt 57 Bundesbrüdern, so dass beinahe alle Kriegsteilnehmer sich über Feldpost bei ihrem Bund gemeldet hatten, vgl. die Statistik der Sängerschaften in ASZ Nr. 1, Mai 1915, 21. Jg., S. 7 und in ASZ Nr. 6, Januar 1916, 21. Jg., S. 87.

schickten die Musensöhne Grüße und darüber hinaus auch an die verschiedenen studentischen Organisationen, die nicht zu den Korporationen gehörten.

Außer den Briefen sind aber auch noch andere Mittel des Kontaktes zwischen Front und Heimat erhalten. Dabei handelt es sich vielfach um Liebesgaben mit Widmungen. So versandten zahlreiche Universitäten an ihre Studenten Literatur ins Feld, um den studentischen Kämpfern auch geistige Nahrung zukommen zu lassen, wie etwa einen Weihnachtsgruß der Universität Jena an ihre Studenten im Feld von 1915⁶⁰⁰. Die Universität Würzburg unternahm aus diesem Grund die Mühe, die Feldadressen ihrer Studenten durch Rundschreiben an die Eltern zu ermitteln, um eine Ostergabe im Jahre 1916 zu versenden⁶⁰¹. Daneben versandten die Korporationsdachverbände ihre Mitteilungsblätter an die Mitglieder im Feld. Ebenso hatten viele einzelne Verbindungen Bundeszeitungen, die auch während des Krieges herauskamen und die sie den Soldaten mit der Feldpost zukommen ließen.

Post von daheim war für die Soldaten, ganz gleich, von wem sie kam, immer ein Grund zur Freude. Vielfach erhielten sie sogenannte Liebesgaben, welche die Soldaten mit dem versorgen sollten, was nach Meinung der Menschen in Deutschland an der Front fehlen würde. Die Pakete enthielten so zum größten Teil Lebensmittel, Schokolade, Rauchwaren und Alkoholika. Aber auch Ersatzkleidung, wie warme Socken und Pullover, wurden den Studenten an die Front gesandt, ganz genauso wie all den übrigen Soldaten.

Die Studenten selbst forderten die unterschiedlichsten Gegenstände von zu Hause an, die nicht oder nur schwer an der Front erhältlich waren, wie etwa Ferngläser. Das ging soweit, dass so mancher Uniformteile zum Flicken und Waschen in die Heimat sandte. Immer wieder kann man von dem Wunsch nach Geldsendungen lesen, welche gerade die Kommilitonen in den niederen Mannschaftsrängen dringend benötigten, um sich etwas zu den normalen Rationen hinzu zu kaufen, oder um die Wäscherin zu bezahlen. Gemessen an ihrem früheren Lebenswandel reichte ihr Sold nicht, um ihren alten Lebensstandard zu halten.

3.4.2 Kontakt zur Familie

In der Hauptsache schrieben die studentischen Soldaten selbstverständlich an ihre Familien, die Eltern und Geschwister. Leider sind Briefe an diesen Adressatenkreis sehr schwer zugänglich, da diese in der Mehrheit nicht zentral archiviert sind, so dass man auf Zufallsfunde angewiesen ist. Dennoch finden sich hier und da solche Briefe, wie etwa im Archiv der Stuttgarter Bibliothek für Zeitgeschichte. Dort sind die Briefe des kriegsfreiwilligen Studenten Hugo Frick⁶⁰² überliefert. In über 40 Briefen berichtete er darin seiner Mutter und seiner Schwester in Ellwangen von seinen Erlebnissen, aber auch von Hoffnungen, Ängsten und Ärger. Sehr offen beschrieb er darin alles, was ihn belastete, vor allem die Entbehrungen an der Front und die frustrierende Erfahrung, mit seiner

⁶⁰⁰ UAJ C 2029, S. 82.

⁶⁰¹ Entwurf eines Anschreibens an die Eltern des Rektors vom 15.03. 1916, UAW 2089.

⁶⁰² Ein Nachruf von seinem Leibburschen und Bundesbruder findet sich in *Akademia* Nr. 5, 15. September 1917, 30. Jg., S. 173f. Die Briefe selbst wurden von der Nichte Hugo Fricks an das Archiv gegeben, aus dem Nachlass ihrer Mutter.

Militärkarriere im Vergleich zu anderen auf der Stelle zu treten. Aber auch ganz private Dinge über die Familie teilte er seiner Mutter mit, viele Briefe sind sehr vertraulich. In der Summe drückte er gegenüber seiner Familie aus, wie unglücklich er sich im Krieg fühlte. In seinem letzten Brief titulierte er sich als *"armer Erdwurm"*⁶⁰³. Er fühlte sich vor allem ungerecht behandelt und übergangen, sowohl was Auszeichnungen als auch Beförderungen anging⁶⁰⁴. Hinzu kamen Heimweh und Kriegsmüdigkeit.

*„O wenn nur der Frieden käme! Bin so kriegsmüde und Heimweh habe ich, nicht zum Ausmalen!“*⁶⁰⁵.

Mit vielen solcher Klagen über seine Lage gegenüber seiner Mutter und Schwester verschaffte er sich Luft. Je länger der Krieg andauerte, umso mehr "Jammerbriefe" schickte er in die Heimat.

Dennoch waren nicht alle seine Briefe negativ. Er erzählte auch von seinem Alltag; Gottesdienste und sein katholischer Glaube gaben ihm wohl einen Halt. Auch sandte er Andenken vom Krieg an seine Mutter, um eine Erinnerung nach dem Krieg zu haben.

Bedauerlicher Weise ist diese längere Serie von Briefen eines Studenten die einzige beinahe lückenlose Korrespondenz eines studentischen Soldaten in die Heimat, die heute noch zur Verfügung steht. Die anderen überlieferten Briefe von Studenten an ihre Familien umfassen leider nicht so einen langen Zeitraum. Die Feldpost aus der ehemaligen Kriegsnachrichtensammelstelle des XI. Armeekorps spiegelt zum Teil auch einen längeren Abschnitt wieder, doch liegen hier die Briefe nur in zum Teil gekürzter Abschrift vor. Gleiches gilt für die längeren Korrespondenzen in den von Philipp Witkop veröffentlichten Briefen. So können die nachfolgenden Beispiele nur einen punktuellen Eindruck in den Gedankenaustausch geben. In diesen Briefen finden sich ähnliche Themen wie bei Hugo Frick, vor allem wurde häufig die Sehnsucht nach der Heimat und den Lieben zu Hause, aber auch Kriegsmüdigkeit thematisiert.

Heimweh und Kriegsmüdigkeit führten auch bei anderen Studierenden dazu, dass der ein oder andere Studierende sich auch seine Frustration von der Seele schrieb, vor allem, wenn einmal die heiß ersehnte Post von zu Hause ausblieb. Ein solcher Ausbruch von Frustration konnte schon einmal deftig ausfallen, wie bei diesem Göttinger Studenten:

*„Zum Teufel, was bin ich schon oft wütend gewesen über Eure Dämlichkeit, daß Ihr nicht kleine Feldpostsendungen sandtet – Himmeldonnerwetter, wenn ich daran denke – und mich wochenlang trockenes Brot essen ließe!“*⁶⁰⁶.

Man kann daraus ermessen, wie wichtig für die Studenten die Extra-Rationen aus den Paketen von den Familien waren. Darüber hinaus wird deutlich, dass viele auf eine besondere Aufmerksamkeit des Elternhauses Wert legten und ihnen der Kontakt zur Familie sehr viel

⁶⁰³ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 14. Mai 1917 in BfZG. Dieser Brief wurde von Frick nie vollendet und abgeschickt. Man fand die blutdurchtränkte Karte in seiner Brusttasche nachdem er gefallen war.

⁶⁰⁴ Ders. in einem Brief vom 9. April 1917 in BfZG: *„Man erhält auch keinen Dank (...)“*.

⁶⁰⁵ So in einem Brief vom 21. März 1917 in BfZG.

⁶⁰⁶ Feldpostbrief von Gustav Brockmann vom 23. Dezember 1914 in SUBG 4° Cod. Hist. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 7.

bedeutete. So bemerkte der Student Wonneberger, *„Wenn ich nicht so viel von meinen Eltern bekäme, könnte ich einpacken“*⁶⁰⁷.

Aber nicht nur Pakete mit Essen waren an der Front willkommen, sondern auch Geldsendungen, um sich vor Ort etwas extra zu leisten, wurden den Söhnen ins Feld gesandt. Dennoch waren die Söhne sich bewusst, dass diese Pakete und Zuwendungen im unerwartet langen Verlauf des Krieges große Opfer für die Familie bedeuteten.

*„Wie ist's denn bei Euch mit der Teuerung? Man hört so viel davon: (...). Habt Ihr mit Euren Brotmarken genug zu essen? Sendet mir ja nicht so viel, wenn Ihr selbst so wenig habt!“*⁶⁰⁸.

Obwohl fern der Heimat hatte Hugo Frick recht konkrete Vorstellungen über den Mangel in Deutschland. Wie er, und auch andere, allerdings zu diesen Informationen gelangt war, lässt sich aus den Briefen nicht entnehmen, da die Gegenstücke aus der Heimat fehlen. Trotzdem fühlten die Studenten mit ihren engsten Verwandten mit und wollten diese nicht noch zusätzlich unnötig belasten. Zur Sorge über das eigene Leben kam die Sorge über die Angehörigen.

*„Im Gegensatz zu dem Schrecklichen, das wir erleben, haben wir hier im Ruhequartier, außer dem täglichen Dienst ein Schlemmerleben geführt; mehrere Treibjagden lieferten Hasenbraten und Rebhühner und das mit Nudeln und Tunke und ein Glas Portwein dazu schmeckt doch herrlich; man dürfte es Euch, im darbenden Inland gar nicht erzählen, wenn es nicht doch verdient wäre und vielfach aufgehoben durch den Hunger, Kälte, Nässe und andere Mühen, die gräßlichen Todesschrecken u.s.w. die wir in Stellung erleiden“*⁶⁰⁹.

Die Gedanken der Studenten an der Front drehten sich nicht nur um die eigene Situation, sie nahmen noch die andere Welt in der Heimat mit ihren eigenen Sorgen wahr. Dennoch zeigt sich hier, dass viele die Zustände in Relation zu ihrer eigenen Lage setzten. Sie hatten es sich verdient, sich auch einmal etwas zu gönnen. Aber es konnte in diesem Zusammenhang unter den vielen untersuchten Briefen kein Schreiben gefunden werden, in dem sich die Studierenden explizit über eine schlechte Versorgung von Lebensmitteln an der Front beklagt hätten.

Manche bemühten sich, auch in ihren persönlichen Angelegenheiten weiterhin die Familie einzubeziehen. So ließen sie ihre Eltern bei ihrer Planung und Gestaltung der Zukunft teilhaben. Obwohl sie fern der Heimat im Krieg waren, hatten sie sich noch nicht so weit von ihnen abgenabelt.

„(...) ich wünschte mir einen väterlichen Berater an die Hand, der mir in meinen Lebensfragen hinaushelfen würde; zuerst der Fall ich beziehe wieder die Universität soll ich dann iura, Forstwissenschaften oder Medizin studieren? Oder

⁶⁰⁷ Brief von Wonneberger vom 12. März 1915 in Rieß, Saxo-Guestphalia, S. 59.

⁶⁰⁸ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 24. Oktober 1915 in BfZG.

⁶⁰⁹ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 15. Februar 1917 in BfZG.

*Bank? Oder Kaufmann? Oder der andere Fall: im Krieg jetzt liegt nahe: Offizier zu werden?*⁶¹⁰.

Viele der jungen Studenten standen erst zu Beginn eines selbständigen Lebens. Erst vor kurzem hatten sie ihr Elternhaus verlassen und begannen, flügge zu werden. Da war der Krieg ein harter Einschnitt im jungen Lebenslauf. Zwar sah so mancher darin die Möglichkeit, durch die harte Schule des Lebens zu gehen und nun endlich erwachsen zu werden, jedoch hatte der Krieg in den Studenten Fragen aufgeworfen, die sie nicht alleine beantworten konnten. Ohne den Rat der Familie mochten viele sich noch nicht entscheiden. Es war ihnen sicher bewusst, nach dem Krieg wieder von der Familie abhängig zu sein, da der Militärdienst keine Lebensgrundlage für die Zukunftsgestaltung war. Und an der Front fehlte ihnen diese Anlaufstelle, die elterliche Geborgenheit und Hilfestellung.

Vor allem über das Thema des eigenen Todes konnten sie sich nur mittels der Briefe mit ihren Angehörigen auseinander setzen. Dabei schlugen sie sehr ernste und auch vertrauliche Töne an. Oftmals vor einer Schlacht, aber auch schon, als sie aus den Kasernen in den Krieg hinaus zogen, hatten sich die jungen Soldaten ihre Gedanken zum eigenen Tod an die Familie in Briefen festgehalten.

*„Draußen knattert die ganze Nacht heftiges Gewehrfeuer; nach unseren Beobachtungen scheint wieder ein Sturm bevorzustehen. Ich habe mich längst mit allen Möglichkeiten abgefunden“*⁶¹¹.

Und so nutzten sie die Form des Briefes, um sich noch einmal von ihren Lieben zu Hause zu verabschieden.

*„Meine liebe, gute, teure Mama, ich glaube und hoffe ja bestimmt, daß ich aus dem Kriege zurückkehren werde; aber für den Fall, daß ich das nicht tue, will ich Dir doch jetzt einen Abschiedsbrief schreiben. (...). Und für all Deine Liebe, für alles, was Du für mich getan hast, für alles, alles möchte ich Dir danken, danken“*⁶¹².

In diesen Briefen drückten sie noch einmal eine tiefe Verbundenheit mit der Familie, vor allem dem Vater und der Mutter, aus. Gerade in den ersten Monaten des Krieges wurden eine Menge solcher Briefe in die Heimat geschrieben. Oftmals waren sie sehr pathetisch abgefasst und predigten von dem eigenen Opfer für das Vaterland, welches die Eltern dulden müssten. Alle diese Briefe rechneten nicht kritisch mit dem Krieg und der eigenen Situation ab. Stattdessen wiederholten sie noch einmal die Überzeugung, das Leben für eine gerechte und gute Sache hinzugeben. Darüber hinaus nutzten die Studenten diese Gelegenheit, noch einmal den Eltern für alles zu danken, in dem Bewusstsein, dass dies ihr letzter Gruß sein könnte. Dabei waren die Söhne immer bemüht, den Abschied für die Eltern möglichst leicht zu gestalten und sie darauf vorzubereiten, so weit dies in einem Brief überhaupt möglich war. Dies galt vor allem für die ersten Monate des Krieges. Später findet man solche Briefe nicht

⁶¹⁰ Ders., Brief vom 22. April 1915 in BfZG.

⁶¹¹ Feldpostbrief von Wilhelm Wolter vom April 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 49.

⁶¹² Ebd., S. 20.

mehr. Vielmehr sandten die Studenten höchstens einen lakonischen Vermerk, dass eine größere Schlacht bevorstehe und man längere Zeit wohl keine Post senden werde, damit die Familie sich keine Sorgen mache.

„Wenn eine Schreibpause eintritt, kann's auch an der Post liegen. Wenn ich verwundet werde, erfahrt Ihr's früh genug“⁶¹³.

Aber die Hochschüler vertrauten nicht nur Persönliches ihren Briefen an, sondern sie wussten auch aus dem Alltag als Soldat zu berichten. Neben Ereignissen aus den Schützengräben und von den Schlachtfeldern beschrieben sie die inneren Verhältnisse des Militärs. In diesem Zusammenhang verließen sie auch ihrer Unzufriedenheit über Missstände Ausdruck, wie etwa über die Beförderungspraxis oder die Verleihung von Orden. So etwa der Student Carl Hauers:

„Übrigens, was sagt Ihr zu dem Eisernen Kreuz? Hat Euch das nicht gefreut? Offiziere bekommen es ja alle, ohne daß sie Besonderes geleitet haben; ebenso bekommen es viele zugeschustert, die täglich mit Offizieren beim Stab u.s.w. zu tun haben, aber Mannschaften in der Front müssen es sich erst verdienen, und es kamen bei der Verteilung (...) viele Ungerechtigkeiten vor“⁶¹⁴.

Zunächst einmal suchte er natürlich die Anerkennung seiner Familie. Im selben Atemzug ließ er jedoch Dampf ab und verschaffte seinem Ärger Luft. Dabei nahm er kein Blatt vor den Mund. Offensichtlich vertraute er der eigenen Familie, indem er zum Teil sehr harsch mit seiner Kritik war und vielleicht auch den Finger auf die eine oder andere Wunde gelegt hatte. Dennoch blieb man vorsichtig. So mahnte der Student Gustav Brockmann seine Eltern:

„(...) posaunt nicht alles aus, was ich Euch schreibe, ich schreibe es nur für Euch, seid vorsichtig mit allem, aber wohin man geht und hört, mit wem man spricht, das Erste ist immer bei allen, wenn es erst mal vorbei wäre, denn dieser Krieg wird langweilig“⁶¹⁵.

In ihrer Familie fanden die Studenten Menschen, denen sie voll und ganz vertrauen und somit auch ihr Herz ausschütten konnten, die auch nicht unmittelbar betroffen und in derselben Situation waren. Brockmann war sich im Klaren, dass seine Äußerungen, an einen falschen Personenkreis gerichtet, ihm Ärger einhandeln konnten. Dennoch hatte er vollends Vertrauen in seine Familie, sonst hätte er sich ihnen nicht anvertraut.

Damit machten die Studenten ihre Familien zu Eingeweihten, denen sie Einblick in die Verhältnisse des Heeres gaben, die sonst nirgends zu lesen waren.

⁶¹³ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 17. Februar 1917 in BfZG.

⁶¹⁴ Feldpostbrief von Carl Hauers vom 16. Februar 1915 in SUBG 4° Cod. Hist. Nachtr. 74, Nr.8, S. 7.

⁶¹⁵ Feldpostbrief von Gustav Brockmann vom 18. März 1915 in SUBG 4° Cod. Hist. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 21. In einem weiteren Brief: *„Geht übrigens diskret mit meinen Briefen um, jedenfalls geht nicht alles so harmonisch zu, wie die Zeitungen schreiben(...)“*, Brief vom 1. Mai 1915 ebd., S. 26.

„Natürlich sind das nicht die Feldpostbriefe, wie sie nachher in Zeitungen gedruckt werden. Es sind die wahren, die nur in vertraute Hände kommen“⁶¹⁶.

Mit solchen intimen Schilderungen konnten die Studenten ihre Verbundenheit auch über die Ferne aufrecht erhalten. Denn offenbar schilderten die Studenten diese Zustände nicht, damit die Angehörigen sich in der Heimat für sie einsetzten und ihnen gegen diese Missstände anzugehen halfen. In keinem der Briefe forderte ein Student seine Freunde oder Verwandten dazu auf, diese Informationen an zuständige Stellen in der Heimat weiter zu leiten. Mit der Vermittlung solchen Insider-Wissens hielten die Studierenden den Kreis des Vertrauens mit ihren Familien aufrecht. Dadurch bemühten sich die Hochschüler, die Familie nicht aus ihrem neuen Lebenskreis auszugrenzen, trotz der großen räumlichen Entfernung.

Aber nicht immer gab es Erlebnisse aus dem Krieg zu berichten. Daher wechselten die Themen. Beschrieben die Studenten in den ersten Kriegsmonaten noch vielfach ihre Erlebnisse im Kampf, widmeten sie später mehr und mehr Raum für Impressionen aus den fremden Ländern und Kulturen und reflektierten über Themen wie Kultur oder ihre persönliche Situation und Gemütslage.

„Du schreibst, daß ich weniger von Kunst und Musik usw. schreiben soll als vielmehr von der ‚Wucht und Tragik des Feldlebens, die auf mich einstürmt‘. Das ist wunderschön gedacht und gesagt. Diese Wucht und Tragik habe ich aber noch nicht kennen gelernt. (...) Ja, wenn es wieder so vorginge wie zu Anfang oder jetzt in Rußland – ja dann könnte man von oben gemeldeter Wucht und Tragik was erzählen. Aber in dem Stellungskrieg!!! Zudem haben die guten Zeitungsschreiber so verdammt wenig Vorstellung und Ahnung von dem Feldleben, die machen ihren Lesern nur was vor“⁶¹⁷.

Dieser Auszug aus einem Feldpostbrief lässt erkennen, dass in der Heimat die Familie und Freunde nach Berichten von Abenteuern und aufregenden Geschichten aus dem Krieg dürsteten, geweckt durch die Artikel in den heimatlichen Zeitungen. Jedoch mit Erstarren der Westfront konnten die dort stationierten Studierenden nicht mehr mit solchen Geschichten aufwarten. Dafür brannten ihnen andere Themen stärker unter den Nägeln, über die sie sich mit ihren Familien austauschen wollten. Folglich begannen die Erwartungen an den Inhalt der Briefe unter den Studenten und den Freunden und Familien in der Heimat auseinander zu gehen.

Eine Ursache ist in der offiziellen Berichterstattung der deutschen Zeitungen zu sehen. Sie weckten Erwartungen, welche einfach unrealistisch waren. Die von ihnen abgedruckten Nachrichten waren entweder geschönt oder es wurde von interessanteren Frontabschnitten als dem eigenen berichtet. Ihnen war nicht verborgen geblieben, dass die Zeitungen in der Heimat ein Bild beschrieben, welches sich nicht mit ihren Erlebnissen deckte. Sie waren bemüht, ihren Familien ein möglichst wahrheitsgetreues Bild der Zustände an der Front zu schildern. Dennoch berührten die Studenten damit ein sensibles Terrain. Die Menschen in der Heimat machten sich ihre eigenen Vorstellungen über die Zustände im Krieg. Ihnen fehlte die Einsicht

⁶¹⁶ Feldpostbrief von Alfred E. Vaeth vom 22. Juli 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 131.

⁶¹⁷ Feldpostbrief von Bernhard Becker vom 8. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 258.

in die Dinge, welche die Soldaten im Feld hatten. Ihre Ansichten beruhten auf den Berichten der Vergangenheit und dem, was die offiziellen Berichte in den Zeitungen hergaben. Dem versuchten die Studenten entgegen zu wirken.

„Jedenfalls sieht ein Krieg in Wirklichkeit ganz anders aus, als man sich aus Zeitungsberichten und Wochenblättern vorstellt. ‚Deutschland über alles und die Wacht am Rhein‘ Singen überlassen wir Euch zu Hause, hier heißt es aushalten und Zähne zusammenbeißen. Ebenso wissen die zu Hause, die abends beim Glicker sitzen, ja auch besser, was alles und wie alles hier gemacht werden muß. (...)“⁶¹⁸. Und in einem späteren Brief: „(...) es war doch ein anderer Geist damals als heute. Denn glaubt nur nicht alles, was in den Zeitungen steht“⁶¹⁹.

In dem Bild vom Krieg bildete sich langsam ein Riss zwischen Front und Heimat. Für viele Studenten hatte es den Anschein, als ob sich die Menschen im sicheren Deutschland keinen Begriff machten, wie der Krieg wirklich aussah. Schlimmer sogar, die Heimat wollte ihnen an der Front erklären, wie sie den Krieg zu führen hätten.

„Unsere Stimmungen könnt Ihr kaum ahnen. (...). Fremd sind uns die meisten Lieder und Dichtungen von Euch zu Haus. Wir erleben es anders“⁶²⁰.

Die unterschiedliche Sicht des Krieges war gewiss auf verschiedene Erlebnisse zurück zu führen, was zu unterschiedlichen Kriegserfahrungen führte. Diese Diskrepanz ließ die Studenten und die Heimat im Laufe des Krieges mehr und mehr auseinander driften, vor allem, je stärker sich die Weltsicht der Studenten durch die Erfahrungen an der Front änderte. Damit begannen die Studierenden, sich von der Heimat zu entfremden. Sie fühlten sich zu Hause nicht mehr verstanden, ebenso wie die Heimat sich nicht vorstellen konnte, wie es an der Front wirklich aussah.

Nicht nur in der Wahrnehmung des Krieges entfernten sich die Menschen an der Front von denen in der Heimat, sondern in ihrer gesamten Sicht der Welt, in ihren Emotionen, was sie berührte. Ein gutes Beispiel dafür ist der Brief eines Göttinger Studenten an seinen Vater. Darin schilderte er seine Gefühle zum Tod seiner Mutter, die vor kurzem, während er sich bereits an der Front aufhielt, verstorben war.

„Hier im Felde empfindet man den Schlag ja nicht so hart, wo man den Tod jeden Augenblick vor Augen hat. Ich bin furchtbar abgestumpft und gleichgültig geworden; mir wird die Lücke erst fühlbar werden, wenn ich heimkomme. Für Dich [Vater, F.K.] ist der Verlust viel unmittelbarer. (...). Wir wollen unsere Pflicht tun und unseren Platz ausfüllen, so können wir ja Mutters Andenken am besten ehren. Trüben Gedanken kann ein Soldat nicht lange nachhängen, zumal, wenn man 100m vor dem Feind liegt und die Granaten und Kugeln pfeifen“⁶²¹.

⁶¹⁸ Feldpostbrief von Gustav Brockmann vom 23. Dezember in SUBG 4° Cod. Hist. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 6.

⁶¹⁹ Ders., Brief vom 13. Januar 1915 in SUBG 4° Cod. Hist. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 12.

⁶²⁰ Feldpostbrief von Johannes Haas vom 11. Juli 1915 Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 158.

⁶²¹ Feldpostbrief von Ludwig Ringelein vom 16. März 1915 in SUBG 4° Cod. Hist. Nachtr. 74, Nr. 4, S. 6.

Es ist auffällig, dass die Gedanken des Sohnes mehr beim lebenden Vater verweilten, als dass sie seiner verstorbenen Mutter galten. Bei ihm hatte eine Gewöhnung an Leid durch die massenhafte Gewalt statt gefunden. So konnte er keinen Schmerz und keine Trauer über den Tod der Mutter empfinden. In seiner Welt, der Front und dem Schützengraben, stellte der Tod etwas so Gegenwärtiges und Banales dar, dass er ihn nicht mehr wahrnahm und keine Gedanken an die Toten verschwendete⁶²². Und hinzu kam, dass er der Mutter schon so lange fern gewesen war, dass er ihren Verlust nicht einmal mehr spürte. Nachdem er schon lange nicht mehr in ihrer Nähe lebte, konnte sie keine Lücke in seiner Umgebung entstehen lassen. Seine Briefe nach Hause waren Nachrichten in eine fremde Welt. Er selbst schrieb, dass er den Verlust erst nach dem Krieg wieder zu Hause spüren werde.

Der Theologiestudent Gotthold von Rohden legte dieses Gefühl der Entfremdung in einem Brief ganz offen dar.

„... Ich kann Euch ja verstehen, wenn Ihr möglichst viel von uns hören wollt – aber ich kann den Wert des Geschriebenen an sich – ich meine, daß man überhaupt schreibt – nicht so hoch einschätzen, ich tue es, weil ich Euch damit eine Freude zu machen glaube. Mir kommt es so vor, als ob wir vor dem Feind Stehenden losgelöst sind von allem, was uns sonst gebunden hat (...). Unser ganzes Denken und Empfinden ist durchaus umgestellt, wenn ich nicht befürchten müßte, mißverstanden zu werden, könnte ich fast sagen, wir sind irgendwie den Menschen und Dingen unseres früheren Lebens ,entfremdet‘“⁶²³.

Selbstverständlich entfremdete der Krieg die Studierenden nicht völlig von den Menschen in der Heimat; dennoch waren sie nicht mehr dieselben. Was sie erlebt hatten, war unbeschreiblich, und würde von der Heimat doch nicht verstanden werden. Trotzdem schrieben sie weiter und hielten den Kontakt aufrecht, nicht um Inhalte zu vermitteln, sondern einfach des Kontaktes wegen.

Und so freuten sich die Studenten über jede Nachricht von zu Hause. Die Briefe von den Lieben daheim wurden sehnsüchtig erwartet. Nicht nur die Pakete mit Lebensmitteln und Zigaretten waren heiß begehrt, sondern gerade die persönlichen Worte in den Briefen und Karten.

„Viele große Freude habt Ihr mir durch Eure Sendungen gemacht, etwas Schokolade und Speck könnte ich vielleicht mal gebrauchen, und dann lange, lange Briefe, ja damit macht Ihr mir die allergrößte Freude. (...). Es ist immer ein großes Fest, wenn Post kommt“⁶²⁴.

⁶²² Vgl. Kapitel 3.3.1 zur Kameradschaft unter den Lebenden.

⁶²³ Feldpostbrief von Gotthold von Rohden vom 8. Juli 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 120.

⁶²⁴ Fritz Klössing in einem Brief an seine Eltern vom 14. November 1914 in MZ Nr. 36, 1. Kriegsnummer, Mai 1915, o.S.; Ähnlich auch Hugo Frick: „Wahre Feierstunden bedeutet immer der Postempfang für Herz und Magen, namentlich fürs Herz“, Brief vom 18. November 1914 in BfZG.

Dabei war der Kontakt nach Hause auch ein Halt in der rauen Wirklichkeit des Krieges. Allein die Tuchfühlung mit der Heimat machte es den Studenten leichter, den Alltag an der Front zu ertragen. So schrieb der Theologiestudent Hermann Uhl in sein Tagebuch:

„Wir föhlens täglich, daß ‚mit unserer Macht nichts getan ist‘. Gott wird auch dieses Morden enden, er hat oft raue Wege, wo wir keinen Ausgang finden. Auch der Zusammenhalt mit der Heimat ist ein starker Pfeiler fürs Innere, wohl dem, der sich so begleitet und getragen wissen darf von den Seinen und in dem selben Grund verbunden!“⁶²⁵.

Das Wissen, dass zu Hause die Familie zu ihm hielt und ihm durch ihre Briefe zeigte, dass man an ihn dachte, war ihm *„unendlich viel wert“* und half ihm *„über so manches weg“*⁶²⁶.

Durch die Feldpost konnte das Verhältnis zur Familie aufrecht erhalten werden, so dass sich die jungen Akademiker nicht völlig von der Heimat, einem Ort des Friedens, isoliert föhlen mussten. Allein die *„gute Föhlung“*⁶²⁷ gab ein wenig Geborgenheit in der Fremde, im Krieg. Dies war sicher einer der wichtigsten Funktionen des Briefverkehrs mit den Familien. Der Kontakt zur Familie war auch ein Anker in der alten Welt des Friedens.

3.4.3 Kontakt zur Korporation

Viele Studenten hatten nicht nur eine Familie, zu der sie Kontakt halten konnten, sondern waren auch Mitglied in einer studentischen Verbindung. Wie eng die Bindung an die Korporation für den Einzelnen war, belegen die vielen Nachrichten, die zwischen den Bundesbrüdern an der Front, dem Bund und zurückgebliebenen Mitgliedern in der Heimat ausgetauscht wurden.

Vielfach wurden in diesen Briefen von den Erlebnissen im Krieg berichtet, aber vor allem von Zusammenkünften mit Bundes- und Verbandsbrüdern. Gleichwohl galt das Interesse der Studenten auch dem Schicksal ihrer Freunde an anderen Orten an der Front, wie auch der Verbindung in der Heimat. Häufig war auch der Dank für Grüße oder Liebesgaben von der Verbindung Anlass für einen Brief an den Bund oder einfach nur die Sendung eines Lebenszeichens. Vielfach wurde am Tod eines Bundesbruders Anteil genommen, indem man sich noch einmal an ihn erinnerte oder ihn einfach nur ehrte. So entstanden viele Nachrufe direkt an der Front. Alles in allem dienten sie, wie es in einem Bericht der Sängerschaft Alania ausgedrückt wurde, für viele als *„das einzige äußere Mittel, um den Zusammenhang mit der alten Innung nicht zu verlieren“*⁶²⁸. Also auch hier war der Feldpostbrief Mittel, um sich der Zugehörigkeit zur Gruppe zurück in Deutschland gewahr zu bleiben.

⁶²⁵ Aus dem Kriegstagebuch von Hermann Uhl, Eintrag 10. Oktober 1915, S. 41 recto in BfZG.

⁶²⁶ Ebd., Eintrag vom 8. September 1915, S. 26 verso in BfZG.

⁶²⁷ Ebd.

⁶²⁸ ASZ Nr. 4, Oktober/November 1917, 23. Jg., S. 64.

Wie umfangreich dieser Kontakt ausfallen konnte, lässt sich nicht nachvollziehen, allenfalls erahnen. So hatte der kommissarische Geschäftsführer der Sängerschaft Thuringia Heidelberg sich die Mühe gemacht, die bei der Verbindung eingegangenen Nachrichten zu zählen, und kam auf die stattliche Anzahl von 780 Briefen und Karten von 40 Kriegsteilnehmern in einem Zeitraum vom August 1914 bis Ende März 1916⁶²⁹. Bei insgesamt 43 Bundesbrüdern im Feld bewiesen über 90 % der Feldzugsteilnehmer der Thuringia ihre Treue durch Briefe und Karten⁶³⁰. Für den gesamten Krieg verzeichnete das Münchner Corps Vitruvia circa 5.000 Karten und Briefe von 151 feldgrauen Corpsbrüdern⁶³¹. Auch andere Korporationen konnten sich über zahlreiche Karten und Briefe ihrer im Krieg dienenden Mitglieder freuen. Vielfach wurden sie in den eigenen Bundeszeitschriften, zumindest auszugsweise, veröffentlicht⁶³². Oftmals bestanden die Zeitungen beinahe gänzlich aus Feldpostbriefen, wie zum Beispiel die Kriegsbriefe des Hallischen Wingolf⁶³³ oder dem "Kriegsbrief" der jüdischen Verbindung Salia in Würzburg⁶³⁴. Die meisten enthielten daneben noch Meldungen über Tod, Verwundung und Gefangenschaft von Bundesbrüdern. Dem folgten in der Regel die Bekanntgaben von Auszeichnungen und Beförderungen, sowie in manchen Fällen noch statistische Zahlen. Hinzu kamen hin und wieder noch Adressänderungen, um den Mitgliedern die Möglichkeit zu geben, in Kontakt zu bleiben. Manchmal widmete man ein wenig Raum den Ereignissen in der Heimat, vor allem aus dem heimatlichen Verbindungsleben, sofern es ein solches noch stattfand. Zentraler Punkt all dieser Kriegszeitschriften waren aber die Briefe der Mitglieder aus dem Feld. Ihnen wurde der meiste Raum gewidmet; sie sollten damit ein breites Forum erhalten.

Diese Mitteilungsblätter ließen sich die Verbindungen viel Geld kosten. So beziffert die Chronik der Sängerschaft Arion aus Leipzig die Kosten pro Ausgabe auf etwa fünfhundertfünfzig Mark⁶³⁵.

Neben den Bundeszeitungen erhielten die Burschen und Fuchse an der Front auch regelmäßig die Zeitungen der Dachverbände. Die Deutsche Burschenschaft etwa stellte ihren Mitgliedern kostenlos die Burschenschaftlichen Blätter an der Front zu. Die einzelnen Burschenschaften hatten dazu pauschal 2 Pfennige an den Dachverband pro Bundesbruder an der Front zu entrichten. Um diesen Mehraufwand zu bewältigen, wurde eigens eine Hilfskraft eingestellt und bezahlt⁶³⁶. In den Verbandszeitschriften wurden gleichfalls den einlaufenden Sendungen

⁶²⁹ ASZ, Nr. 8, April 1916, 21. Jg., S. 123.

⁶³⁰ Vgl. dazu die Kriegsstatistik der Deutschen Sängerschaft in ASZ Nr. 1. vom Mai 1915, 21. Jg., S. 7.

⁶³¹ Vgl. Max Rohrer (Hg.), Das Corps Vitruvia im Weltkrieg, Ein Gedenkbuch, München 1922, S. 4. Zu der Zahl der Kriegsteilnehmer vgl. die Kriegsstatistik des Weinheimer SC in CM Nr. 9 vom Juni 1918, 23. Jg., S. 132.

⁶³² So zum Beispiel in der Bundeszeitung der Turnerschaft Munichia in München, der Munichenzeitung. Vgl. für die Tübingern Korporationen Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, S. 179.

⁶³³ Vgl. SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81.

⁶³⁴ UAW Az. 2111, 8. Krieg-Bericht der frei schlagenden jüdische Verbindung Salia Würzburg.

⁶³⁵ Vgl. Hohlfeld, Geschichte der Sängerschaft Arion, S. 78. Es ist allerdings anzumerken, dass die Sängerschaft Arion Leipzig eine personell sehr große Verbindung mit über 1.000 Mitgliedern war, von denen 1914 über 400 im Feld standen. Vgl. die Statistik in ASZ Nr. 6, Januar 1916, 29. Jg., S. 87.

⁶³⁶ Vgl. Bundeszeitung der Grünen Hannoveraner zu Göttingen, 3. Kriegsnummer vom 15. Februar 1915, 4. Jg., S. 2.

Raum geboten und zumindest auszugsweise veröffentlicht, manchmal auch nur in komprimierter Form⁶³⁷. So stellte die Akademische Sängerezeitung die große Masse der eingehenden Post seit Sommer 1915⁶³⁸ zum größten Teil nur in zusammengefasster Form dar, denn es *„(.) wiederholt sich der Inhalt der Briefe und Karten (...)“*⁶³⁹. Gleichwohl freute man sich über jede Nachricht der am Krieg teilnehmenden Mitglieder⁶⁴⁰.

Und umgekehrt freuten sich die Studenten über jede Nachricht aus der Heimat. Diese Sendungen versorgten sie mit Nachrichten über das Schicksal ihre Bundes- und Verbandsbrüder, mit denen sie freundschaftlich eng verbunden waren. Darüber hinaus waren vor allem die Verbandszeitschriften mit Artikeln zu tagespolitischen und korporativen Themen gefüllt und boten ein weites Forum für Diskussionen zur Zukunft des Korporationswesens. Damit vermittelnden diese Periodika den Studierenden ein Stück Heimat, indem sie dort jederzeit auf die alten Werte und Ideale der Vorkriegszeit zurückgreifen konnten. Die Artikel vermittelten ihnen an der Front das Gefühl, weiter zur Welt des Bildungsbürgertums zu gehören, wenn auch mal um sie herum niemand sonst da war, den sie dazu rechnen konnten.

Wie viele Briefe zeigen, wurden die monatlichen und halbmonatlichen Verbandszeitschriften oftmals sehnsüchtig als Nachrichten aus der Heimat und heiß begehrter Lesestoff von den Studenten an der Front erwartet. Eine neue Ausgabe bot eine willkommene Abwechslung im tristen Leben zwischen Schützengraben und rückgelagerter Ruhestellung. Dies belegen die vielen Dankeschreiben für die Zusendung in den Zeitschriften.

*„Die Kriegsnummern unserer Münchenzeitung haben sich schnell einen großen Freundeskreis geschaffen! Täglich kommen Nachrichten aus dem Feld und aus der Heimat, die das beweisen. Mancher möchte eine Tageszeitung daraus machen. O Kassenwart! Aber alle wünschen sich ein öfteres, regelmäßiges Erscheinen. ‚Wann kommt die nächste?‘ so heißt es in den Briefen an mich hierzu“*⁶⁴¹.

Daher sahen die Herausgeber dieser Zeitungen den Hauptzweck darin, den Kontakt zwischen den Bundes- und Verbandsbrüdern im Feld untereinander und auch zu Hause aufrecht zu erhalten. Für diesen Zweck opferten die Alten Herren in der Heimat Zeit und Mühen, um diese Zeitungen erscheinen zu lassen, denn alle diese Periodika wurden ehrenamtlich und zumeist nur von einer Person herausgegeben.

*„In der letzten Zeit gingen erfreulicherweise öfter Nachrichten aus dem Feld ein; dies ist wohl besonders unserem l. AH Rindfleisch zu danken, der die Mühe nicht gescheut hat, unsere Normannenzeitung in der Form von ‚Normannen-Kriegsnachrichten‘ wieder aufleben zu lassen“*⁶⁴².

⁶³⁷ Vgl. zu komprimierte Form ASZ Nr. 3, Juli/August 1915, 21. Jg., S. 45.

⁶³⁸ Ebd.

⁶³⁹ ASZ Nr. 4, September/Oktober 1915, 21. Jg., S. 78.

⁶⁴⁰ Ebd.

⁶⁴¹ MZ Nr. 40, 5. Kriegsnummer, März 1916, o.S.

⁶⁴² ASZ Nr. 2, Juli/August 1916, 22. Jg., S. 27.

Es zeigt sich, dass diese Zeitungen auch die Verbindungsbrüder an der Front dazu animierten, sich zu Hause bei ihrer Korporation zu melden und den einen oder anderen Gruß oder Bericht zu senden, auch nachdem schon bereits zwei Jahre Krieg vergangen waren. Diese Briefe wurden auch mit großem Eifer von den Mitgliedern des Bundes gelesen.

„Die Wiedergabe der Feldpostbriefe hat bei den meisten Bundesbrüdern Anklang gefunden, so daß ich auch in dieser Nummer eine ganze Anzahl abdrucken lassen konnte“⁶⁴³.

Des Weiteren schafften die Verbindungen ihren Aktiven im Feld ein Forum, in welchem sie Erlebnisse mit der Heimat teilen konnten.

„Ist nicht auch eine Kriegsnummer der Münchenzeitung ein Dokument historischer Bedeutung, das in den Archiven unseres Bundes einen hervorragenden Platz beanspruchen darf? Muß unseren Epigonen in der Munichia vor Stolz und Dankbarkeit nicht das Herz höher schlagen, wenn sie dereinst in den Analen von den Taten unserer Helden, von ihren Gelöbnissen und ihrem Ergehen lesen? (...). Es ist unsere Pflicht den Epigonen in der Munichia dies Vermächtnis zu hinterlassen“⁶⁴⁴.

Die Erwartungen in der Heimat an solche Berichte waren demnach recht groß. Nicht schlichte Eindrücke wollte man in der Heimat lesen, sondern Zeugnisse von großen Schlachten und Heldentaten der Bundesbrüder. Die Berichte dieser „Eisernen Jugend“ sollten im Gedächtnis der Korporation bewahrt und für die Nachwelt dokumentiert werden. Dies ist auch gelungen, denn viele Briefe haben die Zeit nur überdauert, weil sie in eben diesen Zeitschriften veröffentlicht worden sind. Doch schon im Anspruch, eine Überlieferungstradition zu begründen, schränkten die Verbindungen den Kontakt zu ihren Kommilitonen im Feld ein.

„Eure Briefe und Karten sind es, die in ihrer Frische und heiteren Derbheit uns Herz und Sinn verjüngen. Sie klingen immer wieder und wieder in den begeisterten Schlußton aus: ‚Nur Geduld! Fällt’s auch schwer. Wir dringen durch. Wir siegen!‘“⁶⁴⁵.

Wer wollte schon angesichts solcher Erwartungen die Bundesbrüder enttäuschen, indem er mal kritische Töne anschlug? Somit waren die Verbindungen nicht als Anlaufstelle für die Studenten geeignet, um sich richtig ausschimpfen und -heulen zu können. Dies blieb dem Kreis der Familie vorbehalten. Trotzdem gelangte schon mal der eine oder andere Brief, der eigentlich an die Familie gerichtet gewesen war, in die Blätter der Korporationen, welcher auch etwas Kritik enthielt. In den meisten Fällen geschah dies posthum. Allerdings hatten in diesen Fällen die Angehörigen entschieden, was der Korporation und Öffentlichkeit mitgeteilt werden sollte, und nicht die Verfasser selbst.

⁶⁴³ Bundeszeitung der Grünen Hannoveraner zu Göttingen, 3. Kriegsnummer, 15. Februar 1915, 4. Jg., S. 3.

⁶⁴⁴ MZ Nr. 36, 1. Kriegsnummer, Mai 1915. o.S.; in ähnlicher Form auch in der Bundeszeitung der Grünen Hannoveraner zu Göttingen, 3. Kriegsnummer vom 15. Februar 1915, 4. Jg, S. 3.

⁶⁴⁵ B.Bl. Nr. 5, 1. Juni 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 93.

Daher liest man kaum Kritisches in diesen Breifen. Aber es war auch den Alten Herren zu Hause nicht verborgen geblieben, dass die Begeisterung der ersten Tage verflogen war. Diese Zurückhaltung wurde in der Heimat als Durchhalten und Treue zu den alten Idealen verstanden. Und dies erfüllte die Alten Herren mit Stolz.

„Der Grundton, auf den unsere Feldpostkarten gestimmt sind, hat sich unzweifelhaft geändert. Die Zeit der hochlodernden Kriegsbegeisterung, gesättigt mit jugendlichem Überschwange, ist vorbei; trotzdem sind unsre Brüder keine schlechteren Kämpfer geworden (...). So ist der neue Grundton tiefer, aber voller, ernster, aber kräftiger, nicht mehr festlich froh wie helles Läuten, sondern feierlich wie der Schall der großen Glocken“⁶⁴⁶.

Solche Äußerungen, so gut sie auch gemeint waren, verbesserten nicht den Dialog zwischen Heimat und Front. Sie zeugen vielmehr davon, dass man in der Heimat missdeutete, warum diese jugendliche Begeisterung verschwunden war. Statt dessen erhöhten sie einerseits ihre kämpfenden Mitglieder zu Helden, die alles, auch ihr Leben, für das Vaterland gaben. Andererseits erniedrigten sie die Studenten auch zu Opfern, die nun nicht klagen durften, sondern ihr Schicksal ohne Murren hinzunehmen hatten.

„So, als der besten Zeugen unseres Opfermutes, denken wir eurer. Den Tränen wehren wir nicht. Ihr seid ihrer wert. Doch höher als eigene Trauer steht die stolze Freude, daß wir euch der großen Sache opfern durften“⁶⁴⁷.

Dennoch blieb der Kontakt zwischen Korporationen und Studenten recht intensiv. Und nicht nur über die Feldpost suchten die Aktiven einen Weg, um mit ihrer Verbindung in Berührung zu bleiben. Sie nutzen darüber hinaus die kurzen Tage des Fronturlaubes oder die Fahrt vom Lazarett oder Lehrgang ins Feld, um einmal persönlich den heimischen Bund und die zurückgebliebenen Bundesbrüder zu besuchen. Hiervon geben sehr beredt zum Beispiel die Semesterberichte aus den Sängerschaften in der Akademischen Sängerezeitung und auch die Korporationsgeschichten im Allgemeinen Auskunft.

Dass solche Zusammenkünfte im späteren Verlauf des Krieges nicht nur von Harmonie, sondern durchaus von Bitternis gekennzeichnet sein konnten, davon zeugt die Chronik der Sängerschaft Arion Leipzig.

„Die verhängnisvolle Auseinanderreißung von Feld und Heimat wirkt sich selbst im Arion nachteilig aus. Der Feldgraue fühlte sich in eine ihm fremd gewordene, allzu kleinliche Welt versetzt, der Daheimgebliebene wiederum fühlte sich verletzt und abgestoßen, wenn die rasch Urteilenden aus dem Feld die Heimat in Bausch und Bogen abkanzeln und die wirtschaftlichen Schwierigkeiten, die tausend Hemmungen der Bürokratie und der sozialen Rücksichten leugneten oder bekämpften. Zwischen das Empfinden hier und dort drängte sich eine ganze Welt und das Sichverstehen wurde immer schwerer“⁶⁴⁸.

⁶⁴⁶ ASZ Nr. 6, Januar 1916, 21. Jg. S. 92f.

⁶⁴⁷ B.Bl. Nr. 5, 1. Juni 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 94.

⁶⁴⁸ Hohlfeld, Geschichte der Sängerschaft Arion, S. 82f.

Die Geschichte des Arion belegt, dass der Krieg die kämpfenden Bundesbrüder zum Teil verändert hatte. Mit der Zeit hatten sie sich von ihren Kommilitonen in der Heimat entfremdet, hatten andere Sorgen und Nöte und somit wenig Verständnis für die Daheimgebliebenen. Dies darf jedoch nicht verallgemeinert werden. Oftmals hatten die Verbindungsstudenten während des Krieges überhaupt nicht die Möglichkeit, an das alte Korporationsleben anzuknüpfen. Eine große Zahl von Korporationen mussten bei Kriegsausbruch suspendieren, da die Aktivitas geschlossen ins Feld gezogen war⁶⁴⁹. Dann ergab sich nur die Möglichkeit, im privaten Rahmen die alten Freunde zu treffen, oder an der Front.

Im Fall der Sängerschaft Arion scheint es so gewesen zu sein, dass es zwar einen brieflichen Austausch untereinander gegeben hatte, doch konnte keine der Seiten ihre Welt der anderen verständlich machen. Wie im familiären Rahmen, so trennte der Krieg auch in den korporativen Kreisen die Studenten an der Front von den ehemaligen Freunden und Bundesbrüdern in der Heimat mehr und mehr.

Weniger kommunikativ, aber nicht minder wichtig, war der Versand von sogenannten Liebesgaben ins Feld. Ebenso wie die Familien ihren Söhnen an die Front Essen, Tabak, Alkohol und manch anderes Nützliche und Unnütze schickten, bedachten auch die Korporationen ihre Mitglieder mit allerlei Spenden. Im Kreis der Verbindung sammelten die Bundesbrüder und nicht wenige Ehefrauen, Mütter und Schwestern der Mitglieder für ihre Soldaten. Dabei nahmen sie oftmals große Opfer auf sich, sowohl an Zeit als auch an Geld⁶⁵⁰. So richtete die Turnerschaft Munichia in München eine Liebesgabensammelstelle ein, an die die Bundesbrüder ihre Spenden für Mitglieder im Feld richten konnten⁶⁵¹. In ähnlicher Weise verfahren viele andere Verbindungen.

„Dass der Bund trotz der schlechten Zeiten noch so viel schickt, ist kaum hoch genug anzuerkennen, u. deshalb war meine Freude um so grösser“⁶⁵².

Damit wollten die Mitglieder in der Heimat ihre Verbundenheit mit den Kämpfenden demonstrieren und hofften so, das Band untereinander durch die schweren Zeiten stark zu halten. Immerhin erhielten die Soldaten von den unterschiedlichsten Seiten Liebesgabenpakete, da wollten die Studentenverbindungen nicht hinten anstehen.

⁶⁴⁹ So die V.C. Turnerschaften Asciburgia Würzburg in UAW 2989, und Munichia München, vgl. Walter Goetz, Konrad Bahr, Die Munichenchronik, Geschichte der Turnerschaft Munichia in München, 1883-1923, Augsburg 1963, S. 144. Die Verbandszeitschriften geben darüber sehr detailliert Auskunft. Die meisten Verbindungen waren im August 1914 der Auffassung, dass der Krieg vor Ende des Wintersemesters siegreich beendet sein würde, so dass sie sich leichtherzig vertagten. Die Verbindungshäuser, wo vorhanden, wurden dann zumeist großzügig dem Roten Kreuz zur Versorgung der Verwundeten zur Verfügung gestellt, vgl. UAW 2090. Mit dem weiteren Verlauf des Krieges auf unbestimmte Zeit öffneten viele Verbindungen wieder, allerdings nicht alle.

⁶⁵⁰ Vgl. Rohrer, Vitruvia im Weltkrieg, S. 4; Hohlfeld, Geschichte der Sängerschaft Arion, S. 79f, 80.

⁶⁵¹ Goetz/Bahr, Munichenchronik, S. 145.

⁶⁵² Feldpostbrief von Molden in Rieß, „Saxo-Guestphalia“, S. 122.

Andererseits unterstützen die Studenten im Feld auch die Korporationen in der Heimat. So zahlten sie in vielen Fällen weiter ihre Beiträge, insofern sie dazu in der Lage waren⁶⁵³. Und schließlich darf auch nicht übersehen werden, dass die Studenten die Korporationen ständig über ihren Aufenthaltsort und ihren Status auf dem Laufenden hielten, ganz so wie die eigenen Familien.

Dies belegt, dass ein Großteil der Verbindungsstudenten Wert auf den Kontakt mit ihrer Verbindung legten und alles in ihrer Macht Stehende taten, um diesen zu ermöglichen. Das galt vor allem für die Zeit des Stellungskrieges. Während der turbulenten Zeit des Bewegungskrieges hatten die Korporationen hingegen einige Mühe, ihre Bundesbrüder an der Front zu finden und zu erreichen.

„Die Verbindung mit dem Bund in der Heimat, dauernd belebt durch die Verbandszeitschriften, Kriegsausgaben der Bundeszeitungen und Zusammenkünfte im Felde, ist auch, wo sie durch den Krieg gelockert schien, wieder angeknüpft“⁶⁵⁴.

Bei all dieser Mühe und Sorge umeinander wundert es nicht, dass mit Ende des Krieges die allermeisten Mitglieder wieder zu ihren Korporationen zurück kehrten, sich aktiv im Verbindungsleben am Hochschulort beteiligten und am Wiederaufbau mithalfen. Austritte nach dem Krieg von Kriegsteilnehmern waren zumeist darauf zurück zu führen, dass der betroffene Student entweder den Studienort wechselte oder aufgrund der angespannten persönlichen und wirtschaftlichen Lage das Studium nicht wieder aufnahm, aber selten darauf, dass jemand den Bezug zur Verbindung verloren hatte.

3.4.4 Kontakt zu anderen studentischen Organisationen

Darüber hinaus gab es, wie eingangs erläutert, neben den Korporationen andere studentische Organisationen, wie etwa den DCSV oder das Freistudententum. Diese veröffentlichten wie die Korporationen Zeitschriften, die sich nicht nur an ihre Mitglieder, sondern auch ganz allgemein an Studenten richtete. In ihren Geschäftsstellen gingen so gleichfalls Feldpostbriefe von Studenten ein. Doch blieben diese weitgehend unpersönlich⁶⁵⁵. Ein vergleichbarer familiärer Kontakt wie zwischen den Korporierten und deren Bünden kam dabei nicht zustande. In der Regel beschränkten sich die Karten auf Grüße aus dem Feld und Dank für die Zusendung von Liebesgaben oder Zeitschriften. Im Gegensatz zu den Korporationen war der Zusammenhalt loser. Es fehlte vor allem der persönliche Kontakt der Mitglieder untereinander.

⁶⁵³ Vgl. Kriegsgrundschreiben vom 23. August 1914 der Landsmannschaft Saxo-Guestphalia (heute Landsmannschaft Saxo-Suevia) in Rieß, „Saxo-Guestphalia“, S. 45.

⁶⁵⁴ ATZ Nr. 9, 15. August 1915, 32. Jg., S. 197.

⁶⁵⁵ Vgl. dazu die Sammlung von Feldpostkarten des DCSV im Archiv des Instituts für Hochschulkunde Würzburg.

3.4.5 Kontakt zur Universität

Der Vollständigkeit halber muss noch erwähnt werden, dass auch die Hochschulen ihre Schüler an der Front nicht vergessen hatten. So sandten die Universitäten, zumindest in den ersten Kriegsjahren, zu Weihnachten und Ostern Grüße an ihre Hochschüler⁶⁵⁶. Weiter veröffentlichten die Hochschulleitungen Listen der Kriegsteilnehmer ihrer Universitäten vom Dozenten über die Studenten bis zum einfachen Universitätsangestellten, inklusive einer Gefallenentafel⁶⁵⁷. Daneben sammelten die Hochschulen Liebesgaben, um damit ihre Angehörigen im Feld zu bedenken. Diese enthielten in der Hauptsache neben alltäglichen Dingen Bücher, damit die Studierenden an der Front auch geistige Nahrung erhielten. Diesen Liebenswürdigkeiten gedachten die Hochschüler mit Karten, die an ihre Alma Mater gerichtet waren. Allerdings bestand kein engerer Kontakt zwischen Hochschülern und Universität. Es wurden keine Erlebnisse ausgetauscht oder andere Dinge über den Weg der Feldpost diskutiert. Allenfalls studientechnische Angelegenheiten wurden schon einmal angefragt⁶⁵⁸. Hinweise für einen individuellen Kontakt zwischen Hochschule und Hochschüler ließen sich nicht finden, so dass die Beziehung auf einer unverbindlichen Ebene verblieb. Daneben gab es Hinweise, aber leider keine unmittelbaren Belege und Quellen für einen persönlichen Kontakt zwischen Professoren und Hochschülern.

3.4.6 Zusammenfassung

Als Ergebnis lässt sich zusammenfassen, dass die Studenten den Kontakt in die Heimat suchten. Sie pflegten den Kontakt zu ihren Familien, studentischen Organisationen und den Universitäten, also nicht nur zum engen Kreis der Angehörigen, sondern zu ihrem gesamten sozialen Umfeld. Und umgekehrt bemühten sich diese Gruppen, die Beziehung aus der Friedenszeit nicht abreißen zu lassen. Das Medium zur Aufrechterhaltung der Beziehungen aus der Vorkriegszeit waren in der Hauptsache die Feldpostbriefe. Sie dienten dabei als ein Mittel, sich der Zugehörigkeit zur Heimat und der sozialen Umwelt zu versichern, so wie den anderen Soldaten auch⁶⁵⁹. Diese vermittelte ihnen das Gefühl, nicht vergessen worden zu sein. Die Heimat war ein Ort des Friedens, zu dem sich jeder im Krieg hingezogen fühlte, ein Platz, zu dem sie am Ende des Tötens zurückkehren konnten. In diesem Punkt unterschieden sich

⁶⁵⁶ So „Ein Weihnachtsgruß der Universität Jena an unsere Kommilitonen im Felde, Weihnachten 1915“ im UAJ AZ. C 2029, S. 82ff. Im März 1916 schrieb die Universität Würzburg die Eltern ihrer Studierenden an, um Feldadressen für eine Ostergabe zu ermitteln, in UAW Az. 2089.

⁶⁵⁷ z. B. Universität Jena in UAJ AZ. C2029, S. 97 in einem Heft mit dem Titel „Die Universität Jena während des Krieges 1915 | Personalnachweis und Bekanntmachungen“ im Stand von 1916. Solche Hefte kamen auch an anderen Hochschulen mehr oder weniger regelmäßig heraus.

⁶⁵⁸ So die Anfrage des Studenten Emil Kitzing, ob ihm nicht 5 philologische als ein klinisches Semester angerechnet werden könnten. Er habe während dieser Zeit Vorlesungen über Physiologie gehört und die Vorprüfung bestanden. Er brauchte die Anrechnung, um zum Feldunterarzt befördert zu werden, ansonsten habe er keine Aussichten auf Beförderung. Vgl. UAJ Az. C 2029, S. 36.

⁶⁵⁹ Vgl. Reimann, Die heile Welt im Stahlgewitter, S. 134.

die Studenten nicht von den übrigen Soldaten, denen der Kontakt nach Hause von ähnlicher Bedeutung war⁶⁶⁰.

Den intimsten Kontakt unterhielten die Studenten mit ihrer Familie, den Eltern und Geschwistern. Diese stellten den engsten Kreis des Vertrauens dar, bei ihnen hatten die Studierenden das Gefühl, sich vollkommen offen mitteilen zu können.

Doch führten die unterschiedlichen Wahrnehmungen und das andere Erlebnis des Krieges dazu, dass zwischen Familien und Söhnen eine Kluft entstand. Zwar entfremdeten sich die Studenten nicht völlig von ihren Angehörigen, doch entwickelten sich die Vorstellungen vom Krieg auseinander. Die Studenten bekamen mehr und mehr das Gefühl, die Heimat würde sie nicht verstehen, so dass sie die Beziehung zu der Familie auf das Familiäre und Private beschränkten. Den Krieg aber, den die Heimat nicht verstand, nicht verstehen konnte, klammerten sie zunehmend aus. Somit wurden die Kriegserfahrungen zu Erlebnissen und Eindrücken, die sie nicht mit ihren Lieben daheim teilen konnten. Diese mussten die Kriegsfreiwilligen alleine verarbeiten.

Die Söhne an der Front hatten sich durch den Krieg verändert und waren nicht mehr die Heranwachsende, sondern Soldaten, Vorgesetzte. Sie hatten gegenüber dem Elternhaus quasi über Nacht eine Selbstständigkeit erlangt und waren gewaltsam abgenabelt worden, was die familiären Bande belasten musste.

Andererseits wuchsen daheim die Sorgen und Probleme, da das tägliche Leben immer stärker durch den vom Krieg verursachten Mangel eingeschränkt und beschwert wurde. Mit diesen Problemen wollten sich jedoch die Studenten nicht belasten. Sie hatten ihrerseits keine Vorstellung davon, was ihre Familien in der Heimat erdulden und entbehren mussten. Angesichts ihrer eigenen existentiellen Nöte an der Front wirkten diese Sorgen auf sie wie Nachrichten aus einer fernen, fremden Welt. Emotional hinterließen die traumatischen Erlebnisse an der Front und die lange räumliche und zeitliche Trennung von der Familie Spuren in den Seelen der Studenten. Sie fühlten mittlerweile anders, waren angesichts des täglichen Todes und Verwundungen abgestumpft. Auch konnten sie sich nicht noch mit den Sorgen der Heimat beladen, angesichts der allgegenwärtigen Angst um ihre nackte Existenz, mit der sie jeden Tag konfrontiert wurden.

Die Briefe dienten nun in der Hauptsache dazu, den Kontakt in die Heimat nicht gänzlich abreißen zu lassen. Dieser bloße Kontakt war aber für viele Studierenden ein wichtiges Gegenstück zum Alltag des Krieges, der ihnen Halt gab und sie wieder aufrichten konnte.

Die Studentenverbindungen waren ebenfalls sehr bemüht, die Beziehung zu ihren Mitgliedern nicht zu verlieren. Die in der Heimat zurückgebliebenen Mitglieder betrachteten es daher als eine Pflicht, den Kontakt aufrecht zu erhalten, damit die anderen an der Front eine akademische Heimat nach Ende des Krieges vorfinden würden. Auch die Versorgung der Bundesbrüder im Feld durch Liebesgaben, meist Rauchwaren und Lebensmittel, stellte eine wichtige Aufgabe dar, welche die Bünde in der Heimat für ihre Mitglieder übernahmen. Die Korporationen stellten ihre Netzwerke auf die Gegebenheiten des Krieges um, wodurch sie ihre jungen Mitglieder im Krieg betreuen konnten. Die Verbindungen waren bemüht, das familiäre Verhältnis der Mitglieder untereinander nicht einschlafen zu lassen. Sie sahen es als eine wichtige Aufgabe, ständig über den Aufenthaltsort und die Verfassung ihrer Mitglieder

⁶⁶⁰ Buschmann, Der verschwiegene Krieg, S. 217.

auf dem Laufenden zu sein und diese auch die anderen wissen zu lassen. Dennoch wurde das Verhältnis der Studenten im Feld zu ihren Kommilitonen in der Heimat im Laufe des Krieges gespannter, vergleichbar mit der Beziehung der Familien mit ihren Söhnen und Brüdern.

Trotzdem entwickelte sich der Kontakt zwischen Korporationen und Studenten nicht so eng, wie zwischen den Familien. Die Studentenverbindungen hatten eine gewisse Erwartungshaltung an ihre Mitglieder, vor und auch während des Krieges. Die Studenten blieben daher an der Front bemüht, diesen Anforderungen so gut es ging gerecht zu werden.

Die Korporationen waren außerhalb der Familien jedoch nicht die einzigen studentischen Organisationen, die sich die Mühe machten, mit den Studenten in Verbindung zu bleiben. So nahmen die Universitäten regen Anteil am Schicksal ihrer Schüler. In den ersten Kriegsjahren sandten sie mehrfach Liebesgaben und Grüße von der Alma Mater an ihre Musensöhne ins Feld hinaus. Zu einem regen Austausch von Nachrichten oder sogar zu einem Briefverkehr mit persönlichem Inhalt zwischen Hochschulen und Studenten kam es allerdings nicht. Der Kontakt vollzog sich lediglich auf einer unpersönlichen Ebene und ging zumeist einseitig von den Universitäten aus. Als die Universitäten immer stärker in ihrem Betrieb durch den Krieg eingeschränkt wurden, konnten sie diesen Kontakt nicht mehr aufrecht halten und stellten ihn ein.

Schließlich gab es noch andere studentische Organisationen, wie etwa die Freistudentenschaft oder die Deutsche Christliche Studentenvereinigung, die Kontakt mit den Studenten an der Front hielten. Ähnlich wie bei den Universitäten herrschte nur ein loser Briefverkehr zwischen den Studenten und diesen Organisationen. In der Hauptsache beschränkte sich der Kontakt auf die Herausgabe von Zeitschriften, wie etwa „Die Furche“. Im Gegenzug schrieben die Studenten kurze Grüße und Gedanken zum Krieg an die Redaktion, die zum Teil abgedruckt wurden. Doch ein persönlicher Briefkontakt, wie bei den Familien und zum Teil auch bei den Verbindungen, fand nicht statt. Die Beziehung war ähnlich unpersönlich wie zu den Universitäten.

Insgesamt betrachtet, gab es für Studenten eine Fülle von Möglichkeiten, Kontakt mit der Heimat zu halten. Und es waren viele Menschen aus dem akademischen Umfeld in der Heimat bemüht, eben diesen Kontakt zu den Studenten zu halten. Wenn auch Hinweise auf eine Entfremdung zwischen Front und Heimat im langen Verlauf des Krieges vorliegen, so ist auf der anderen Seite der rege Austausch mit der Heimat, über die eigene Familie hinaus, beeindruckend.

Das alte soziale Umfeld in Deutschland blieb an der Front Teil des Lebens der Studenten. Mussten sie dort auch mit Mitgliedern anderer Schichten zusammenleben, so erinnerte sie die Heimat doch regelmäßig an ihren eigentlichen Stand, an ihre künftige Stellung und zukünftige Aufgaben. Gerade außerhalb des Familienkreises waren die alten Strukturen von Gesellschaft und Staat, in welche die Studierenden im Frieden eingebettet gewesen waren, darum bemüht, ihren Einfluss auf die Studenten nicht zu verlieren. In ihren Briefen und anderen Schriften, die sie ins Feld schickten, hielten sie das Bild der ersten Kriegstage und die Erwartung dieser Zeit gegenüber den Studenten aufrecht. Bernd Ulrich spricht von einem Erwartungsdruck⁶⁶¹. Vor allem die Zeitungen und Mitteilungsblätter der Korporationen vermittelten den Aktiven an der

⁶⁶¹ Ulrich, Die Augenzeugen, S. 172.

Front diesen Erwartungsdruck, indem sie ein Bild eines Kriegsfreiwilligen gebrauchten, welches die Burschen und Füchse in den Schilderungen ihrer Erlebnisse zu erfüllen hatten⁶⁶². Ideologisch ähnlich, aber nicht so intensiv in der Zahl der Briefe und Publikationen, übten auch die anderen studentischen Organisationen und Universitäten einen solchen Druck auf die Studierenden aus.

Aber auch die Tagespresse mit ihrer Darstellung des Krieges war eine Quelle des Erwartungsdruckes. Daher bemühten sich die Studenten immer wieder, vor allem ihre Familien darauf hinzuweisen, dass die Schilderungen der Zustände im Krieg in den Zeitungen nicht der Realität entsprachen. Diesen Widerspruch hat auch Nikolaus Buschmann in seiner Analyse der Kommunikation zwischen Front und Heimat feststellen können⁶⁶³. Auf diese Weise versuchten sie – unbewusst – diesen Erwartungsdruck zu verringern.

Die Studentenschaft hatte zwar die Universitäten verlassen, um in den Krieg zu ziehen, doch ließen sie nicht den Kontakt zur alten Welt abbrechen. Sie waren zwar räumlich aber nicht ideologisch von der akademischen Heimatfront in Deutschland getrennt. Bindeglied zur ideologischen Heimat waren dabei offenbar die Korporationen. Zwar herrschte zu den Familien der engste Kontakt, doch repräsentierten die Verbindungen und deren Dachverbände stärker das Bildungsbürgertum und waren somit stärker ideologische und soziale Heimat, da sie an das Leben nach dem Studium anknüpften und darauf auf ihre Art und Weise vorbereiteten.

Eine enge Beziehung allgemein zur heimatlichen Studentenschaft, die sich während des Krieges im Gegensatz zur Friedenszeit dann auch noch aus einer großen Zahl von weiblichen Studierenden zusammensetzte, lässt sich nicht feststellen. Auch die Finken, die nicht korporierten Studenten, bedurften in der Regel der Unterstützung der freistudentischen Verbände oder anderer, meist christlicher Organisationen wie dem DCSV, um über die Familie hinaus mit der akademischen Welt in Kontakt zu bleiben. Der Einzelne gedachte gelegentlich seiner Alma Mater, doch im gegenseitigen Kontakt standen offenbar die Wenigsten.

Über den Zeitraum des Krieges betrachtet kann man eine Veränderung in dem Verhältnis zur Heimat feststellen. Je länger der Krieg andauerte, je schwerer die Lebensumstände für beide Seiten wurden, desto mehr lebten sich Heimat und Front auseinander. Vor allem das Fehlen der totalen Hingabe für die Bedürfnisse der Front belastete die Beziehungen. Die Studenten waren es gewohnt, als Helden verehrt zu werden, die in den Gedanken der Heimat über allem und an erster Stelle standen. Jedoch mit fehlendem Erfolg mussten sie sich Fragen gefallen lassen, die sie nicht beantworten konnten und die an ihnen selbst nagten - wann werden wir siegen? Die Frontstudenten hatten sich bereits daran gewöhnt, ihren Horizont nur auf das nackte Überleben auszurichten, die Heimat noch nicht. So entfernten sich beide Seiten mehr und mehr und standen sich gegen Ende des Krieges fremd gegenüber. Sicher nicht unbedeutend in diesem Zusammenhang war, dass es anscheinend der Heimat nicht gelang, die großen Enttäuschungen der Studenten an der Front nachzuvollziehen. Und selbst wenn sie es verstanden hätten, was hätten sie ändern können?

⁶⁶² Vgl. auch Buschmann, *Der verschwiegene Krieg*, S. 213f.

⁶⁶³ Ebd., S. 209f.

Die Erlebnisse der Studierenden im Kampf, mit den Kameraden, ihre Erfahrungen, die sie daraus gezogen hatten, sie konnten sie nicht mit der Heimat teilen. Denn die Menschen in Deutschland hatten keine Veranlassung, ihre Mentalität gegenüber dem Krieg und den Vorstellungen des Lebens an der Front und in der Armee zu ändern. Während die Studenten ihren Horizont erweitert hatten, blieb den Menschen daheim der wirkliche Krieg fremd. Dies war auch eine, enttäuschende, Erfahrung, die nun die Hochschüler machen mussten.

„Deutschland, Deutschland, über alles, über alles in der Welt (...)“

Lied der Deutschen, Hoffmann von Fallersleben.

3.5 Feindbilder

Mit dem Krieg kamen nicht nur neue Erfahrungen auf der physischen Ebene von Gewalt, Kampf und Tod auf die studentischen Soldaten zu; er war zugleich für die meisten die erste und oftmals auch einzige Gelegenheit, jemals das Heimatland zu verlassen und fremde Länder und Kulturen kennen zu lernen. Damit bekamen die Soldaten die Möglichkeit, sich einen, zugegebener Maßen sehr beschränkten, Eindruck über die Nachbarvölker zu verschaffen. Hier konnten sie gleich vor Ort Klischees und Vorurteile überprüfen. Daher soll nun den Feindbildern Beachtung geschenkt werden, also der Sichtweise auf die Gegner. Dieses erlaubt zudem auch Rückschlüsse über die Sicht auf das eigene Volk.

Aber wer ist Feind und wer nicht? Ist nur der Feind, der gegen einen kämpft, oder muss der Begriff weiter gefasst werden? Hier hilft die Definition des Politikwissenschaftlers Franz Kernic weiter, der ausgehend vom Nationalismus alles als feindlich definiert, was der eigenen Nation im Wege steht, ganz unabhängig von den politischen Maßnahmen, der Größe oder Heeresstärke der anderen Nation⁶⁶⁴. Dies bedeutet auf den Ersten Weltkrieg übertragen, dass nicht nur die Ententemächte als Feinde gesehen werden konnten. Auch Ethnien ohne Staat und eigene Interessen im Krieg, die aber im Konfliktgebiet lebten, wie etwa die Polen oder Balten, konnten so als Feinde betrachtet werden. Dies kann sogar Minderheiten im eigenen Land einschließen, zum Beispiel Juden, Katholiken, oder politisch unliebsame Gruppen wie die Sozialdemokraten.

Feindbilder sind zumeist durch Vorurteile und Stereotypen bestimmt. Sie beziehen sich dabei auf ein bestehendes Wertesystem, zumeist die eigene Kultur und das eigene Umfeld. Daher stehen diese Stereotypen und Vorurteile im negativen Kontrast zum Selbstbild. Sie werten das eigene Bild und Selbstwertgefühl auf und schaffen die Illusion einer eigenen homogenen Gruppe gegenüber differenzierten Fremdgruppen⁶⁶⁵. Das Feindbild lässt somit Rückschlüsse auf das Eigenbild zu, wobei diesem eine idealisierte Sicht zuzuordnen ist, denn die Fremddarstellung ist auch immer in gewisser Weise eine Selbstdarstellung⁶⁶⁶. Diese Erkenntnis lässt sich ohne Weiteres von der Einzelperson auf größere Gruppen, sogar ganze Nationen übertragen⁶⁶⁷.

In einem Feindbild sind diese Vorurteile und Stereotypen allerdings erheblich gesteigert und gipfeln in einer totalitären Form, zugespitzt auf eine antagonistische Formel von Gut und Böse, These und Anti-These. Hierbei wird dem Feind möglichst alles Negative und

⁶⁶⁴ Kernic, Krieg, Gesellschaft und Militär, S. 252.

⁶⁶⁵ Hans-Michael Bernhardt, Voraussetzung, Struktur und Funktion von Feindbildern, in Feindbilder in der deutschen Geschichte, Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. Christoph Jahr, Uwe Mai, Kathrin Roller, Berlin 1994, S. 9-24, S. 11f., S. 16f.

⁶⁶⁶ Bernhardt, Feindbilder, S. 12; Peter Hoeres, Die Slawen, in Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 179-200, S.181.

⁶⁶⁷ Bernhardt, Feindbilder, S. 13.

Schädliche unterstellt. Ein Feindbild erweckt somit auch Ängste und spielt mit diesen. Daher beruhen sie nicht auf Tatsachen, sondern vielmehr auf der Wahrnehmung des Feindes⁶⁶⁸.

Der Feind, also praktisch alles außerhalb des Deutschen Reiches, war für den allergrößten Teil der Bevölkerung fremd. Die große Mehrzahl der Deutschen verfügte über keine eigenen Erfahrungen mit anderen Nationen und Völkern. Sehr viele, auch unter den Studenten, reisten mit den Armeen das erste Mal in ihrem Leben in ein fremdes Land - wenn auch unter ungewöhnlichen Umständen. Zwar waren auch ausländische Studierende an deutschen Hochschulen immatrikuliert, doch hielten sie keinen engen Kontakt zu ihren deutschen Kommilitonen. Darüber hinaus begegnete man sich lediglich auf akademischem Boden und nicht im privaten Bereich. Der Krieg bot die erste Gelegenheit, wenn auch stark eingeschränkt und unter ungünstigsten Bedingungen, sich in der Fremde einen Eindruck über die Menschen und Kulturen der europäischen Nachbarn zu verschaffen. Selbstverständlich waren die Voraussetzungen, unter denen dieses Kennenlernen stattfand, denkbar schlecht. Allerdings ergab sich für die meisten nie wieder vor oder nach dem Krieg eine solche Gelegenheit. Näher waren sie niemals anderen Nationen begegnet.

So resümierte ein junger Burschschafter gegen Ende des Krieges im Sommer 1918 in einem Brief an die Korporation seine Erlebnisse in der Fremde wie folgt:

„Ich han, wie Walther von der Vogelweide, der Lande viel gesehen in Ost und West und habe wie Odysseus vieler Völker Sitten und Gebräuche kennen gelernt“⁶⁶⁹.

Diese Aussage lässt gleich mehrere Interpretationen zu. Zum einen deutet sie auf die neuhumanistische Bildung des Studenten hin, der seine Situation mit romantisch-mittelalterlichen und antiken Figuren verglich. Er setzte sich mit Walter von der Vogelweide als einem Minnesänger, einem echten Ritter, einem Gebildeten und gleichzeitig einem Krieger gleich. Und der Krieg erschien ihm wie die gefährlichen Abenteuer des Odysseus, der auf seiner Rückfahrt vom trojanischen Krieg durch seine Irrfahrten die exotischsten Länder der damals bekannten Welt kennen lernte. Der Burschschafter hatte es ihnen nun gleich getan und seinerseits fremde Länder und Kulturen entdecken, den Rand seiner zivilisierten Welt bereist. Darin kann man den großen Einfluss der humanistischen Bildung der Studenten auf ihre Denk- und Blickweise erkennen. Der Krieg war für die Studenten somit auch eine Reise⁶⁷⁰.

Im Folgenden soll jedoch nicht der Krieg als Reise betrachtet werden, sondern die Untersuchung bezieht sich auf das Feindbild, also die Darstellung des Gegners. Dabei soll, wo möglich, auch wieder der Frage nach Entwicklungen nachgegangen werden, also ob die Beschreibungen sich im Laufe des Krieges veränderten.

⁶⁶⁸ Ebd., S. 13f.

⁶⁶⁹ B.Bl. Nr. 8, 31. August 1918, 32. Jg., SH 1918, S. 119.

⁶⁷⁰ Ganz allgemein zu der Thematik des Ersten Weltkrieges als Reise siehe: Der Krieg als Reise, Der Erste Weltkrieg – Innenansichten, hg. v. Sabine Autsch, Siegen 1999. Das Buch ist begleitend zu einem Studentenprojekt und Ausstellung der Universität Siegen entstanden.

Im Nachfolgenden werden die einzelnen Nationen nach den Kriegsschauplätzen in West- und Ostfront unterteilt. So wie sich der Krieg in zwei Sphären aufteilte, so soll auch die Analyse sich grob in zwei Teile gliedern. Diese Trennung zwischen westlichen und östlichen Nachbarn war schon vor dem Krieg üblich. Der Osten war Deutschland immer ferner, der Westen kulturell und wirtschaftlich näher.

Dann differenziere ich bei den jeweiligen Nationen zwischen Soldaten und Zivilbevölkerung. Diese Unterscheidung erscheint notwendig und sinnvoll, da die jungen Soldaten in unterschiedlichen Kontexten auf diese beiden Gruppen trafen. Dies ist eine Trennungslinie, die im Krieg sehr genau und eng gezogen wurde. Zivilisten hatten sich nach Auffassung des Militärs nicht an den Kampfhandlungen zu beteiligen. Das Gewaltmonopol lag im Krieg bei den Soldaten. Zivilisten, die sich in die Kämpfe einmischten, waren nach Auffassung des Militärrechts Partisanen, im Westen seit dem deutsch-französischen Krieg als Franktireurs bezeichnet⁶⁷¹. Sie verstießen nach deutscher Auffassung gegen die Gesetze des Krieges und waren dafür in der Regel mit dem Tode zu bestrafen. Darum genossen sie nicht den Schutz der übrigen Zivilbevölkerung.

Und nicht zuletzt werde ich versuchen, den von den Studenten vermittelten Gesamteindruck des jeweiligen Landes, sofern dies möglich ist, herauszuarbeiten.

Weiter werde ich im Rahmen dieser Untersuchung kurz auf die verbündeten Nationen eingehen. Diese zählte man während des Krieges natürlich nicht zu den Feinden des Reiches, allerdings waren auch sie den meisten fremd. Gegenüber diesen finden sich ebenfalls Stereotype und Vorurteile – man denke etwa an den „Kamerad Schnürschuh“ – , welche nun auch in den Briefen der Studenten untersucht werden sollen.

Feinde und damit Feindbilder kann eine Gesellschaft nicht nur außerhalb ihres Kreises, sondern auch in ihrem Inneren wahrnehmen⁶⁷². Daher werde ich am Schluss dieses Kapitels auch nach inneren Feindbildern suchen. Als innerer Feind rückten zumeist nicht voll integrierte und nicht konforme Gruppen der Bevölkerung⁶⁷³ ins Visier, so dass für das deutsche Reich die deutschen Juden und die Sozialdemokratie betrachtet werden.

3.5.1 Westfront

Die Kämpfe und der Alltag an der Westfront waren geprägt vom Stellungskrieg. Im Gegensatz zum Osten blieb Ende des Jahres 1914 der Bewegungskrieg in Flandern und Nordfrankreich stecken. Durchbrüche und militärische Erfolge wie gegen die russischen Truppen erreichte die deutsche Armeeführung in Frankreich und Belgien nach anfänglichen Erfolgen nicht mehr. Geländegewinne, wenn sie doch einmal zu verzeichnen waren, konnten in der Regel nur in Metern ausgedrückt werden. Dies hatte zur Folge, dass viele Soldaten sich längere Zeit an einer Stelle beziehungsweise bei einem Ort aufhielten. Daraus ergab sich dann zuweilen die Möglichkeit zu einem engeren Kontakt zur Zivilbevölkerung. Seit Jahrhunderten

⁶⁷¹ Diese Bezeichnung wurde an der Westfront verwandt und rührte aus der Zeit des Deutsch-Französischen Krieges von 1870/71 her, vgl. dazu Alan Kramer in Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 500f.

⁶⁷² Bernhardt, Feindbilder, S. 19f.

⁶⁷³ Ebd., S. 20.

bestanden zu den westlichen Nachbarn wirtschaftliche und kulturelle Beziehungen. Diese Nationen zählten die Deutschen zu den zivilisierten Völkern Europas. So fand man dort ähnliche Lebensverhältnisse wie zu Hause vor, beziehungsweise erwartete solche vorzufinden.

Im Westen befanden sich die Kriegsschauplätze in Frankreich und Belgien. Den deutschen Truppen standen hier Einheiten aus Frankreich, Belgien, Großbritannien und dem Commonwealth⁶⁷⁴ gegenüber, ab Ende 1917 zusätzlich Soldaten aus den Vereinigten Staaten von Amerika. Ab 1915 eröffnete sich im Süden ein weiterer Kriegsschauplatz an der Grenze zwischen Italien und Österreich. Dazu kamen noch die britischen und französischen Kolonialtruppen aus Afrika und Indien, die sich aus nicht europäischen Soldaten zusammensetzten.

3.5.1.1 Frankreich

Zwischen Frankreich und Deutschland herrschten bereits lange vor dem 19. Jahrhundert tiefe Spannungen. Nicht erst seit dem 19. Jahrhundert war es zu kriegerischen Auseinandersetzungen unter den beiden Ländern gekommen, schon zwei Jahrhunderte davor galt Frankreich dem heiligen römischen Reich deutscher Nation als Erbfeinde⁶⁷⁵. Dieser Antagonismus hielt sich bis zur deutsch-französischen Versöhnung unter den Staatsmännern de Gaulles und Adenauer nach dem Zweiten Weltkrieg⁶⁷⁶. Auf französischer Seite empfand man ähnliche Ressentiments.

Sehr gegenwärtig war bis zu Beginn des Ersten Weltkrieges in Deutschland die Erinnerung an den Widerstand gegen die napoleonische Besetzung und Fremdherrschaft, die 1813 mit den Befreiungskriegen endete⁶⁷⁷. Wie schon in dem Kapitel 3.1 zum Kriegsausbruch gezeigt wurde, knüpfte man in den Augusttagen 1914 an diese Tradition an und hob dieses Kapitel deutsch-französischer Geschichte noch einmal besonders hervor, um die patriotischen Gefühle im Land zu beflügeln. Die Erinnerungen an den letzten Krieg zwischen Deutschland und Frankreich waren auf beiden Seiten sehr lebendig geblieben und bis zum Ausbruch des nächsten Konfliktes nicht verblasst. Der Dritte der so genannten Einigungskriege brachte den „deutschen Stämmen“ die nationale Vereinigung, den großen Traum des Bürgertums seit der Auflösung des maroden heiligen römischen Reiches 1806. Die Gründung und Ausrufung des Deutschen Reiches und seines Kaisers im Spiegelsaal des Schlosses Versailles 1871 war ein Triumph Deutschlands und eine Demütigung der *Grande Nation*⁶⁷⁸.

⁶⁷⁴ Vor allem Kanadier.

⁶⁷⁵ Ute Planert, *Der Mythos vom Befreiungskrieg, Frankreichs Kriege und der deutsche Süden: Alltag - Wahrnehmung - Deutung, 1792-1841*, Paderborn 2007, S. 478.

⁶⁷⁶ Vgl. Winkler, *Streitfragen*, S. 31ff.

⁶⁷⁷ Vgl. Winkler, *Streitfragen*, S. 32. Winkler setzt mit der Massenbewegung gegen die napoleonische Fremdherrschaft den Beginn einer nationalen Bewegung in Deutschland an.

⁶⁷⁸ Vgl. das Zitat des französischen Außenminister Pichon vom Oktober 1918 bei Gerd Krumeich, *Versailles 1919, Der Krieg in den Köpfen*, in: *Versailles 1919, Ziel - Wirkung - Wahrnehmung*, hg. v. Gerd Krumeich, Essen 2001, S. 53-64, S. 53.

Die vielen kriegerischen Auseinandersetzungen in der Vergangenheit hatten sich bis in die deutsche Kultur niedergeschlagen⁶⁷⁹. So hatte Ernst Moritz Arndt, der große Dichter der Befreiungskriege, folgende Zeilen verfasst: „*Wir wollen heute Mann für Mann mit Blut das Eisen röten, mit Henkerblut, Franzosenblut – o süßer Tag der Rache!*“⁶⁸⁰. Entnommen sind diese Zeilen einem bekannten und populären Kommerslied bei Studentenverbindungen Anfang des 20. Jahrhunderts. Geprägt war diese Einstellung noch aus der Zeit der Befreiungskriege. Auch die späteren Rhein-Lieder aus der Mitte des 19. Jahrhunderts, wie etwa „Die Wacht am Rhein“ von Max Schneckenburger⁶⁸¹, waren populäre Träger einer feindseligen, anti-französischen Haltung der Bevölkerung, die auch nicht mit dem deutschen Sieg über Frankreich 1870 endete. „Die Wacht am Rhein“ hatte im Verlauf des deutsch-französischen Krieges und dann im Kaiserreich den Status einer inoffiziellen Nationalhymne erreicht⁶⁸². In diesem Geiste erfolgte die Erziehung des Nachwuchses im Kaiserreich. Diesen Hass auf Frankreich, den Feind der Väter und Vorväter und damit Erbfeind, sogten die Studenten bereits in ihrer Schulzeit auf. Über eigene und persönliche Erfahrungen in Bezug auf den westlichen Nachbarn verfügten sie hingegen in den allermeisten Fällen nicht. Inwieweit sich diese Einstellung gegenüber Frankreich in der Zeit vor dem Weltkrieg in den Köpfen der Studenten verfestigt hatte und ob diese noch etabliert oder nur ein traditionelles Relikt war, kann hier allerdings offen bleiben. Von Interesse für die nachfolgende Analyse soll hier die Mentalität der Studenten gegenüber den Franzosen bei Ausbruch und im weiteren Verlauf des Krieges sein.

So hatten die Konflikte mit Frankreich sowohl für das deutsche Nationalgefühl als auch für die Geschichte der Einigung des Vaterlandes eine herausragende Rolle gespielt. „Der Franzose“ war daher für „den Deutschen“ ein „vertrauter“ Feind.

Aber nicht nur als Krieger standen sich Franzosen und Deutsche gegenüber, sondern auch als Besetzte und Besatzer. Der Norden Frankreichs war neben Belgien der Hauptkriegsschauplatz im Westen. Nach einem schnellen Vormarsch waren die deutschen Truppen tief in französischem Territorium zum Halten gekommen. Dadurch erhielten die Soldaten während ihrer Erholungsphasen im Hinterland der Front die Möglichkeit, direkten Kontakt mit der französischen Bevölkerung zu knüpfen.

a) Soldaten

Bei Ausbruch des Kriegs stand für die Studenten und auch die meisten übrigen deutschen Soldaten fest, dass dieser Krieg nicht von deutschem Boden ausgegangen war. Hierzu sei

⁶⁷⁹ Und auch in der französischen Kultur, man denke nur an die Marseillaise, die französische Nationalhymne, in der das Blut fließt und zum Kampf aufgerufen wird: „*Aux armes, citoyens, / Formez vos bataillons, / Marchons, marchons! / Qu'un sang impur / Abreuve nos sillons!*“.

⁶⁸⁰ Aus dem Lied „Der Gott der Eisen wachsen ließ“ von Ernst Moritz Arndt um 1813, zitiert aus Allgemeines Deutsches Kommersbuch, hg. v. Friedrich Silcher und Friedrich Erk, 114. Aufl., Lahr 1919, S. 13f., Strophe 5.

⁶⁸¹ Schneckenburger war Schweizer und nicht Deutscher, wie man vermuten mag.

⁶⁸² Das Lied der Deutschen von Hoffmann von Fallersleben sollte erst durch den Ersten Weltkrieg populär werden und seinen Durchbruch erlangen; es war aber schon bekannt.

zunächst noch einmal an die Appelle und Stellungnahmen der Hochschulen und studentischen Verbände erinnert, die bereits im vorigen Kapitel behandelt wurden⁶⁸³. Diese Schriften bezeichneten Frankreich als Erbfeind des Vaterlandes⁶⁸⁴. Weiter stellten sie die Behauptung auf, dass „*französisches Revanchebedürfnis*“⁶⁸⁵ den Konflikt initiiert hätte. Insgesamt indizieren diese Texte ein sehr feindliches Klima gegenüber Frankreich, was angesichts des ausbrechenden Krieges auch nicht wirklich überrascht.

Blickt man nun in die Briefe der Studenten, so muss man erkennen, dass diese antifranzösischen Töne der Heimat nicht unbedingt in den Briefen von der Front Widerhall fanden. So beschrieb ein Tübinger Theologiestudent seine Gefühle gegenüber dem französischen Feind, nachdem er Briefe gefallener französischer Soldaten gelesen hatte, wie folgt:

*„Und dann viele französische Briefe. (...) Alles, wie bei uns, und wenn man das liest, vergeht einem der letzte Funke von Haß gegen die Franzosen, falls ein solcher überhaupt noch da sein sollte“*⁶⁸⁶.

Den Brief schrieb Iosenhans Anfang November 1914, also nachdem er bereits mehrere Monate im Feld gestanden hatte. Die Briefe der toten Soldaten führten ihm die menschliche Seite des Feindes vor Augen, was ihn tief berührte. Hass konnte er gegenüber dem Erbfeind nicht mehr empfinden, falls er es jemals getan hatte. In ähnlicher Weise erging es einem Kommilitonen. *„Ich kann den Haß nicht auf den einzelnen Franzosen richten (...)“*⁶⁸⁷, schrieb er im am 27. September in die Heimat, keine zwei Monate nach Ausbruch des Krieges. Noch ein Jahr später konstatierte ein Göttinger Student in einem Brief nach Hause: *„Auf die Franzosen haben wir auch keine Wut und die scheinbar auf uns auch nicht“*⁶⁸⁸.

Der in der Heimat viel beschworene Hass der ersten Tage des Krieges spiegelt sich in diesen Schreiben nicht wieder. Sicher hatten nicht alle Studenten so wie diese drei gedacht und gefühlt, doch finden sich keine ausdrücklichen Hass-Tiraden gegen die französischen Soldaten in den untersuchten Briefen. Angesichts der anti-französischen Literatur und Dichtung, welche die Studenten im Laufe ihres Lebens konsumiert hatten, überrascht diese Beobachtung. Offenbar führte das Erlebte dazu, die tradierten Erfahrungen, denen schließlich kein eigenes Erlebnis zu Grunde lag, neu zu überdenken. Nachdem die erhitzten Emotionen der ersten Tage des ausgebrochenen Krieges im August 1914 sich langsam wieder abgekühlt hatten, begannen die Studierenden an der Front, eher eine nüchterne Einstellung zum Feind zu entwickeln. Die unmittelbare Konfrontation mit den Franzosen und die Erkenntnis, dass diese sich in ganz ähnlicher Situation wie die Studenten selbst befanden, ließ sie ihre anfänglichen

⁶⁸³ Vgl. Kapitel 3.1.2 und den Aufruf der Kieler Studenten im Anhang F.

⁶⁸⁴ „*Frankreich, unser Erbfeind*“ in MZ Nr. 36, 1. Kriegsnummer, Mai 1915, o.S.

⁶⁸⁵ KC-Blätter, Kriegsausgabe Nr. 1, September-Oktober 1914, S. 261.

⁶⁸⁶ Feldpostbrief von Karl Iosenhans vom 9. November 1914 in Witkop, *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, S. 32.

⁶⁸⁷ Feldpostbrief von Herbert Weißer vom 27. September 1914 in Witkop, *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, S. 80.

⁶⁸⁸ Brief von Gustav Brockmann, Flandern 12. März 1915, SUBG 4° Cod. MS. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 17f.

Emotionen überdenken. Sie erkannten im französischen Soldaten nicht mehr den tödlichen Feind, sondern den Menschen, es war ja *„Alles, wie bei uns (...)*“⁶⁸⁹.

In den Briefen dominierten stattdessen Berichte von eigenen Erlebnissen. Vorurteile, die auf Erfahrungen anderer basierten, pflegten die Studierenden nicht in ihren Briefen. Es hat den Anschein, als ob sie darum bemüht waren, ihre eigenen Erfahrungen den Angehörigen direkt nach Hause zu vermitteln, welche den Feind nicht so gut kannten, wie man selbst. Dies heißt jedoch nicht, dass die Studierenden bemüht waren, ein positiveres Bild der Franzosen zu zeichnen. Vielmehr schwankten die Darstellungen je nach Erlebnissen.

Vor allem die militärische Leistungsfähigkeit stand, verständlicherweise, im Mittelpunkt des darstellerischen Interesses der Kriegsfreiwilligen. So sprach ein Studierender aus Marburg im November 1914 den französischen Truppen soldatische Tugenden wie Mut und Tapferkeit ab. Er maß diese Tugenden am Grad des Widerstandes des Feindes, der seiner Meinung nach viel zu schwach war. Von seinem Standpunkt aus gesehen konnte der Erfolg nur auf ihren mangelnden Mut zurück zu führen sein, *„Wenn sie Courage gehabt hätten, wären wir an dem Tage verloren gewesen“*⁶⁹⁰. Er fällte sein Urteil unter dem frischen Eindruck des Bewegungskrieges, als die deutschen Armeen noch im Westen auf breiter Front vorwärts marschierten⁶⁹¹. Ein ähnliches Urteil fällte ein Heidelberger Student gleichfalls im Herbst 1914⁶⁹². Ein Mitglied des nationalistischen Kyffhäuser-Verbandes jubelte gen Heimat, dass *„Dank der Zaghaftigkeit der Rothosen (...)*“ sie sich gegen den in Überzahl befindlichen französischen Feind durchgesetzt hätten⁶⁹³. Auch in seinem Fall war der Eindruck sicher noch frisch vom Bewegungskrieg und den Erfolgen gegen die französischen Verteidiger geprägt.

Zu einem ganz anderen Eindruck gelangte im Januar 1915 ein Leipziger Student. Mit anerkennenden Worten beschrieb er das tapfere Verhalten eines französischen Offiziers, welcher, die Todeswunde nicht achtend, sich bis zum letzten Blutstropfen kämpfend den anstürmenden Deutschen widersetzt habe.

„(...) der Held [wurde] auf persönliche Veranlassung des Kaisers (...) mit militärischen Ehren und unter Begleitung deutscher Offiziere, auch höherer, hinter der Front beerdigt (.)“⁶⁹⁴.

⁶⁸⁹ Feldpostbrief von Karl Iosenhans vom 9. November 1914 in Witkop, *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, S. 32.

⁶⁹⁰ Feldpostbrief von Karl Aldag vom 11. November 1914 in Witkop, *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, S. 26.

⁶⁹¹ Zwar brachten die Franzosen den deutschen Vorstoß Anfang September 1914 an der Marne zum Halten, doch erstarrte der Bewegungskrieg erst gegen Anfang November 1914, vgl. Markus Pöhlmann in *Enzyklopädie Erster Weltkrieg* S. 385f.

⁶⁹² Feldpostbrief von Alfred E. Vaeth vom 4. November 1914 in Witkop, *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, S. 124.

⁶⁹³ *Akad. Blätter*, Nr. 13, 1. Oktober 1914, 29. Jg., S. 231.

⁶⁹⁴ Feldpostbrief von Walter Ambroselli vom 19. Januar 1915 in Witkop, *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, S. 149f.

Ein anderer Student bemerkte recht nüchtern im März 1915, dass der Franzose „*ein guter Soldat*“⁶⁹⁵ sei.

In den zuerst genannten Beispielen mag zunächst der Erfolg des anfänglichen Bewegungskrieges die Studierenden zu deren abwertenden Urteilen verleitet haben. Bei dem vorletzten Beispiel hatte sicher die Anerkennung des Kaisers die Sicht des Studenten geprägt. Mit dem Stillstand im Westen scheint sich aber auch das in die Heimat vermittelte Bild der französischen Soldaten gewandelt zu haben. Die Schilderung eines eher feigen Gegners, der sich von einer Unterzahl überrollen ließ, wich der Anerkennung für die zähe Verteidigung ihres Heimatlandes, wie beim zuletzt zitierten Briefausschnitt. Mehr und mehr erkannte man in ihnen einen energischen und oft auch gleichwertigen Gegner. Letztendlich mussten die studentischen Soldaten angesichts der Tatsache, dass sie sich seit November 1914 nicht mehr weiter vorwärts bewegt hatten, auch erkennen, dass der Feind nicht einfach zu überrumpeln war. Und natürlich war es auch schwer, der Heimat beizubringen, dass man gegen einen schwachen Feind seit Wochen und Monaten keine Erfolge mehr erzielt hatte. Aber auch in der eigenen Wahrnehmung musste sich niederschlagen, dass man im Westen keinen Spaziergang nach Paris vor sich hatte. So urteilten die Studenten auf einmal in ganz anderer Weise als noch im Herbst des Jahres 1914.

*„Die Franzosen schiessen ja ganz gut und halt viel, bloss sollten da halt immer Leute sein, die die Splitter auffangen. (...) Wir schiessen nicht nach dem Prinzip der Franzmännicken: Viel und ohne, sondern wenig und gut“*⁶⁹⁶.

In diesem Brief schrieb der Student die Franzosen nicht nur klein, sondern die eigenen Truppen im Gegensatz dazu groß. Leider fehlt diesem Brief jegliche Datumsangabe, ist aber wohl dem ersten Quartal des Jahres 1915 zuzuordnen. Im Gegensatz zu den vorhergehenden Briefen benutzte der Erlanger Student nicht das rhetorische Mittel, den Feind als gleichwertig darzustellen, sondern als materiell überlegen. Andererseits vermittelte die Art der Darstellung beim Leser den Eindruck, dass die deutschen Truppen zwar weniger Material zur Verfügung hatten, die Franzosen allerdings diesen Vorteil nicht ausspielen konnten. Nach dieser Darstellung stand deutsche Qualität gegen französische Quantität. Auf diese Weise konnte der Verfasser die Franzosen als unterlegen darstellen, aber auch gleichzeitig plausibel erklären, warum trotzdem nicht der große Durchbruch gelang. In diesem Brief mischen sich Merkmale beider der oben dargestellten Typen von Darstellungen der französischen Feinde.

Ebenfalls anerkennende und doch wieder die eigene Leistung hervorhebende Worte fand ein Mitglied des KC, als er Anfang 1916 folgende Zeilen an seinen Verband sandte.

*„Die Franzosen wehren sich hartnäckig, sind gut ausgerüstet, durch das schwere deutsche Feuer jedoch zum Teil seelisch vollkommen gebrochen. Ich sprach viele, die froh waren, daß für sie der Krieg jetzt aus sei“*⁶⁹⁷.

Diese Schilderung aus dem Jahr 1916 geht sogar ein wenig weiter als die vorige. Hier erkannte der Verfasser auch wieder die Leistungen der französischen Gegner an, lobte sie

⁶⁹⁵ Brief von Gustav Brockmann, Flandern 12. März 1915, SUBG 4° Cod. MS. Nachtr. 74, Nr. 17, S. S. 19.

⁶⁹⁶ Feldpostbrief von Schneider ohne Datum in Rieß, Saxo-Guestphalia, S. 57.

⁶⁹⁷ KC-Blätter, Kriegsausgabe Nr. 10, März/April 1916, S. 590.

sogar. Doch relativierte er zum Schluss seine Aussage, als er den Feind erklären ließ, nun froh zu sein, in Gefangenschaft zu sein und nicht mehr gegen die Deutschen kämpfen zu müssen. Damit legte er dem Feind eine Anerkennung der eigenen, noch besseren, Leistung in den Mund, was die eigene Tapferkeit und kämpferische Qualität beeindruckend unterstrich. Wie in den anderen Fällen zollte dieser Student den Franzosen Respekt, ohne aber zu vergessen klar zu stellen, dass der „*Franzmann*“ dennoch nicht den eigenen Truppen gewachsen sei. Der Feind wird in diesem Fall zu einem Maßstab der eigenen Größe, seine Darstellung dient vor allem der Verdeutlichung der eigenen Leistung.

Als der deutsche Vormarsch im Westen zum Stillstand kam, begann nicht nur ein neues Kapitel im Krieg, in dem die Studenten die Franzosen anders betrachteten und bewerteten, sondern es brach auch eine Zeit an, in der sie erste persönliche menschliche Kontakte zum Gegenüber knüpfen konnten. War der Bewegungskrieg davon geprägt, bei Kontakt mit dem Gegner sofort die Kampfhandlungen aufzunehmen, zwangen die Umstände des Grabenkrieges dazu, sich auch einmal untätig gegenüber zu liegen. Daraus erwuchsen Möglichkeiten, wirklichen Kontakt zum Feind herzustellen, wenn beide Seiten dies wünschten, die sich in den bisherigen Kriegen zwischen den beiden Ländern noch nie ergeben hatten.

„(...) wenn wir den Franzosen gegenüberliegen, so vertragen wir uns ganz gut mit ihnen; vor ein paar Tagen hatten sie ein großes Schild aufgeschrieben: 'Kommen Sie zu uns herüber' und zeigten uns das. Wir dürfen aber nicht mehr antworten und uns mit ihnen durch Zurufe unterhalten, es ist streng verboten. Im Januar war es an manchen Stellen zeitweise toll damit, ganz unbekümmert sahen sie manchmal oder auch wir über den Grabenrand weg und riefen oder winkten und kein Schwein schoß; einen in meiner Nähe hatten die Franzosen damals wiedererkannt und riefen herüber (...). Auf die Franzosen haben wir auch keine Wut und die scheinbar auf uns auch nicht. Vor einigen Wochen erfuhren wir nämlich durch Überläufer, daß sie ganz genau die Wege kannten, die unsere Essensholer usw. gingen und sie haben uns ruhig gehen und gewähren lassen. Aber sowie die englischen Hunde im Graben sind, dann geht sofort die wüste Knallerei los; (...)⁶⁹⁸.

Die „*Rothosen*“ erhielten nun ein menschliches Gesicht. Sie waren nicht einfach nur der Feind, den man bekämpfte. Das Bild vom Gegner wurde konkreter, es ging nun über den kriegerischen Aspekt hinaus; er war nicht nur Soldat, sondern auch Mensch. Die lange Zeit, in der man einander gegenüber gelegen hatte, scheint eine Gewöhnung bewirkt zu haben. Dies hatte zur Folge, dass der persönliche Kontakt über die Gräben hinweg zum Feind gesucht wurde. Ob auch der Student Brockmann einen solchen Kontakt gesucht hatte, lässt sich aus seinen Briefen nicht schließen. Dennoch verurteilte er weder das Verhalten, noch scheint er versucht zu haben, es zu stören. Er stellte vielmehr fest, dass weder die französischen Soldaten noch die deutschen Kameraden einen Groll gegeneinander hegten. Dies schloss ihn natürlich mit ein. Dabei differenzierte Brockmann sehr genau zwischen den französischen und den britischen Truppen. Letzteren gegenüber herrschten anderen Gefühle, die sich in dem Titel „*Hunde*“ und der Tatsache, dass sofort wieder die Kampfhandlungen aufgenommen

⁶⁹⁸ Brief von Gustav Brockmann vom 12. März 1915 in SUBG 4° Cod. MS. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 17f.

wurden, ausdrückte. Daher kann man ganz klar das Verhältnis zu den französischen Soldaten von dem zu den Briten trennen und eine allgemeine Abstumpfung an der Front ausschließen. Es war kein Zufall, dass gerade gegenüber den Franzosen ein friedlicheres Verhalten an den Tag gelegt wurde. Brockmann und seine Kameraden betrachteten nun die Franzosen in einem anderen Licht als den englischen Feind. Der Franzose erschien ihm in gewisser Weise sympathisch, menschlich, der andere, der Engländer, blieb der „Hund“.

Das Erlebnis des Soldaten Brockmann war kein Einzelfall. Etwa ein Jahr nach Kriegsausbruch schilderte der Student Oskar Meyer Folgendes von seinem Frontabschnitt in einem Brief in die Heimat:

„Stellenweise liegen wir uns [Deutsche und Franzosen, F.K.] in den vorgetriebenen Sappen auf wenig mehr als zehn Meter gegenüber. Zuerst bewarf man sich mit Handgranaten, dann einigte man sich aber dahin, keine mehr zu werfen und nicht mehr zu schießen. Schließlich tauschte man Zigarren, Zigaretten, Geld, Briefe, usw. aus; man sah über die Deckung am hellen Tage hinweg, betrachtete sich gegenseitig ganz naiv. (...) einer photographierte unseren vordersten Posten, nachdem er ihm kräftig die Hand geschüttelt hatte. (...) der Franzose hat Befehl, nachts öfters Handgranaten zu werfen; er wirft sie auf Verabredung mit dem ‚deutschen Kameraden‘ rechts und links vom Graben. (...). Diese ganzen Vorgänge zeigen, daß die französischen Soldaten eine starke Friedenssehnsucht haben, genau wie wir, und daß, wenn es nach ihnen ginge, längst Friede wäre“⁶⁹⁹.

Die Szenen, die sich in dem Abschnitt von Oskar Meyer abspielten, erinnern an die Verbrüderungen, wie man sie aus der Zeit von Weihnachten 1914 kennt. Bei dem so genannten Weihnachtsfrieden - in England unter dem Namen *Christmas Truce* bekannt - hatten sich vor allem deutsche und britische Truppen in den gegenüberliegenden Gräben spontan auf einen inoffiziellen Waffenstillstand geeinigt, indem sie einfach die Kampfhandlungen einstellten. Dies geschah ohne Wissen und zum großen Teil gegen den Willen der jeweiligen militärischen Führung. Dabei war es auch zu Treffen im Niemandsland untereinander gekommen, bei dem auch Geschenke ausgetauscht worden sein sollen⁷⁰⁰. Allerdings war im obigen Fall kein besonderer Anlass wie das bevorstehende Weihnachtsfest notwendig, damit die Soldaten in diesem Frontabschnitt sich dafür entschieden, sich gegenseitig nicht mehr anzugreifen. Offenbar waren es Kriegsmüdigkeit und Sehnsucht nach Frieden, die diese Annäherung ermöglichten. Und es fällt die große Nähe auf, zum Teil lagen sie sich nicht weiter als 10 m voneinander entfernt gegenüber. Immerhin beschrieb der Student zunächst Kampfhandlungen. Doch in den vierzehn Tagen Schützengrabenleben hatten die Soldaten einen Weg gesucht und gefunden, mit dem Feind zu leben und zu überleben. Diese Einstellung, oder besser das Einstellen der gezielten Kampfhandlungen, ermöglichten die Kontakte zum Feind. Je weiter diese gediehen, umso mehr Vertrauen fasste man zum Gegenüber, was in den geschilderten Zuständen gipfelte.

⁶⁹⁹ Feldpostbrief von Oskar Meyer vom 29. August 1915 in Witkop, *Kriegsbriefe gefallener Studenten*, S. 143f.

⁷⁰⁰ Vgl. Christoph Jahr in *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, S. 957ff.

Der Stellungskrieg änderte bei den Studenten also nicht nur die Kampfweise, sondern ebenso ganz offensichtlich auch die Sichtweise auf den Feind. Nur unter diesen besonderen Bedingungen und bei gutem Willen auf beiden Seiten, den anderen als Menschen und nicht schlicht als Feind zu betrachten, war eine solche Begegnung möglich. So war es dann auch geboten, sich gegenüber dem Feind ritterlich zu verhalten und zu verhindern, dass sie unnötiger Gewalt ausgesetzt wurden. So erzählte der Flieger Hans Oluf Esser, wie er einen angeschossenen französischen Flieger, ebenfalls Student wie Esser, noch mit zur Staffel nahm und ihn dort zum Kaffee und zur „Friedenspfeife“ einlud⁷⁰¹. Ein Kommilitone schilderte ein erstaunliches Erlebnis, nämlich dass die eigenen Truppen auf sich ergebende Truppen schossen.

„(..) 40-50 Franzosen, heben die Hände. Ein Gefreiter schießt noch auf sie – ich reiße ihn zurück. Ein alter Franzose hebt die nur wenig verletzte linke Hand und lächelt und dankt mir“⁷⁰².

Dies fand der Student so ungeheuerlich, dass er davon berichtete und gleichzeitig schilderte, wie er dies gleich zu unterbinden wusste. Die Franzosen waren Soldaten, die Gnade und anständige Behandlung verdient hatten.

Im Laufe des Krieges mussten die Studierenden mehr und mehr feststellen, dass sie von ihrem französischen Gegenpart weniger trennte als verband. So teilte ein Student im Oktober 1915 folgende Beobachtung nach Hause mit:

„Überhaupt war es hochinteressant, die Briefschaften der gefallenen und gefangenen Franzosen zu studieren. Genau wie bei uns kehrt auch dort die Frage oft wieder: ‚Wie soll denn das noch enden?‘ Zu meinem Erstaunen las ich eigentlich nie gehässige oder abfällige Bemerkungen über Deutschland und die deutschen Soldaten. Hingegen sprach aus vielen Briefen der Angehörigen der feste Glaube an die Gerechtigkeit ihrer Sache, teilweise auch Siegeszuversicht“⁷⁰³.

Der 23-jährige Jurastudent aus Leipzig erkannte anhand von Briefen aus Feindeshand, ähnlich wie sein bereits weiter oben zitierter Kommilitone, dass ihn nicht viel von seinen französischen Kameraden unterschied. Besonders überraschte ihn die Tatsache, dass nicht nur er gegenüber den Franzosen, sondern auch die Franzosen gegenüber ihm und seinen Landsleuten keinerlei Hass empfanden. Er hatte anderes erwartet. Immerhin tobte nun der Krieg in Nordfrankreich bereits über ein Jahr, es waren schon Hunderttausende von Toten zu beklagen, Städte und Dörfer waren verwüstet worden und die Propaganda der Kriegsparteien hetzte die Völker mit immer schlimmeren Vorwürfen gegeneinander auf. Aber durch die Briefe hatte er einen Einblick in das Denken des Gegners erlangt, der den meisten anderen verborgen geblieben war, so wie nun heute wir Einblick in die Gedanken der Studenten durch

⁷⁰¹ Feldpostbrief von Hans Oluf Esser vom 6. Juli 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 283f.

⁷⁰² Feldpostbrief von Hans Forster vom 1. Juli 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 263.

⁷⁰³ Feldpostbrief von Hugo Müller vom 17. Oktober 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 241.

ihre Briefe erhalten. Für den jungen Akademiker stellte dies eine überraschende Erkenntnis dar, die er seiner Familie in der Heimat mitteilen musste.

Aber auch für den objektiven Betrachter der Geschichte war nicht unbedingt zu erwarten, dass die Kluft zwischen den französischen und deutschen Soldaten so gering gewesen sein soll. Es hat den Anschein, dass sich die französischen Briefe nicht wesentlich von den deutschen unterschieden, was Inhalt und Tenor betrafen. So wollte es zumindest uns der Student vermitteln. Er sah das gleiche Schicksal auf der gegnerischen Seite.

Dies heißt aber nicht, dass alle Studenten den französischen Soldaten vorurteilsfrei gegenüber standen und sich auf gewisse Art und Weise mit ihnen verbunden fühlten. So berichtete der Student Karl Iosenhans davon, dass die französischen Soldaten die in seinen Augen ungewöhnliche Angewohnheit hatten, Schutzamulette zu tragen. Er hatte zwar gewissen Respekt vor der Frömmigkeit der Franzosen, doch konnte er es sich nicht vorstellen, dass er bei einem *„unserer Soldaten derartiges finden würde“*⁷⁰⁴. Offenbar mokierte Iosenhans sich vorsichtig über den katholischen Heiligen- und Schutzglauben, den er wohl für rückständig erachtete. Er hielt es mehr mit dem Protestantismus, nicht Gott um Schutz anzuflehen, sondern den Tod als Gottes Willen hinzunehmen⁷⁰⁵. Hier stellte er einen aufgeklärten deutschen Geist einem rückständigen, katholischen Denken der Franzosen gegenüber, damit betonte er die Überlegenheit der aufgeklärten deutschen Kultur über die französische Zivilisation.

Vor allem dienten aber die Darstellungen der französischen Armee und ihrer Soldaten so manchen Studenten als Vergleiche, um der Heimat darzulegen, wie zivilisiert doch die eigenen Truppen vorgingen.

*„(...) in einem Dorf erblickte man ein paar verbrannte Häuser. Die hatten französische Soldaten ihren Landsleuten über Nacht angezündet. Diese Tatsache kennzeichnet den Unterschied zwischen beiden Heeren. Wie anders ist doch der deutsche Soldat!“*⁷⁰⁶.

Andere Studenten beschrieben ebenfalls die Zerstörungen in den französischen Ortschaften, die von der französischen Artillerie verursacht worden seien. So lenkten sie oftmals von der Tatsache ab, dass diese Zerstörungen doch ursächlich mit dem deutschen Angriff in Verbindung standen. Dies kam ihnen niemals in den Sinn. Auch unterschlugen sie, dass oftmals deutsche Kanonen und Soldaten für die Verwüstungen der Ortschaften verantwortlich waren. Vielmehr gaben vielen diese Bilder der Zerstörung Anlass darüber zu sinnieren, wie schwer die Verwüstungen in der Heimat gewesen wären, hätte man nicht den Feind noch vor deutschem Boden gestoppt und zurück geworfen. Intention dieser Schilderungen war also unter anderem, die eigene wichtige Aufgabe, der man als Soldat in diesem Krieg nachging, hervor zu heben und den Krieg aus eigener Sicht zu rechtfertigen. Darüber hinaus kann man

⁷⁰⁴ Feldpostbrief von Karl Iosenhans vom 12. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 34f.

⁷⁰⁵ *„Ein Allgemeinurteil will ich damit nicht fällen über die Franzosen, denn in ihren Briefen heißt es immer wieder: ‚Dieu te protègera.‘ Aber das habe ich noch nie gelesen, was ich bei manchem deutschen Toten gelesen habe: ‚Wenn es Gottes Wille ist‘“*, ebd.

⁷⁰⁶ ATZ Nr. 21, 1. Februar 1915, 31. Jg., S. 480.

darin auch eine persönliche Antwort der Kriegsfreiwilligen gegen die französische Propaganda sehen, welche die deutschen Soldaten als Hunnen bezeichnete. Aufhänger war vor allem die Zerstörung der belgischen Universität Löwen mit seiner wertvollen Handschriftensammlung aus dem Mittelalter Ende August 1914. Die Belgier warfen den Deutschen vor, den Brand mit Vorsatz gelegt zu haben, was die deutsche Seite vehement bestritt. Ihrer Version nach war die Universität versehentlich nach einer gerechtfertigten Strafaktion gegen belgische Freischärler in Brand geraten⁷⁰⁷. Gerade vor diesem Hintergrund müssen die Beschreibungen von Zerstörung durch französische Hand als Beleg dafür gesehen werden, dass auch die Gegenseite schlimm im eigenen Land wütete und die eigenen Dörfer selbst zerstörte.

b) Zivilbevölkerung

Neben den französischen Soldaten hatten die Hochschüler ebenfalls die Gelegenheit, die französische Zivilbevölkerung kennen zu lernen. Die Begegnungen waren gewiss durch den Kriegsalltag geprägt, von Vertreibung, Besetzung und Requirierung. Zwar lebten viele Soldaten als Gäste bei der französischen Bevölkerung, doch kann man diese Zwangseinquartierung nicht mit einem Sommergast vergleichen. Die Soldaten nahmen dabei gegenüber den Einwohnern die Rolle der Besatzer ein. Daher kann man sicher nicht von einer Beziehung zwischen Gleichen sprechen. Allerdings dürfte die Kontaktaufnahme zu den Zivilisten wesentlich leichter als die über die Gräben zu den feindlichen Soldaten gefallen sein.

Erfahrungen mit der französischen Bevölkerung wurden in Deutschland vor allem durch die Erinnerung an den deutsch-französischen Krieg von 1870/71 und die anschließende Besatzungszeit tradiert. Prägend für den Umgang mit der Zivilbevölkerung waren dabei die Erinnerungen an die Franktireurs⁷⁰⁸. Ursprünglich bezeichnete der Begriff Mitglieder der freiwilligen französischen Verbände, die sich während des damaligen Krieges in der Tradition der *levée en masse* der Revolution gebildet hatten. Nach Auffassung der Preußen und ihrer Verbündeten galten sie auf deutscher Seite allerdings nicht als reguläre Truppen, sondern als Partisanen, da sie keine oder nicht vollständige Uniformen trugen. Daher wurden gefangene Franktireurs in der Regel exekutiert, und über die Dörfer, in denen sie aufgegriffen wurden, wurden Kollektivstrafen verhängt. Während des Ersten Weltkrieges war dann auch die Angst vor solchen Freischärlern unter den Truppen weit verbreitet. Obwohl es während des Ersten Weltkrieges keine oder kaum Freischärler gab, herrschte innerhalb der deutschen Truppen ständig ein Misstrauen und Angst vor denselben⁷⁰⁹.

Dies galt auch für die Studenten. Immer wieder wussten die Hochschüler von Schauermärchen über Gräueltaten im besetzten Hinterland, begangen durch die französische

⁷⁰⁷ Alan Kramer in Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 682f.

⁷⁰⁸ Sogar in die Romane von Karl May drang diese Thematik ein, vgl. dazu den Roman „Die Liebe des Ulanen“ die Figur des Albin Richemonte. Karl May, Die Liebe des Ulanen, Bd. 1, Die Herren von Königsau, 1993, ursprünglich als Fortsetzungsroman zwischen 1883 bis 1885 erschienen.

⁷⁰⁹ Zum Franktireurswahn der deutschen Truppen im Westen vgl. John Horne und Alan Kramer, Deutsche Kriegsgreuel 1914, Die umstrittene Wahrheit, Hamburg 2004, S. 139ff.

Zivilbevölkerung an deutschen Soldaten, zu berichten. Zumeist beschrieben sie jedoch nicht eigene Erlebnisse, sondern hatten solche Informationen aus dritter Hand. Dennoch sind solche Berichte in der Anfangszeit des Krieges sehr häufig in den Briefen der Studenten zu finden. Die Schilderungen ähneln sich. In der Regel dienten sie dazu, Bestrafungsaktionen zu rechtfertigen, die wohl gerade in der Zeit des Bewegungskrieges recht häufig waren. Oftmals stellten sich vermeintliche Franktireurs als eigene Soldaten heraus, die im Dunkel der Nacht die Kameraden für Partisanen gehalten und auf sie das Feuer eröffnet hatten⁷¹⁰.

In der Wahrnehmung der Studenten, aber auch der übrigen deutschen Soldaten, konnten sie im Chaos des Häuserkampfes nicht zwischen Zivilisten und regulären Truppen unterscheiden, was der Verbreitung der Franktireurs-Angst nur Vorschub leisten konnte. Wie verwirrend die Gefechte für die Studenten waren, vor allem die ersten, wurde bereits unter dem Kapitel 3.2 Kampferlebnis dargelegt.

Eine differenzierende Geschichte erzählte ein junger Leutnant von einer französischen Dame und ihrer Tochter, die beide verdächtigt wurden, deutsche Verwundete getötet zu haben. Voller Misstrauen übernachtete er in ihrem Haus, sich stets ausmalend, wie sie ihn ermorden könnten. Die Frauen verhielten sich ihm gegenüber jedoch höflich und zuvorkommend und bewirteten ihn gastlich. Als er nach sicherer Nacht den Morgenkaffee von Madame gereicht bekam, leistete er, (...) *in Gedanken meinem finsternen Argwohn* (...)“⁷¹¹ Abbitte.

Das Beispiel belegt, wie hysterisch die deutschen Soldaten zum Teil auf diese Gerüchte reagierten. Es verdeutlicht aber im selben Maße, dass mit der Zeit und mit längerem Kontakt zur Zivilbevölkerung diese irrationale Angst mehr und mehr schwand und sich langsam, auf beiden Seiten, vorsichtiges Vertrauen aufbaute. Mit dem wachsenden Zutrauen normalisierte sich auch der Umgang miteinander.

*„Im allgemeinen kommen wir mit den Einwohnern gut aus, sie haben sich an uns gewöhnt und sind bis auf wenige Ausnahmen zufrieden (...)“*⁷¹².

Das Verhältnis scheint zum Teil, wenn nicht freundschaftlich, so dann doch höflich gewesen zu sein. Allerdings gaben die Franzosen nicht die Hoffnung auf einen Sieg ihres Vaterlandes auf. Sie konnten auch schon mal offen ihre Schadenfreude gegenüber den Deutschen zeigen, wenn diese Rückschläge hinzunehmen hatten, wie in einem von einem Sängerschafter zitierten Fall, als Italien den Mittelmächten den Krieg erklärte⁷¹³.

Erleichtert wurde das Verhältnis zu der französischen Bevölkerung durch die Sprachkenntnisse der Studenten, die sie ihrer Bildung verdankten. Ein großer Vorteil, den ihre weniger gebildeten Kameraden oftmals nicht besaßen. Der Student Rudolf Stern schrieb:

„Wir haben uns hier sehr gemütlich eingerichtet, die Bevölkerung ist sehr entgegenkommend, dadurch daß ich alles verstehe, bekomme ich manch

⁷¹⁰ So in einem Bericht eines Sängerschafters in ASZ Nr. 7, Februar 1915, 20. Jg., S. 147.

⁷¹¹ B.Bl. Nr. 4, 15. November 1914, 29. Jg., WH 1914/15, S. 92.

⁷¹² B.Bl. Nr. 10/11, 15. August 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 226.

⁷¹³ ASZ Nr. 1, Mai 1915, 21. Jg., S. 12.

*interessanten Einblick in das Leben dieser bigotten und gar nicht republikfreundlichen Bevölkerung*⁷¹⁴.

Das Verständnis der Sprache erlaubte auch Einblicke in die Mentalität der Bevölkerung. Natürlich waren solche Einschätzungen subjektiv und abhängig von dem, was die Franzosen von sich aus erzählten. Es ist also fraglich, ob die Beobachtung Sterns einer objektiven Überprüfung stand hielte, oder er nur das verstanden hat, was er verstehen wollte. Vielleicht hatten die Einwohner ihm schmeicheln und sich unverfänglich geben wollen, vielleicht hatten sie auf ihre Regierung geschimpft und Stern hatte dieses Verhalten als republikfeindlich ausgelegt. Dies lässt sich heute anhand der Quelle leider nicht mehr rekonstruieren. Was bleibt, ist ein Bild der Bevölkerung, die ihre Regierung nicht liebte, was wiederum den Krieg gegen einen solchen Staat, wenn nicht rechtfertigte, so doch in der Heimat als richtig empfinden ließ.

Ohne die Sprachbarriere nahm der Umgang mit den Einwohnern der besetzten Dörfer zuweilen recht familiäre Züge an, soweit dies die Situation überhaupt erlaubte.

*„Hier im Ort gehe ich jeden Tag zu einer Familie mit sechs Kindern. Der Mann ist im Kriege. (...). Ich gehe dort immer hin und lasse mir warmes Wasser machen, um mich nach viertägiger Pause ordentlich zu waschen. Allerdings darf ich mich nicht zu lange aufhalten, denn ein verdächtiges Kratzen der Kinder weist auf unangenehme Hausbewohner. Aber die Leute tun einem leid, sie haben ja kaum noch ein Stück Wäsche zum Wechseln, geschweige denn etwas zu essen. (...). Meinen Dank statte ich ab, indem ich ihr Brot und Militärschwaback dalasse, über den die Kinder sich mit großem Jubel herstürzen. (...). Am zweiten Tage gebe ich jedem der Kinder zwei Sous. Die Frau war durch mein teilnehmendes Wesen sehr gerührt und glücklich. (...) Diese armen Menschen (...) werden allgemein recht bedauert (...). Viele geben ihnen regelmäßig von ihrem Brot ab. (...). So sorgen wir noch, daß die Angehörigen unserer Feinde nicht ganz zu verhungern brauchen. Das deutsche Gemüt ist wohl das Stück des Deutschtums, das ihm seine Größe einträgt. ‚Am deutschen Wesen soll einst die Welt genesen‘ – hier ist wohl das deutsche Gemüt gemeint“*⁷¹⁵.

Dieser Briefauszug verdeutlicht, dass die Studenten durchaus Anteil an dem Schicksal der Zivilbevölkerung nahmen. Das Erleben einer zurückhaltenden, jedoch friedlichen Bevölkerung rührte sie. Die alte Erfahrung aus der Besatzungszeit von 1870/71 wich einer neuen, geprägt von einem friedlichen Nebeneinander mitten im Krieg unter Feinden. Sicher bemühten sich auch die Franzosen in den besetzten Gebieten den Deutschen zu gefallen, waren sie schließlich von ihnen abhängig. So war sicher nicht unbedeutend für das Gemüt des Verfassers, dass die darin beschriebene Französin nicht den Deutschen, sondern den Engländern die Schuld am Krieg gab⁷¹⁶. Andererseits erinnern solche Briefe auch an

⁷¹⁴ Feldpostbrief von Rudolf Stern vom 26. Februar 1915 in 8. Kriegs-Bericht der jüd. Verbindung Salia Würzburg in UAW Az. 2111.

⁷¹⁵ Feldpostbrief von Friedrich Sohnrey vom 23. Oktober 1914 in Witkop, Kriegsbriege gefallener Studenten, S. 14f.

⁷¹⁶ „Die Schuld haben ihrer Meinung nach die Engländer, die sie verflucht“, ebd.

Propagandaberichte in der Heimat, die gegen die Barbaren-Vorwürfe der Alliierten gerichtet waren. Gerade in dieser Szene sah der Student die Überlegenheit des Deutschtums, als ein Gemüt, dass die Welt heilen könnte. Eine interessante Mischung von philanthropischen und nationalistischen Anschauungen.

Auch waren die Einwohner billige Dienstboten für die Studenten, die ihnen, wie viele es vielleicht schon im Frieden gewohnt waren, lästige Arbeiten des Haushalts abnahmen. Die Einwohner profitierten auf der anderen Seite von dem Miteinander, indem sie als Gegenleistung Geld und Nahrungsmittel zum Überleben erhielten.

„Die Leute haben es ganz gut, sie waschen für die Soldaten und verdienen dabei eine hübsche Menge Geld. Zu essen erhalten sie auch, wenn sie nichts haben; zu verhungern brauchen sie nicht“⁷¹⁷.

Und nicht zuletzt gefiel sich sicher der eine oder andere Student in der weltmännischen Pose des gutmütigen Herrn. Die Briefe können auch dafür herhalten, dass die Studenten sich offenbar in ihre Rolle als Fürsorger für die Schwachen gefielen. So erweiterten viele Studierende ihren Horizont durch positive Erfahrungen im Umgang mit der Zivilbevölkerung. Dies gilt vor allem für die Zeit nach Ende des Bewegungskrieges. Und sie berichteten dann in die Heimat von ihrem guten Verhältnis.

„Beim Abschied gab's vielfach Tränen und Tücherwinken bei den zurückgebliebenen lieben französischen Kindern, denen der Begriff ‚Feind‘ entschwunden war“⁷¹⁸.

Das Verhältnis zur Zivilbevölkerung entspannte sich an den Orten, an denen die Studierenden sich längere Zeit aufhielten und Kontakt mit den Einheimischen suchten, ganz wie in den oben gezeigten Beispielen an der Front. Aus der anfänglich ablehnenden und von Angst gekennzeichneten Haltung entwickelte sich Mitgefühl für das Schicksal der Menschen, die ebenfalls unter dem Krieg litten.

„Es folgt die Bescherung, Liebesgaben aus der Heimat. Zuerst aber sollen die armen Franzosenfrauen und ihre Kinder unsere Güte und Menschlichkeit erfahren. Niemals werde ich ihre glücklichen Gesichter vergessen“⁷¹⁹.

Diese beinahe harmonischen Beschreibungen des Zusammenlebens von deutschen Soldaten und französischen Zivilisten dürfen nicht über die Tatsache hinweg täuschen, dass diese Darstellungen aus der Sicht der Deutschen stammten. Quellen aus französischer Hand, etwa wie die Bevölkerung die Hochschüler erlebte und beurteilte, wurden hier nicht untersucht. Doch sind für diese Untersuchung solche auch nicht unbedingt notwendig, da nicht der objektive Tatbestand, sondern das subjektive Empfinden der Hochschüler von Interesse ist. Es ist jedoch dabei wieder in Erinnerung zu rufen, dass in solchen Briefen nicht unbedingt immer historische Tatsachen vermittelt wurden. Vermutlich hatten die Einwohner der besetzten und

⁷¹⁷ B.Bl. Nr. 10/11, 15. August 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 226.

⁷¹⁸ Feldpostbrief von Eduard Offenbacher vom Mai 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 188f.

⁷¹⁹ Feldpostbrief von Hans Hirschhorn von Weihnachten 1914 in Witkop, deutsche Studenten, S. 37.

zum Teil zerstörten Dörfer und Ortschaften diese Zeit deutlich anders erlebt als ihre jungen deutschen „Gäste“.

Dass dieses freundliche Nebeneinander nicht immer klappte, davon zeugen andere Briefe. Es gab auch Studenten, die ganz offen wie Besatzer auftraten und dies auch voller Stolz in ihren Briefen darlegten. Dabei ließen sie es auch nicht an einer überheblichen Haltung fehlen.

„Eines ist ihnen [der französischen Zivilbevölkerung, F.K.] nicht so angenehm, die Arbeit: Straßenreinigen, Feldbestellung usw.“⁷²⁰.

Durch diese Aussage desselben Studenten, der oben noch die Vorteile der Dienstleistungen der Bevölkerung pries, musste den Empfängern des Briefes die französische Bevölkerung faul und schmutzig erscheinen. Gleichzeitig grenzte der Burschenschafter sich und alle Deutschen von den Franzosen ab, denn sie dienten als negatives Beispiel. Dies implizierte im Umkehrschluss, dass die Deutschen fleißiger seien. Dass die Einwohner eventuell ungerne unter der deutschen Besatzung gearbeitet haben, kam ihm nicht in den Sinn. Vielmehr war es für ihn ein Indiz dafür, dass die Franzosen offenbar arbeitsscheu seien. Weiter schrieb er in seinem Brief an seinen Dachverband, die deutsche Burschenschaft:

„Alles in allem sieht es aus, als ob die hochkultivierten Franzosen von uns noch was lernen könnten. Wie armselig sind die Wasserverhältnisse. (...). In einem benachbarten Orte haben die Bayern eine Wasserleitung angelegt, ja sogar elektrische Straßenbeleuchtung“⁷²¹.

Diese Schilderungen vermitteln den Eindruck einer rückständigen Bevölkerung und Zivilisation im Vergleich zur eigenen. Ordnung, Sauberkeit und Fortschritt wurden als Errungenschaften dargestellt, die erst durch die deutsche Besatzung in den Norden Frankreichs gebracht wurden. Mit solchen Beschreibungen unterstrichen die Hochschüler die überlegene Stellung der eigenen Kultur gegenüber der französischen. Solche rückständigen Zustände überraschten ihn wohl und er konnte sie sich nicht in Deutschland vorstellen. Ein wenig erinnert eine solche Schilderung an die Kolonialberichte - der Deutsche als Kulturbringer.

In dasselbe Horn blies auch ein Verbandsbruder:

„Im Orte befinden sich mehrere größere Bauernhöfe, aber überall vermißt man die deutsche Gediegenheit. Ein windischer Schuppen an den anderen angeklebt, in den Mauern Ritzen und Löcher, auch dort, wo der Kampf nicht getobt und die Dachziegel fortgefegt, die Mauern gestürzt hat“⁷²².

Hier vergleicht der Autor die von ihm vorgefundenen Zustände mit dem Bild, das er von einem deutschen Dorf mit Höfen hat. Ob dieser Student überhaupt kompetent war, die Verhältnisse zu vergleichen, lässt sich heute nicht mehr beurteilen. Auf jeden Fall sah er in dem Zustand der Häuser seine Meinung der deutschen Überlegenheit voll und ganz bestätigt.

⁷²⁰ B.Bl. Nr. 10/11, 15. August 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 226.

⁷²¹ Ebd., S. 225f.

⁷²² B.Bl., Nr. 8, 15. Januar 1915, 29. Jg., WH 1914/15, S. 189.

Diese Zeilen legen nahe, dass nicht alle Studenten ein gutes Bild von den Franzosen hatten. Viele Studierende vorverurteilten bei ihrer Beobachtung das Land und seine Bewohner mehr, als das sie objektiv wahrnahmen. Jedes Haus, jeder Bürger musste als Rechtfertigung für die eigene, gekränkte nationale Seele herhalten. So vermittelten viele Briefe ein abwertendes Bild über Frankreich in die Heimat. Motiv könnte gewesen sein, dass man wollte nach den propagandistischen Angriffen der Alliierten, Deutschland habe im Krieg bewiesen, eine Nation der Unkultur zu sein, dies nicht nur entkräften, sondern ins Gegenteil verkehren. In dieses Schema passt dann auch die Äußerung des Studenten Rudolf Stern, die Bevölkerung sei bigott und republikfeindlich, oder die Schilderung rückständiger Zustände in den Ortschaften. Es zeigt aber auch, wie tief und persönlich diese Vorwürfe die Hochschüler in ihrer deutschen Seele getroffen und gekränkt hatten.

Das Feindbild gegenüber der französischen Zivilbevölkerung entwickelte sich interessanter Weise fast parallel zu dem von den französischen Soldaten. War die Einstellung der Kriegsfreiwilligen bei Ausbruch des Krieges und vor dem Aufenthalt im Kampfgebiet und dem direkten Kontakt noch durch das Frankreichbild der Heimat bestimmt, so wandelte es sich innerhalb weniger Monate. Die Studenten machten ihre eigenen Erfahrungen und bildeten sich ihre eigene Meinung, allerdings nicht unbedingt immer eine positive.

3.5.1.2 Belgien

Das kleine Belgien war im Westen neben Frankreich der zweite Kriegsschauplatz. Eigentlich neutral, geriet es durch den Schlieffen-Plan in die Wirren des Krieges. Es war „lediglich“ geplant, in einem Durchmarsch die starken französischen Befestigungen an der Grenze zum Deutschen Reich zu umgehen und in einer Zangenbewegung eine mögliche Vereinigung von französischen und britischen Truppen zu verhindern. Dies sollte eine schnelle Entscheidung für einen Krieg im Westen bringen, um sich dann der Front im Osten zu widmen⁷²³.

Doch entgegen der deutschen Planung wurde der Durchmarsch durch heftige belgische und britische Gegenwehr in Flandern gestoppt. Belgien wurde dadurch zum zweiten wichtigen Kriegsschauplatz im Westen. Die flandrischen Schlachtfelder sollten enorme Verluste bringen, vergleichbar mit denen an der Somme und bei Verdun, die einen extrem hohen Blutzoll forderten und zu einem Sinnbild des massenhaften Todes im Schützengraben wurden. Die Bedingungen waren vergleichbar mit denen in Frankreich. So begab es sich auch in Flandern, dass die studentischen Soldaten bei der belgischen Bevölkerung als Besatzer lebten. Und sie kämpften gegen belgische Soldaten und konnten sich von ihnen eine Meinung bilden.

⁷²³ Der Schlieffen-Plan bezeichnet im weiteren Sinn den Plan, mittels dessen die deutsche Militärführung hoffte, einen erfolgreichen Zweifrontenkrieg durchführen zu können. Ursprünglich erdacht und ausgearbeitet hatte dies der preußische Generalstabschef Alfred Graf von Schlieffen im Jahr 1905. Er ging dabei davon aus, dass in einem künftigen Krieg Deutschland von Russland und Frankreich angegriffen würde. Dabei sollte zunächst im Westen Frankreich in einem schnellen Schlag besiegt werden. Erst danach sollte sich der ganze Heereskörper dem russischen Angriff entgegensetzen, davon ausgehend, dass das russische Heer erst eine gewisse Zeit brauchen würde, um sich zu mobilisieren. Helmut von Moltke d.J. übernahm den Plan beinahe unverändert. Ein Kernpunkt war dabei die Umgehung der stark befestigten französischen Linien durch die neutralen Staaten Belgien und Luxemburg. Vgl. dazu auch Christoph Cornelissen in Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 819f.

a) Soldaten

Überraschenderweise konnten im Rahmen dieser Untersuchung keine aussagekräftigen Darstellungen der belgischen Soldaten in den Feldpostbriefen der Studierenden gefunden werden. Es scheint beinahe so, als ob Belgien als Krieg führende Nation von den Studierenden überhaupt nicht wahrgenommen worden war. Erwähnung finden lediglich die Erfolge der deutschen Armee gegen die belgischen Festungen. Trotz der blutigen Schlachten und schweren Kämpfe in Flandern richtete sich die Aufmerksamkeit der Briefautoren ausnahmslos auf die Truppen Frankreichs und Großbritanniens. Es ist sicher nicht ausgeschlossen, dass Briefe von Studenten sich mit den belgischen Truppen befassten, doch solche konnten nicht gefunden werden, obschon viele der hier analysierten Briefe an der belgischen Front verfasst wurden. Warum dies so war, lässt sich nicht erklären. Ganz ähnlich verhält es sich auch in den Zeitschriften der Verbindungen und Verbände. Auch dort wurde den belgischen Truppen oder auch dem Staat Belgien keinerlei Beachtung geschenkt.

Nun sind Lücken in einer Forschungsarbeit immer sehr schnell abgearbeitet. Es ist nicht möglich, eine Aussage zu formulieren, wenn kein Quellenmaterial vorliegt. Dennoch ist es an sich schon beachtenswert, dass eine komplette, feindliche Armee ausgeblendet wurde, so dass sie in den zahlreichen Briefen der Korporationen und anderen populären Veröffentlichungen nicht den geringsten Widerhall fand. Es kann nur vermutet werden, dass man dieses Thema in den Zeitschriften der Korporationen vermieden hatte, da man nach offizieller Lesart nicht von Belgien, sondern Russland, Frankreich und Großbritannien angegriffen worden war.

b) Zivilbevölkerung

Im Gegensatz zu den Soldaten schenken die Studenten der belgischen Zivilbevölkerung mehr Beachtung. Wie in Frankreich so herrschte auch in Belgien bei den Soldaten Angst vor Angriffen seitens der Zivilbevölkerung. Es grassierte eine ähnliche Furcht vor Franctireurs wie bei ihren Kameraden in Frankreich.

Auch in diesen Fällen fehlen ganz konkrete Beweise, so dass auch hier der Verdacht nahe liegt, dass in den unübersichtlichen Verhältnissen des Häuserkampfes Soldaten und Zivilisten verwechselt wurden. Dies würde dann auch die folgende Beobachtung erklären.

„Die Engländer und Franzosen sind eingeschlossen, bieten sich aber nicht in offener Feldschlacht. Im Gegenteil, sie lassen sich von Franctireurs unterstützen, stellten Maschinengewehre auf den Kirchturm(!) und dezimieren unsere Truppen aus dem Hinterhalt“⁷²⁴.

In der Regel wurden die Hochschüler lediglich Zeugen der Vergeltungsmaßnahmen der deutschen Truppen oder konnten die traurigen Reste einer Bestrafungsaktion im Vorbeimarsch begutachten.

⁷²⁴ Feldpostbrief von Hans Hermann vom 24. Oktober 1915, 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. Nr. 74, Nr. 10, S. 7.

„(...) nichts als die vier kalten Außenmauern sind erhalten von den Häusern, aus denen die Heckenschützen ihre hinterlistigen Kugeln gesandt haben“⁷²⁵.

Wie schon gegenüber den Franzosen, so musste der Vorwurf gegen die belgische Zivilbevölkerung, Freischärler zu sein oder zu unterstützen, als Rechtfertigung für das grobe Vorgehen der eigenen Soldaten herhalten.

„Am ersten Tag nach 72stündiger Bahnfahrt, haben wir Rousselaer miterstürmen helfen. Dabei haben wir den Franktireurskrieg in seiner widerwärtigsten Form kennen gelernt. In allen Gehöften mußten wir mit aufgepflanzten Bajonetten eindringen und die Leute vertreiben (...)“⁷²⁶.

Zwar wurde auch hier das harte Durchgreifen gegen die Zivilbevölkerung geschildert, doch den Nachweis oder Bericht von Franktireurstätigkeit bleibt der Verfasser wie seine Kommilitonen schuldig. Es hat vielmehr den Anschein, als sei dieses Dorf vorsorglich und gewaltsam geräumt worden. Einen Überfall von Zivilisten beschrieb der Student Deichmann zumindest nicht. Einzig und allein bezeugen konnte er eigene Handlungen gegen die Bevölkerung, den einzigen Teil dessen, was er als „*Franktireurskrieg*“ bezeichnete.

Die Freischärler, oder besser der Verdacht von Partisanenaktivitäten, war also kein Erlebnis des Studenten, sondern seine Rechtfertigung für die von ihm im Brief geschilderten Taten. Und so übertrugen Studenten die Erfahrungen aus dem deutsch-französischen Krieg auf die Verhältnisse in Belgien während des Ersten Weltkrieges. Und das, obwohl keiner eigene Erlebnisse mit Partisanenaktivitäten in Belgien vorzuweisen hatte, zumal das Deutsche Reich bisher noch nie in einen Krieg mit Belgien verwickelt gewesen war.

Sahen die Kriegsfreiwilligen etwa keinen Unterschied zwischen einem französischen oder belgischen Zivilisten? Diese Vermutung liegt nahe, zumal ein großer Teil Belgiens frankophon war. Doch diese Frage lässt sich nicht mit Sicherheit beantworten. In keinem der Briefe zog einer der Studenten einen Vergleich zwischen Belgiern und Franzosen oder stellte sie gar gleich. Im Gegenteil sogar, Erich Siemon, Mitglied des Wingolf, stellte die Überlegung an, dass zumindest die Flamen doch zum deutschen Kulturkreis zu zählen seien. Dies hätte in seinen Augen auch eine Angliederung an das Reich gerechtfertigt.

„Das war eine schöne Zeit bei den treuherzigen Flamen auf dem Lande, die doch sehr viel mit den Niederdeutschen gemein haben. Wäre es nicht ein grosser Jammer, wenn auch sie mit der Zeit zu Franzosen würden wie die Flamen im heutigen Französisch-Flandern? Ich habe die feste Hoffnung, dass sie, einmal an Deutschland gekettet, gute Deutsche werden würden, so sehr sie sich jetzt auch dagegen sträuben“⁷²⁷.

Der letzte Nachsatz deutet an, dass die Flamen dies doch ein wenig anders als der junge Herr Student sahen. Die Belgier, auch die Flamen, empfanden wohl ganz offensichtlich die Anwesenheit der Deutschen als eine Besatzung und nicht Befreiung. Siemon hingegen

⁷²⁵ ATZ Nr. 21, 15. Februar 1915, 31. Jg., S. 479.

⁷²⁶ Feldpostbrief von Deichmann vom 14. November 1914 in SUBG 4° Cod. MS. Nachtr. 72, S. 78.

⁷²⁷ Feldpostbrief von Erich Siemon vom 11. Oktober 1917 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 6f.

betrachtete sie als Deutsche, die nur ein wenig Zwang bräuchten, um dies selbst zu fühlen, der Widerstand würde dann schon brechen. Hier offenbarte ein Student nicht nur wirres nationalgeprägtes Gedankengut, sondern auch deutlich annexionistische Vorstellungen. Und tatsächlich wurde das besetzte Gebiet als erobert betrachtet, obwohl offiziell der belgische Staat nicht aufhörte zu existieren. Die deutsche Besatzungsmacht betrieb auf Anweisung der OHL eine gezielte Politik der Germanisierung der Bevölkerung Belgiens. Vor allem bemühte man sich darum, die Flamen in Flandern von den frankophonen Wallonen zu entfremden und an das deutsche Reich anzubinden⁷²⁸. Diese Politik spiegelte sich nun in den Gedanken des jungen Wingolfiten wieder.

Im Gegensatz zu den Verhältnissen in Frankreich finden sich nur wenige Hinweise auf die Beziehungen der studentischen Soldaten zu den Einwohnern der belgischen Ortschaften. Ein Turnerschaftler schilderte seine Erfahrungen mit den Einwohnern der belgischen Stadt Namur wie folgt:

„Die Einwohner [von Namur, F.K.] sind entgegenkommend, an den Häusern weisen uns kurze Aufschriften den Weg zu guten Geschäften“⁷²⁹.

Nun sind diese Äußerungen nicht unbedingt ein Hinweis auf einen engeren Umgang zwischen Besatzern und Besetzten. Dass die Einwohner sich entgegenkommend gegenüber den Besatzern zeigten, lässt vielmehr die Vermutung zu, dass dies eher die Ausnahme als die Regel war, wenn der Student dies erwähnte. Leider ging er nicht näher auf die Umstände und die Kontakte ein.

Alles in allem kann man nicht viele Informationen über die belgische Bevölkerung aus der Sicht der Studenten extrahieren. Man kann vermuten, dass der Kontakt mit der Bevölkerung nicht so eng wie in Frankreich gewesen ist. Dabei muss beachtet werden, dass die flandrische Front nicht so lang wie in Frankreich gewesen ist. Die wenigen Beschreibungen mögen auch ihren Grund in einer stärker ablehnenden Haltung der Belgier gegenüber den Deutschen als bei der französischen Zivilbevölkerung gehabt haben. Die Versuche der deutschen Besatzung, die belgische Bevölkerung für sich zu gewinnen, scheiterten alle. In diesen Germanisierungsversuchen mag zum Teil der Grund für die sehr distanzierte und unversöhnliche Haltung der Belgier zu suchen sein, konnten sie doch dahinter die unzweideutigen Absichten einer Annektierung erkennen. Dafür herrschte ständige Angst vor Aufständen, über 800.000 Einwohner waren vor den Deutschen nach Frankreich, in die Niederlande oder nach England geflohen⁷³⁰.

Insgesamt lassen sich anhand des Quellenmaterials nur sehr wenige Aussagen zum Feindbild der Studenten bezüglich der Belgier formulieren. Sie scheinen als Gegner am westlichen Kriegsschauplatz im Schatten der übrigen Entente-Mächte gestanden zu haben. Große Beachtung wurde ihnen nicht geschenkt. Die Gründe dafür liegen im Dunkeln. Aber man muss sich wieder in Erinnerung rufen, dass Belgien, wie eingangs erwähnt, nicht Kriegsgegner war, sondern ursprünglich nur als Durchmarschgebiet betrachtet wurde. Die

⁷²⁸ Alan Kramer in Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 381ff.

⁷²⁹ ATZ Nr. 21, 15. Februar 1915, 31. Jg., S. 480.

⁷³⁰ Alan Kramer in Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 381ff.

Eroberung des Landes war nicht Teil der offiziellen Haltung, einen Verteidigungskrieg gegen England, Frankreich und Russland zu führen. Zu dieser Thematik nahmen im Übrigen die Studenten in keiner Weise Stellung.

3.5.1.3 Vereinigtes Königreich von Großbritannien

Die dritte, wichtige, im Westen Krieg führende Nation war das Vereinigte Königreich von Großbritannien⁷³¹. Bereits vor Ausbruch des Ersten Weltkrieges herrschte zwischen dem Deutschen Reich und dem Inselkönigreich ein ambivalentes Verhältnis. Eine Anglophobie kann in Deutschland bereits lange vor dem Krieg registriert werden. In den 1840er Jahren breitete sich von Frankreich kommend eine anti-englische Haltung aus, in der England als Feind Kontinentaleuropas stilisiert wurde⁷³². Dabei war die seit der Jahrhundertwende in Deutschland weit verbreitete abwertende Bezeichnung Englands als „*Krämervolk*“ zunächst während der Herrschaft Napoleons in Frankreich entstanden. Erst später im Rahmen der französischen Beatzung und britischen Kontinentalsperre hatte sich der Begriff nach und nach in Deutschland etabliert⁷³³. Im weiteren Verlauf des 19. und 20. Jahrhunderts bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges beeinflussten weitere Ereignisse das Verhältnis zwischen Deutschland und Großbritannien. Unter der Herrschaft Königin Victorias bestanden noch die besten politischen Beziehungen. Nicht zuletzt war dies der Königin selbst und ihrem von ihr über alles geliebten Prinzgemahl, dem Deutschen Albert, zu verdanken. So sympathisierte man in England während der Zeit der Kulturkämpfe in Europa mit der Haltung des deutschen Kaisers und seines Kanzlers gegenüber dem Vatikan und der katholischen Kirche⁷³⁴. Aber nach und nach verschlechterte sich das Verhältnis, wie 1899-1902 durch den Burenkrieg, die angebliche Einkreisungspolitik Großbritanniens gegen Deutschland mit Frankreich und Russland 1904-1907, das deutsche Flottenrüsten oder die Marokko-Krise 1911. Bildhaft wurde diese Hass-Liebe in der Person Kaiser Wilhelms II., einem Enkel der britischen Königin Viktoria und Ehrenadmiral der englischen Flotte. Einerseits war er auf engste dynastisch mit dem englischen Königshaus verknüpft und bewunderte vieles von der Insel, andererseits war er Motor eines Wetttrüstens, das gegen Großbritannien gerichtet war. Ähnlich ambivalent war das Verhältnis der Deutschen zu den „*Vettern*“ auf der Insel. Immerhin floss nach nationaler und rassistischer Überzeugung in den Adern der Engländer ebenso germanisches Blut wie bei den Deutschen⁷³⁵.

Doch bis zum Jahr 1914 war es nicht, genauer nie, zu militärischen Auseinandersetzungen gekommen. Während des napoleonischen Zeitalters hatte sogar England erfolgreich mit Preußen zusammen gekämpft. Seitdem waren einhundert Jahre vergangen und in Deutschland erinnerte man sich nur noch an die eigenen Leistungen.

In den ersten Augusttagen 1914 hatte sich Großbritannien noch nicht dazu entschieden, ob es in den Krieg eingreifen würde. Das gab Deutschland die Hoffnung, dass das Vereinigte Königreich sich nicht auf die Seite der Alliierten schlagen, sondern sich für Neutral erklären würde. Entscheidend in dieser Frage war die Bestandsgarantie Belgiens. Deutschland beharrte

⁷³¹ Wenn in diesem Abschnitt von England die Rede ist, dann ist immer Großbritannien gemeint. Der Begriff England, der ja nur einen Teil Großbritanniens meint, wurde dabei von den Studenten synonym gebraucht, so wie hier dann auch von mir.

⁷³² Vgl. Jahr, *Krämervolk*, S. 116.

⁷³³ Im französischen „*nation boutiquière*“, ebd.

⁷³⁴ Vgl. Bericht in *The Times* vom 28. Januar 1874, S. 5, so wie weitere Berichte im Zeitraum Ende Januar und Anfang Februar 1874 in der selben Zeitung.

⁷³⁵ Jahr, *Krämervolk*, S. 131.

auf einem Durchmarschrecht, während England vor einer Verletzung belgischen Hoheitsgebietes warnte. In dem Moment, in dem sich Großbritannien offiziell auf die Seite Frankreichs und Russlands stellte, war die Enttäuschung und Empörung in der deutschen Bevölkerung groß. Wie schon in dem Kapitel 3.1 Kriegsausbruch gezeigt, reagierte darauf das Bildungsbürgertum äußerst heftig, wobei sie bis zum Tag vor dem britischen Kriegseintritt das Inselkönigreich völlig ignorierten. Studenten und Akademiker sahen sich von den „Vettern“ von der Insel verraten. Für die deutschen Studenten war damit der eigentliche Verursacher des Krieges gefunden.

*„(...) | England wars, das den Krieg erweckt, | Das Haus des Friedens in
Flammen gesteckt, | All ander zu tot hetzt dies Krämerpack, | Daß immer gefüllt
nur sein eig'ner Sack. | Jedoch Geduld nur, wir woll'n Euch zahlen, | Und
blutigrot auf England malen | Hided! | (...)“⁷³⁶.*

Dieses Schmähdgedicht aus der Deutschen Korpszeitung, die sich doch ansonsten so vornehm zurückhielt, war nur eines von vielen, die während des gesamten Krieges verfasst und nicht nur in den Blättern der akademischen Verbindungen veröffentlicht wurden. Die Worte sind deutlich derb und der Hass so unverhohlen, dass diese Zeilen für sich sprechen und nicht weiter interpretiert werden müssen.

In den Briefen der Studenten rechnete man ebenfalls deftig mit den Briten ab. So schilderte ein Student im August 1914 in einem Brief an seine Eltern, dass die Nachricht vom englischen Kriegseintritt ihn so aufgewühlt hatte, dass er „(...) vor Aufregung, Wut und Begeisterung bis früh 3 Uhr (...)“⁷³⁷ nicht einschlafen konnte. Diese Reaktionen deuten darauf hin, dass gerade in Bezug auf Großbritannien die Gemüter der Deutschen sehr erhitzt waren. Es überrascht daher nicht, dass das Bild der Studenten von ihren britischen Gegnern nicht das Beste war und hierüber offen Worte des Hasses in Briefen fielen.

*„Von allen unseren Feinden hassen wir die Engländer am meisten, da wir ihnen
am meisten die Hauptschuld an diesem Völkermorden zuschreiben“⁷³⁸.*

Aus diesem Grund waren viele Studenten mehr als motiviert, es nun diesem besonders verhassten Feind heim zu zahlen.

*„Meine Reise in Feindesland hat nicht lange gedauert. Die verfluchten Engländer
haben mich mit einem Schuß in den Oberarm bedacht (...). (...). Ich werde wohl
bald wieder in die Front abrücken, um dem Engländer das Fell zu gerben“⁷³⁹.*

⁷³⁶ Hided war die Abkürzung für „Hauptsache ist: Die Engländer dreschen!“; vgl. Deutsche Korpszeitung, Heft 16/7, 380, 15. Dezember 1914, 31. Jg., S. 438.

⁷³⁷ Feldpostbrief von Walter Limmer vom 7. August 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 8. Limmer schrieb diese Zeilen noch während der Rekrutenausbildung in der Kaserne in Leipzig.

⁷³⁸ So auch ein Sängerschafter in ASZ Nr. 4, Oktober 1916, 22. Jg., S. 63.

⁷³⁹ Feldpostbrief von Grotjohann vom 31. Oktober 1914 in MZ Nr. 38, 3. Kriegsnummer, September 1915, o.S.

Solche harten Worte hätte man gegenüber dem Erbfeind Frankreich erwartet. Jedoch im Gegensatz zu den Franzosen beruhigten sich die Emotionen der Studenten nicht gegenüber dem britischem Feind im weiteren Verlauf des Krieges.

„Eine starke Freude habe ich in den Gedanken nach 11 Monaten auf den Tag genau mal wieder ran an den Feind zu kommen. Zumal es der Gevatter von drüben [England, F.K.] ist“⁷⁴⁰.

Verwehrt sich noch die Studenten, die gegen Franzosen kämpften, dagegen, dass Hass sie antrieb, bekundeten sie nun selbigen vielfach und offenherzig gegenüber dem englischen Feind und verliehen so ihrer tiefen Wut derben Ausdruck. Es erweckt sogar den Eindruck, als ob sie darin wetteiferten, sich gegenseitig in ihren Schmähungen zu übertrumpfen.

„Den verdammten Engländern verdanken wir alles und die gehören vernichtet, wenigstens ihre Diplomaten und Führer“⁷⁴¹.

Anders als mit den französischen Soldaten konnten die Hochschüler keine Gemeinsamkeiten mit den Engländern feststellen. Waren die Franzosen noch Opfer einer kriegstreiberischen Politik wie man selbst, so stand in der Person des britischen Soldaten der Verursacher des Krieges direkt vor ihnen. Immerhin betrachteten sie das britische Empire als eigentlichen Verantwortlichen hinter dem politischen Vorhang, welches den Krieg aus Gewinnsucht vom Zaum gebrochen hatte. Daher brachte man ihnen keine Sympathien entgegen, denn sie waren dementsprechend Täter und nicht Opfer.

„(...) doch im Kyklos der Menschen tobet der Kampf, der schnöden Habsucht der Briten entkloppen“⁷⁴².

Die Briten kämpften also nicht um die Existenz der eigenen Nation oder für Größe und Ruhm des Vaterlandes, sondern des schnöden Mammons wegen. Diese unterstellte materialistische Einstellung war den Studenten zutiefst zuwider. Vor allem in der Tatsache, dass die britischen Truppen, die British Expedition Force, sich im Gegensatz zu den studentischen Kriegsfreiwilligen zunächst aus Berufssoldaten zusammensetzten, sahen die Studenten sich in ihrem Vorurteil bestätigt. Ein Student bezeichnete sie daher verächtlich als Söldner⁷⁴³. Und mit dieser Meinung stand er nicht alleine. Unter den Hochschülern herrschte die Ansicht vor, dass die englischen Soldaten nicht den selben Geist und die selbe Gesinnung wie zum Beispiel die französischen Truppen teilen würden. Auch meinte ein junger Sängerschafter, feststellen zu können, dass es gerade um die Kameradschaft unter den Briten besonders

⁷⁴⁰ Brief von Rud. Hein vom 26. November 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 18. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. Januar 1916, S. 4.

⁷⁴¹ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 22 September 1916 in BfZG.

⁷⁴² Ders., Brief vom 27. Dezember 1914 in BfZG.

⁷⁴³ Feldpostbrief von Karl Aldag vom 3. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 30.

schlecht bestellt sei, da sie vor allem vom Materialismus geleitet seien. Nicht anders stünde es um deren Patriotismus⁷⁴⁴.

Ihrerseits fühlten sich die Studierenden diesen bezahlten Soldaten überlegen, da sie für ihr Vaterland und für die deutschen Werte kämpften und nicht für schnöden Mammon, wie die Briten. Damit übertrugen sie dieselben Motive, die sie der englischen Regierung für den Kriegseintritt unterstellten, auf deren Truppen. Gleichzeitig unterstrichen sie ihre moralische Überlegenheit und ihren Kampf für eine gerechte Sache gegenüber dem Neid und der Gier des Krämervolkes.

In dieses Bild der englischen Soldaten passten dann auch die an der Front kursierenden Gerüchte, die Engländer würden unehrenhaft kämpfen und hinterlistig morden. So etwa die Klage darüber, sie würden mit Frantireurs gemeinsame Sache machen⁷⁴⁵. Es finden sich in anderen Briefen, allerdings nicht aus der Hand von Studenten, Berichte, die in eine ähnliche Richtung gehen und zum Teil noch schärfer sind. Dort wurde davon berichtet, wie britische Truppen vorgetäuscht hätten, sich zu ergeben, um dann überraschend die ahnungslosen deutschen Soldaten aus dem Hinterhalt zu überfallen, oder wie sich englische Soldaten tot oder verwundet gestellt hätten, um den Deutschen in den Rücken zu fallen⁷⁴⁶. In dieselbe Kerbe schlägt ein Gedicht in der Akademischen Turnzeitung des VC unter dem Titel „Baralong“. Darin wurde der Vorwurf gegen die Briten erhoben, Schiffbrüchige deutsche U-Bootfahrer, die hilflos in der See trieben, erschossen zu haben⁷⁴⁷. Zwar enthalten die untersuchten Briefe keine solchen Erzählungen von den Studenten, dennoch dürften diese Geschichten auch den Studenten an der Front zu Ohren gekommen sein und ihr Bild der Briten beeinflusst haben.

Trotzdem gab es auch anerkennende Worte von Hochschülern für die britischen Soldaten⁷⁴⁸. Ungeachtet des „Krämmergeistes“ erkannte ein Mitglied des Kyffhäuser-Verbandes an, dass die Engländer harte Gegner waren und zu kämpfen wussten.

⁷⁴⁴ Feldpostbrief von Glaser nach Eröffnung der Somme-Offensive in ASZ Nr. 4, Oktober 1916, 22. Jg., S. 63.

⁷⁴⁵ Vgl. dazu 3.5.1.2. b) den Briefausschnitt von Hans Hermann vom 24. Oktober 1915, SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. Nr. 74, Nr. 10, S. 7.

⁷⁴⁶ „Nebenbei kämpfen sie [Engländer, F.K.] sehr gemein und mit allen Mitteln. Sie heben die Hände hoch und zeigen die weiße Flagge, und wenn dann unsere Leute näher kommen, schießen sie aus dem Hinterhalt. Ein englischer Offizier geht mit weißer Flagge ohne Gewehr vor; um mit einem deutschen Offizier zu verhandeln. Als sie sich auf fünf Schritte genähert haben, erschießt der Engländer den Deutschen mit einem verborgen gehaltenen Revolver. So gibt es viele Fälle, daher ist die Verbitterung gegen die Engländer enorm“, aus Feldpostbrief von Oblt. Brenner vom 17. September 1914 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. Nr. 72, S. 15.

⁷⁴⁷ ATZ Nr. 22, 1. März 1916, 32. Jg., S. 508.

⁷⁴⁸ Dies deckt sich mit der Beobachtung von Christoph Jahr, der festgestellt hat, dass das Bild des stammesverwandten, germanischen Englands während des Ersten Weltkrieges so stark war, dass die Deutschen sich einen Rest von Respekt abringen konnten, da die Engländer auch Germanen seien und damit Achtung verdient hätten. Vgl. Jahr, Krämervolk, S. 141.

„Die Engländer sind sportgestählte Männer, die bis zum äußersten kämpfen. Denn sie streiten ja (ausnahmsweise mal) für ihre eigene Sache, da sie für die Kanalküste fürchten“⁷⁴⁹.

In den Flandernschlachten hatten sie sich die Anerkennung dieses Studenten erkämpft. Doch selbst dann konnte sich der Student den Seitenhieb nicht verkneifen, dass sie diese Leistung nur angesichts der Tatsache, ausnahmsweise mal für eine eigene Sache zu kämpfen, erbringen könnten. Auf dem Weg zur Kanalküste kam es nach den furchtbaren Verlusten der Ersten Flandernschlacht zu einem Patt zwischen britischen und deutschen Truppen. In diesen Kämpfen hatten die deutschen Truppen versucht, die Briten vom Meer abzuschneiden, während die Engländer sich so rasch wie möglich darum bemühten, den Deutschen in den Rücken zu fallen und sie zu umfassen, um den linken Flügel der Westfront aufzurollen. Mit diesen Kämpfen sind der Name der Stadt Ypern, aber auch die Orte Dixmuide und Langemarck, fest verbunden. Hier brachten die Briten die Deutschen zum Halten und verhinderten einen entscheidenden Durchbruch⁷⁵⁰. Unter diesen Eindrücken wurden obigen Zeilen verfasst. Schon wie gegenüber den französischen Soldaten nötigte der Erfolg des Gegners den Studenten Respekt ab. Und sicher war die Anerkennung wiederum ein Mittel, um der Heimat zu erklären, warum man nicht mehr so erfolgreich wie in den ersten Tagen des Krieges war.

Ungeachtet der tiefen Abneigung gegenüber den Engländern kam es an den erstarrten Fronten zu Kontakten über die Gräben hinweg, in ähnlicher Weise wie die Szenen zwischen Deutschen und Franzosen im oberen Abschnitt. Allgemeine Bekanntheit haben diese Verbrüderungen zu Weihnachten 1914 erlangt, als englische und deutsche Soldaten eigenmächtig die Waffen ruhen ließen und gemeinsam friedlich Weihnachten feierten, den *Christmas truce*⁷⁵¹. So wusste ein Burschenschafter davon zu berichten, dass er Weihnachten *„(...) mit wahrhaft innerer Erhebung erlebt [hatte], hauptsächlich infolge der Ruhe, die laut Verabredung mit dem gegenüberliegenden Engländer herrschte“⁷⁵²*. Dieser Friede hielt in manchen Abschnitten gar bis Sylvester. Einen solchen kleinen Frieden im Krieg schilderte ausführlich der Student Karl Aldag.

„Es kam ein englischer Offizier mit weißer Fahne herüber und bat um Waffenruhe von 11 bis 3 Uhr zur Beerdigung der Toten (...). Sie wurde gewährt. (...). Die Waffenruhe wurde aber ausgedehnt. Die Engländer kamen aus ihrem Graben heraus in die Mitte, tauschten Zigaretten und Fleischkonserven, auch Photographien aus mit den Unseren, sagten, sie wollten nicht mehr schießen. So herrscht vollständige Ruhe, die einem seltsam vorkommt. Wir und sie gehen und stehen auf der Deckung, über dem Graben“⁷⁵³.

⁷⁴⁹ Akad. Blätter, Nr. 19, 1. Januar 1915, 29. Jg., S. 337.

⁷⁵⁰ Vgl. auch John M. Bourne in Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 489f.

⁷⁵¹ Vgl. Christoph Jahr in Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 957ff. und die populärwissenschaftliche Arbeit von Jürgs, Der kleine Frieden im Großen Krieg.

⁷⁵² Vgl. Auszug aus dem Feldpostbrief von Kaiser in B.Bl. Nr. 12, 15. März 1915, 29. Jg., WH 1914/15, S. 288.

⁷⁵³ Feldpostbrief von Karl Aldag vom 3. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 30.

Der Anlass für den kurzfristigen Waffenstillstand war der Wunsch der Briten, ihre Toten zu bergen und zu bestatten. Ähnlich wie in andern Fällen, ganz pragmatisch und doch sehr pietätvoll. Diese erste Begegnung dauerte nur kurz zwischen Weihnachten und Neujahr an, da forderten die Deutschen die Engländer auf, wieder in die Gräben zurück zu kehren, um weiter zu kämpfen. Dies scheiterte allerdings zunächst an der Verweigerung der englischen Soldaten gegenüber ihren Offizieren. Erst als die französische Artillerie den Beschuss wieder aufnahm, war der Friede vorerst vorbei. In der Sylvesternacht jedoch kam es erneut zu einer kleinen Waffenruhe.

„Silvester riefen wir uns [Deutsche und Engländer, F.K.] die Zeit zu und verabredeten, um 12 Uhr Salven zu schießen. Der Abend war kalt. Wir sangen Lieder, sie klatschten Beifall (...), wir spielten Mundharmonika, dazu sangen sie, und wir klatschten. Dann fragte ich, ob sie nicht auch Musikinstrumente da hätten und dann kriegten sie einen Dudelsack vor (...), sie spielten ihre schönen elegischen schottischen Lieder darauf, sangen auch. Um 12 Uhr dann knatterten Salven von beiden Seiten in die Luft! Dazu ein paar Schüsse unserer Artillerie, ich weiß nicht, wohin die schossen, die sonst so gefährlichen Leuchtkugeln prasselten auf wie ein Feuerwerk, mit Fackeln wurde geschwenkt und Hurra geschrien. (...). Es war rechter Silvester, wie im Frieden“⁷⁵⁴.

In diesem Fall ging Aldag sogar so weit, in seinem Brief zu schildern, wie er zu den Engländern herüber rief und sich an diesem Treiben beteiligte.

Aber anders als bei seinen Kommilitonen gegenüber den französischen Soldaten bewirkte dieses Erlebnis keine Änderung in der grundsätzlichen Haltung Aldags. Für ihn waren die schottischen Soldaten schlichtweg Söldner, die nun streikten, weil sie „keine Lust mehr“⁷⁵⁵ hatten. Nur weil die Engländer seiner Meinung nach für Geld und nicht für die Ehre des Vaterlandes kämpften, konnten sie wie Arbeiter streiken. „Es konnte so nicht weitergehen (...)“⁷⁵⁶ war Aldags Urteil zu den Versuchen der englischen Soldaten, einfach den Kampf zu verweigern. Der Brite blieb für ihn der Feind, auch solche Gesten konnten ihn nicht umstimmen. Vielmehr wirkte dies alles befremdlich auf ihn.

Interessanterweise erscheint dieser Brief erst in den späteren Editionen Witkops. In der Ausgabe von 1916 sucht man noch vergeblich nach diesem Brief.

Im Gegensatz zu den Franzosen oder Belgiern kämpften die britischen Soldaten nicht auf heimischem Boden, wenn man von vereinzelt Angriffen von See oder Bombardements Londons und anderer Städte durch deutsche Luftschiffe einmal absieht. Wie schon erwähnt sahen darin die Studenten den Beleg dafür, dass die Briten nicht aus nationalen, sondern aus wirtschaftlichen Gründen in diesen Krieg eingetreten seien. Die Hochschüler bekamen daher keine Gelegenheit, die englische Zivilbevölkerung näher kennen zu lernen, wie es bei den Franzosen oder Belgiern der Fall war. Ein ziviler, friedlicher Kontakt konnte nicht hergestellt werden. Diese wichtige Komponente zum Zugang zur fremden Mentalität fehlte in diesem Fall vollkommen. Gerade durch die Begegnung mit der Zivilbevölkerung konnten die

⁷⁵⁴ Ebd., S. 31.

⁷⁵⁵ Ebd., S. 30.

⁷⁵⁶ Ebd.

Studenten Zugang zum Leiden einer betroffenen Nation erhalten und vielleicht auch Mitleid mit den Einwohnern entwickeln. Dies mag auch zum Teil erklären, warum der Hass gegen die Engländer seitens der jungen Akademiker sich im Laufe des Krieges nicht abkühlte. Im Vergleich zu den französischen Soldaten widmeten die Studenten den Engländern dann auch wesentlich weniger Aufmerksamkeit in ihren Briefen.

3.5.1.4 Kolonialsoldaten

Keine eigene Kriegspartei, dennoch Beteiligte auf den westlichen Schlachtfeldern waren die Kolonialsoldaten der Entemächte Frankreichs und Großbritanniens. Die Zahl der nicht weißen Kämpfer war nicht gering, in etwa 600.000 Soldaten. In der Hauptsache stammten sie aus dem Maghreb (270.000), aus Indien (153.000) und aus Westafrika (134.000)⁷⁵⁷. In der Wahrnehmung der deutschen Soldaten standen diese abseits der „normalen“, europäischen Feinde. Sie wurden als die „Wilden“ betrachtet, im Gegensatz zu den regulären, weißen Soldaten. Aus diesem Grund müssen die Angehörigen der Kolonialtruppen gesondert untersucht werden, um dieser Betrachtungsweise gerecht zu werden.

Der Einsatz von Truppen aus den Kolonien auf dem europäischen Kriegsschauplatz war selbst in den alliierten und neutralen Staaten nicht unumstritten und löste auf deutscher Seite tiefste Empörung aus⁷⁵⁸. Bereits vor dem Krieg waren diese Truppen, sowohl in Deutschland als auch in den Staaten der Entente, als blutrünstige Bestien verschrien. Dieses Vorurteil verschärfte sich dann im Laufe des Krieges. So warf im Jahre 1915 eine Denkschrift des Auswärtigen Amtes mit dem barocken Titel „Die Völkerrechtswidrige Verwendung farbiger Truppen auf dem europäischen Kriegsschauplatz durch England und Frankreich“ Gräueltaten vor, wie die Verstümmelung und Ermordung von verwundeten und kriegsgefangenen Deutschen⁷⁵⁹. Daneben erhob man auch erste Vorwürfe von sexuellen Übergriffen der Kolonialsoldaten auf internierte deutsche Frauen, welche dann nach dem Krieg während der französischen Besatzung, vor allem aus Kolonialsoldaten, der linksrheinischen Seite ganz massiv von der deutschen Propaganda verbreitet wurden⁷⁶⁰.

In seinem Aufsatz über die Untersuchung des Bildes eben dieser Kolonialsoldaten in Deutschland konnte Christian Koller feststellen, dass die Schilderungen dieser Soldaten aus deutscher Sicht mit zahlreichen diskriminierenden, tierischen Attributen und Verhaltensweisen ausgeschmückt wurden⁷⁶¹. Vor allem die Afrikaner, so Koller,

⁷⁵⁷ Christian Koller, Feind-Bilder, Rassen- und Geschlechterstereotype in der Kolonialtruppendifkussion Deutschlands und Frankreichs, 1914-1923, in Heimat-Front, Militär und Geschlechterverhältnis im Zeitalter der Weltkriege, hg. v. Karen Hagemann, Stefanie Schüler-Springorum, Frankfurt a.M. 2002, S. 150-167, S. 150. Koller hat das Bild des feindlichen Kolonialsoldaten unter rassen- und geschlechterspezifischer Perspektive im Zeitraum von 1914-1923 untersucht, wobei sein Schwerpunkt auf der Zeit der französischen Besatzung im Rheinland lag.

⁷⁵⁸ Ebd.

⁷⁵⁹ Ebd. S. 152f.

⁷⁶⁰ Ebd., S. 153f.

⁷⁶¹ So wurden sie abschätzig als Teufel, entmenschte Wilde, totes Menschengeschmeiß der Wildnis und mit anderen unschönen und rassistischen Begriffen bezeichnet. Ebd., S. 152f.

symbolisierten die Antithese zum weißen Mann, der eben von Vernunft, Geist und Selbstbeherrschung bestimmt sei⁷⁶².

Und wie von Koller beschrieben, erachteten die Studenten die gegnerischen Soldaten aus den Kolonien nicht als gleichwertig, schon gar nicht als zivilisiert. Diese waren in den Augen der Studenten einfach nur Wilde. Ihnen wurde alles Schlechte unterstellt.

„Das las man aus ihrer Erregung und ihrem unzusammenhängenden Erzählen. (...) (...) eine wilde Wut gegen ihre Widersacher, gegen diese Schwarzen, diese Turkos [von Tirailleurs algériens = algerische Schützen, F.K.], die wie wilde Doggen im Blute ihrer Kameraden [der Deutschen, F.K.] gewühlt hatten, auch der Gefangenen und Verwundeten (...)“⁷⁶³.

Wie schon von Koller beschrieben, benutzte in diesem Briefauszug der Verfasser die Metapher eines wilden und blutrünstigen Tieres. Auch findet sich der Vorwurf aus der Denkschrift des Auswärtigen Amtes, nämlich der Tötung von Gefangenen und Verwundeten, wieder. Dabei war der Hallenser Wingolfit nach eigener Aussage nicht einmal selbst Augenzeuge der Ereignisse. Er hatte diese Ereignisse nur von Kameraden gehört, nahm sie jedoch als Tatsache, die er nun nach Hause berichtete. Ganz offenbar passten diese Beschreibungen in das Bild, das er sich über die Soldaten aus Algerien gemacht hatte.

Für den Studenten Brockmann waren die indischen Truppen auch nur *„eine (.) Menagerie schwarzen Gesindels von hellbraun bis schwarz“⁷⁶⁴*. Neben diesen Indern hatte er an derselben Stelle ebenfalls einer für England kämpfenden kanadischen Division gegenübergestanden, welche jedoch nicht so diffamierend beschrieben und titulierte wurde⁷⁶⁵.

Auch die Art und Weise, wie die Franzosen und Engländer die Soldaten aus ihren Kolonien einsetzten, besser verheizten, nährte die rassistischen Vorurteile der Studenten, dass diese Soldaten wenig menschlichen Wert hätten.

„Schon hatten sich die Franzosen darauf besonnen, daß das Blut der Turkos und Schwarzen weniger kostbar ist, und hetzten diese Wilden los, die als wilde Bestien getreulich ihre harte Pflicht taten. (...). In ähnlicher Weise wurden auch in den letzten Tagen wieder zwei schwarze Regimenter unserem Granat- und Maschinengewehrfeuer geopfert“⁷⁶⁶.

⁷⁶² Ebd., S. 162. Bernhardt stellt auch ganz allgemein fest, dass je abstoßender und unmenschlicher der Feind beschrieben wurde, das Selbstbild im Gegensatz dazu umso strahlender erschien. Vgl. Bernhardt, Feindbilder, S. 16.

⁷⁶³ Feldpostbrief von Karl Freitag vom 28. September 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 17. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. November 1915, S. 15.

⁷⁶⁴ Feldpostbrief von Gustav Brockmann, Flandern 12. März 1915, SUBG 4° Cod. MS. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 27.

⁷⁶⁵ Ebd.

⁷⁶⁶ Feldpostbrief von Eugen Müller vom 5. März 1916 in B.Bl. Nr. 4. vom 15. Mai 1916, 30. Jg., SH 1916, S. 61.

Ganz offenbar hatten sie den Eindruck, dass diese Truppen nur als Kanonenfutter von der Gegenseite eingesetzt wurden und, um Schrecken in den deutsche Reihen zu verbreiten. Die Bedeutung dieser Soldaten maßen die Hochschüler weniger in ihrer Kampfkraft, sondern einfach in der Masse, die ihrer Meinung nach die Lücken auf Seiten der Alliierten stopfen sollten.

Es muss aber auch erwähnt werden, dass sich schon mal ein Student ganz nüchtern über die nicht weißen Gegner geäußert hatte.

„Wir haben hier drei Monate des üblichen Stellungskrieges hinter uns. Tage der Ruhe und des behaglichen Landlebens in den Reservestellungen, Tage des furchtbarsten Granatfeuers vorne, oder gefahrvolle Stunden eines Feuerüberfalls seitens feindlicher, marokkanischer Infanterie, die glänzend schießt und mich (...) oft böse befunkt hat“⁷⁶⁷.

Wie bereits erwähnt, konnte dem Feind Anerkennung zu Teil werden, wenn er sich gegenüber den eigenen Truppen behaupten und somit Erfolge verhindern oder gar Niederlagen zufügen konnte. Hier hatte der Student am eigenen Leibe erfahren, dass es gleich war, woher der Gegner kam, sondern lediglich von Bedeutung war, wie gut er zu kämpfen vermochte. Ein Kommilitone schrieb über Kolonialsoldaten aus Indien in diesem Sinne folgendes:

„(...) der Engländer bringt immer neue Scharen. Und sind es Inder, sie können im Graben gerade ein Gewehr so gut führen wie wir; nur wir kommen auch nicht ran“⁷⁶⁸.

Bei dem Student war die verzweifelte Erkenntnis herangereift, dass im industrialisierten Krieg Mut, Tapferkeit, Ehre und andere Tugenden nicht mehr von Bedeutung waren, statt dessen die Waffen. Und diese Waffen konnten von jedermann geführt werden. Es war vollkommen unbedeutend, wer das Gewehr bediente. Entscheidend war nur die Zahl der Waffen und derer, die sie führten. Man kam zudem nicht an den Feind heran, man konnte ihn also nicht im Zweikampf besiegen, egal, ob man persönlich sich als überlegen fühlte. Die einzelne Person, gleich welcher Herkunft, war in diesem Krieg völlig unbedeutend. Da half es auch wenig, wenn man sich rassistisch überlegen fühlte.

Insgesamt blieben die Berichte über solch exotische Feinde sehr gering und finden sich heute unter den Quellen nur vereinzelt. Aber dann waren sie voll von rassistischen Vorurteilen. In der Heimat waren sie den einen oder anderen Seitenhieb wert, wie viele Artikel in den Verbandszeitschriften belegen. Dies hatte bereits schon Koller herausgearbeitet.

3.5.2 Ostfront

⁷⁶⁷ Feldpostbrief von Ludwig Finke vom 28. April 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 71.

⁷⁶⁸ Brief von Gustav Brockmann 12. März 1915 in SUBG 4° Cod. MS. Nachtr. 74, Nr. 17, S. 19.

Ist die Westfront heute noch ein Sinnbild für Massenschlachten und Grabenkrieg, bei denen sich die Fortschritte bestenfalls in Metern ausdrücken ließen, so beschränkt sich das Wissen um die Verhältnisse an der Ostfront zumeist auf die Schlacht bei Tannenberg. Anders als im Zusammenhang mit dem Zweiten Weltkrieg liegen für die Zeit des Ersten Weltkrieges vergleichsweise wenige Forschungsberichte für diesen Frontabschnitt vor. Die Historiographie ist gerade dabei, diese Lücke nach und nach zu schließen⁷⁶⁹.

Die Verhältnisse auf den östlichen Schlachtfeldern sind mit denen im Westen nicht vergleichbar. So standen den Armeen im Osten nicht gleichermaßen dichte Straßen- und Eisenbahnnetze wie im Westen zur Verfügung. Diese Zustände stellten die Heerführer vor große logistische Probleme und bedeuteten für die Soldaten lange und harte Märsche. Aus diesem Grund erschien der Osten den deutschen Soldaten als sehr rückschrittlich. Es gab kaum befestigte Wege, viele Wälder und menschenleere Ebenen, und die Einheimischen lebten in sehr einfachen und ärmlichen Verhältnissen. Dazu kamen noch die den Mitteleuropäern fremden klimatischen Verhältnisse mit kalten und harten Wintern und heißen und trockenen Sommern.

„Der Unterschied zwischen West und Ost ist ein horrender [sic]. Hier herrscht direkt tropisches Klima. (...). Es wird nur biwakiert, da man in kein Haus (Hütte besser) kann, weil alles verlaust ist. Pfui Deibel!“⁷⁷⁰.

Trotz der großen Menschenmassen, die die Vielvölkerstaaten Österreich-Ungarn und das russische Zarenreich aufweisen konnten, wurden im Osten in der Summe weniger Soldaten eingesetzt als im Westen. Daher lagen die Frontabschnitte nicht so dicht beieinander wie in Frankreich oder Belgien, sondern wiesen Lücken auf, durch welche die Armeen manövrieren und operieren konnten. Dies ermöglichte leichter militärische Durchbrüche⁷⁷¹. Aus diesem Grund konnte an der Ostfront der Bewegungskrieg fast über die ganze Kriegsdauer aufrecht erhalten werden. Dies zeigte sich in messbaren militärischen Erfolgen, die in Ausmaß und Bedeutung die Ereignisse im Westen bei weitem übertrafen. Höhepunkte waren die deutschen Siege bei Tannenberg Ende August 1914, bei Tarnów und Gorlice im Mai 1915, die Einnahme Bukarests im Dezember 1916 und damit die Niederlage Rumäniens und die Kapitulation Russlands mit dem Frieden von Brest-Litowsk im März 1918. Allerdings mussten die deutschen Truppen auch im Osten Phasen des Stillstandes sowie Rückschläge – wie durch die Brussilow-Offensive im Sommer 1916 – hinnehmen.

Das Zarenreich war im Unterschied zu den westliche Alliierten ein ferner Nachbar. Zwar grenzte Russland geopolitisch im Osten an das Deutsche Reich, doch begannen sich wirtschaftliche Beziehungen gerade erst zu entwickeln. Kulturell und wissenschaftlich bestanden so gut wie keine Beziehungen. Obwohl die russische Aristokratie Deutschland als Reiseziel zu schätzen wusste, man denke an das mondäne Kurbad Baden-Baden, zog es doch umgekehrt die Deutschen nicht so sehr ins Zarenreich. Die deutschen Bürger in ihrer Masse,

⁷⁶⁹ So etwa, Vejas Gabriel Liulevicius, *Kriegsland im Osten: Eroberung, Kolonialisierung und Militärherrschaft im Ersten Weltkrieg*, Hamburg 2002 oder *Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung*, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006.

⁷⁷⁰ Mohr in einem Feldpostbrief vom 23. Juni 1915 in Rieß, *Saxo-Guestphalia*, S. 75.

⁷⁷¹ Norman Stone in *Enzyklopädie Erster Weltkrieg*, S. 762.

auch die Studenten, pflegten keine Kontakte zum riesigen Ostreich. Russen kannten die Studenten nur als ausländische Kommilitonen, zu denen sie aber keine engeren Kontakte pflegte. Und es fehlte den Studierenden an den Sprachkenntnissen, die ihnen einen tieferen Zugang zu den Russen verschafft hätten wie etwa gegenüber den Franzosen.

Einen Eindruck vom Bild der Zeitgenossen in Deutschland über Russland kann Meyers Konversations-Lexikon⁷⁷² vermitteln. Informierte sich ein Student Anfang des 20. Jahrhunderts darin über das Zarenreich, so konnte er erfahren, dass erst 1861 die Leibeigenschaft abgeschafft worden war und nun die kleinen Bauern erheblichen Aufholbedarf hätten. Weiter konnte er dort nachlesen, dass „*Auf dem Gebiet der geistigen Kultur (.) noch immer nicht gehörig gesorgt (...)*“⁷⁷³ war. Zudem informierte das Lexikon darüber, dass der Handel durch den Mangel an Verkehrswegen und die verhältnismäßig wenigen Handelsstädte leide, sowie, dass die Industrie in der Hauptsache aus Hausindustrie, also die Nebenerwerbsproduktion von Bauern, bestünde. Dies lässt erahnen, welches Bild sich die Studierenden vom russischen Großreich machten⁷⁷⁴. So grüßte ein Mitglied des jüdischen KC seine Bundes- und Kartellbrüder mit folgenden Worten: „*Meine Lieben! Herzliche Grüße aus dem heiligen Rußland der Panjes und Läuse (...)*“⁷⁷⁵.

Eine weitere Besonderheit lag darin begründet, dass das eigentliche, das geographische Russland erst viel tiefer im Osten begann. Unmittelbar grenzten Deutschland und Russland auf dem Territorium des ehemaligen Königreiches Polen aneinander, das zu diesem Zeitpunkt kein eigenständiger Staat mehr war. Während des Krieges gelangten die deutschen Soldaten erst um das Jahr 1916 auf eigentlich russisches Territorium. Die Kriegsschauplätze an der Ostfront beschränkten sich hauptsächlich auf Ostpreußen, Galizien und zum Schluss die Ukraine.

Im Nachfolgenden wird die russische Armee als eine einzige Armee im Osten betrachtet werden, obwohl sich die Soldaten aus vielen verschiedenen Völkern des Zarenreiches rekrutierten. Bei der Betrachtung der Zivilbevölkerung wird dagegen genauer unterschieden, so dass sich mit der Darstellung der Polen, Balten und Juden beschäftigt wird.

3.6.2.1 Soldaten

Die Truppen des Zaren erfreuten sich ganz offensichtlich nicht des Rufes, besonders tapfer oder gut ausgebildet gewesen zu sein. In den Feldpostbriefen bescheinigten die Studenten den

⁷⁷² Meyers Konversations-Lexikon, 14. Band, 5. Aufl., Leipzig 1896, S. 1049-1074.

⁷⁷³ Ebd., S. 1058.

⁷⁷⁴ Zu einem ähnlichen Ergebnis, nämlich kaum Wissen um das Zarenreich und eher einem barbarischen Eindruck von Land und Leuten, kommt Jörg Baberowski, Einführende Bemerkungen zu Schlachtfeldern der Vorstellungen – Vorstellung der Schlachtfelder. Die Ostfront im Ersten Weltkrieg und die Wahrnehmung des Feindes, in Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 147-152, 147; Hoeres, Die Slawen, S. 181; und schließlich auch noch Hans-Erich Volkmann, Der Ostkrieg 1914/15 als Erlebnis- und Erfahrungswelt des deutschen Militärs, in: Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 263-293, S. 263.

⁷⁷⁵ KC-Blätter, Kriegsausgabe Nr. 10, März/April 1916, S. 590.

Russen beinahe einmütig nur negative Eigenschaften, in der Hauptsache eine schlechte Kampfmoral, begleitet von Titulierungen wie Mörder, Plünderer, Vergewaltiger und Brandschatzer.

„(...) die Russen immer rechtzeitig vor uns ausrückten. (...) allerdings hatten sie auf ihrer Flucht alle Gehöfte in Brand gesteckt, nachdem sie sie vorher ausgeplündert hatten. Die Bewohner hatten sich schon vorher mit einigem Hab und Gut vor ihnen in Sicherheit gebracht“⁷⁷⁶.

Eine offizielle Untersuchung auf deutscher Seite stellte dagegen in einem internen Bericht fest, dass es sich bei den russischen Übergriffen in Ostpreußen um Einzelfälle handelte. Insgesamt hatten sich die zaristischen Truppen überwiegend wohl korrekt gegenüber der Bevölkerung verhalten. Die Zahl und Qualität der Übergriffe bleibt auch in der Forschung umstritten⁷⁷⁷. Dennoch schilderten die Studenten grausige Bilder von Tod und Verwüstung in den ostpreußischen Gebieten⁷⁷⁸. So etwa wusste ein Burschenschafter nicht nur von Plünderungen, sondern auch Verschleppungen von Einwohnern zu berichten⁷⁷⁹. In der Akademischen Turnzeitung hatte ein Turnerschafter die Berichte von den Verwüstungen in Ostpreußen in ein Gedicht zusammengefasst⁷⁸⁰. Und wie schon im Westen bezüglich der Franktireurs gaben sie die Eindrücke in die Heimat wieder, ohne das Geschilderte selbst erlebt zu haben. Ihnen reichte der Anblick verbrannter Höfe, um daraus zu schließen, dass an diesen Orten die Russen gewütet haben mussten. Dass so mancher Hof oder Ort durch Kämpfe in Brand geraten und zerstört wurde, wie alle Tage an der Westfront, kam ihnen dabei nie in den Sinn⁷⁸¹. Zu sehr hatte sich bei ihnen das Bild der mordenden und plündernden russischen Dampfwalze verfestigt. Zum großen Teil war dies auch den Bemühungen der deutschen Propaganda, ein russisches Feindbild in den Köpfen der Soldaten entstehen zu lassen, geschuldet⁷⁸². Und nicht zuletzt war auch die russische Taktik der Zerstörung von Brücken und Nachschubwegen, um den deutschen Vormarsch aufzuhalten, prägend⁷⁸³.

⁷⁷⁶ Brief von Erich Gans vom 24. September 1917 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 3f.

⁷⁷⁷ Hoeres, Die Slawen, S. 190; Alan Kramer spricht von 101 Toten, vgl. Alan Kramer, Kriegsrecht und Kriegsverbrechen, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg, hg. v. Hirschfeld, Krumeich und Lenz, Paderborn, 2. Aufl. 2003, S. 281-292, S. 284, was Hoeres aber anzweifelt.

⁷⁷⁸ Diese Schilderungen deckten sich mit den deutschen Propagandaberichten über russische Übergriffe gegen Deutsche in Ostpreußen, vgl. Vejas Gabriel Liulevicius, Die deutsche Besatzung im Land „Ober Ost“ im Ersten Weltkrieg, in Besatzung, Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, hg. v. Kronenbitter, Pöhlmann, Walter, Paderborn 2006, S. 93-104, S. 94.

⁷⁷⁹ B.Bl. Nr. 6, 15. Dezember 1915, 30. Jg., WH 1915/16, S. 119.

⁷⁸⁰ „Sie drangen ein in deutsche Lande | mit Brennen und Plündern und Morden, | Sie drangen ein, das Heer der Schande, | die russischen Horden... || Und gen Westen auf den Straßen | Ziehen Kinder, Greise, Frauen | Die ihr Heimatdorf verlassen, | Oftmals finster rückwärts schauen: | ‚Seht, dort hinten, wo die Flammen | Blutrot auf zum Himmeln lohen, | Sinkt jetzt unser Dorf zusammen, | Stehn die Feinde, die uns drohen!‘ | Mütter sitzen auf dem Wagen | Bei den mitgeschleppten Resten | Ihrer Habe; weinen.. klagen.. | Langsam wankt der Zug gen Westen. – (...)“, Gedicht „Ostpreußen“ in ATZ Nr. 22, 1. März 1916, 32. Jg., S. 509.

⁷⁸¹ Vgl. Vejas Gabriel Liulevicius, Von »Ober Ost« nach »Ostland«?, in: Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 295-310, S. 298.

⁷⁸² Volkmann, Der Ostkrieg 1914/15, S. 264f.

⁷⁸³ Vgl. Liulevicius, Von Ober Ost nach Ostland, S. 297.

„Immer wieder das selbe Bild. Schlichte Holzkreuze an den Wegen und zerschossene, noch immer schwelende Wohnstätten. (...) (...) die abziehenden Russen stecken Dörfer und besonders Brücken in Brand“⁷⁸⁴.

Diese Taktik kannte sicher auch so mancher Student aus dem Geschichtsunterricht über Napoleons Russlandfeldzug, wobei der allerdings in den untersuchten Briefen nie erwähnt wurde. Diese Rückzugstaktik, sich also immer wieder vom Feind zu lösen und in neue, vorbereitete Stellungen zurück zu ziehen, deuteten die Hochschüler als Schwäche.

Hinzu kamen Berichte von großen Zahlen von Überläufern. Die Zahl der russischen Kriegsgefangenen nach den Schlachten von Tannenberg und an den Masurischen Seen war unglaublich hoch. Die Studenten führten diese Umstände darauf zurück, dass die Soldaten zum einen schlecht ausgebildet waren und zum anderen schlecht behandelt wurden.

„Hals über Kopf sind die Herren Russen aus K. entwetzt so schnell, dass der Stab der 10. Armee noch das warme Mittagessen und halbfertige Speisen vorfand. (...). Die dem Feuer am stärksten ausgesetzten Forts habe ich von innen und aussen besichtigt und heute noch muss man sich wundern, dass die Russen diese Stellung aufgegeben haben, ohne sie bis auf das äußerste zu verteidigen (...). Zivilisten sagten mir, dass die Offiziere ihre Truppen und damit die Forts als erste verlassen haben, ihre Leute ermunternd so lange als möglich auszuhalten. Na wie der Herr, so's Geschirr“⁷⁸⁵.

Ein anderer schrieb über seine derzeitige Stellung gegenüber den Russen, dass es nur gut sei, *„(...) daß ein großer See dazwischen ist, sonst wäre schon mancher von ihnen übergelaufen“⁷⁸⁶*. Diese Schlussfolgerungen ins Blaue hinein entbehrten jeglicher Fakten. Denn weder hatte der eine Studierende einen Überläufer gesehen, geschweige denn gesprochen, noch hatte es im Brief des anderen überhaupt russische Deserteure gegeben. Dies waren reine Vermutungen, die auf den hohen Gefangenenzahlen der Heeresberichte, aber nicht auf eigenen Erlebnissen beruhten. Es hatte sich das Bild des widerwilligen, russischen Soldaten, der zum Krieg geprügelt wurde und bei der erstbesten Gelegenheit überlief, tief in das Bewusstsein und Feindbild der Studentenschaft eingepägt.

Tatsächlich war die Zahl der Kriegsgefangenen an der Ostfront deutlich höher als im Westen. Etwa drei Viertel der Verluste der russischen Truppen machten Gefangene aus, es mögen bis

⁷⁸⁴ Feldpostbrief von Peter Frenzel vom 13. August 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 110.

⁷⁸⁵ Feldpostbrief von Jürgens vom 27. Oktober 1915 in Rieß, Saxo-Guestphalia, S. 112.

⁷⁸⁶ Feldpostbrief von Oskar Greulich vom 24. April 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 228.

zu 3,4 Millionen gewesen sein⁷⁸⁷. Dies entsprach mehr als einem Fünftel der Gesamtstärke des russischen Heeres, wobei die österreichisch-ungarischen Truppen mehr Gefangene machten als die deutschen. Diese hohen Zahlen waren aber nicht unbedingt einer desolaten Kampfmoral zuzuschreiben, sondern auf den Umstand zurückzuführen, dass eine Gefangennahme an der Ostfront aufgrund des Bewegungskrieges im Gegensatz zum Stellungskrieg des Westens wesentlich einfacherer und sicherer war⁷⁸⁸. Das schränkt die Aussagekraft zur Kampfmotivation der Russen ein, so dass das Bild der Studierenden sicher überzogen war. Umgekehrt kam es gerade auf Seiten der Truppen der österreichisch-ungarischen Doppelmonarchie zu massenhaften Übertritten slawischer, vor allem tschechischer Truppen, auf die russische Seite, angespornt durch Sonderbehandlung und Bevorzugung vom russischen Militär⁷⁸⁹.

Andererseits fürchteten die Hochschüler die russische Armee als ‚Dampfwalze‘, die, einmal in Bewegung, alles zermalen würde⁷⁹⁰. Diese Furcht beruhte freilich nicht auf der Qualität und Moral der russischen Soldaten, sondern ihrer schieren, erdrückenden Masse an Menschen. Wo allerdings die Russen Erfolge zu verzeichnen hatten, beschrieben die Studenten die soldatischen Leistungen als gut.

„In unsere Feldwache gelang es den Russen dank ihres tadellos funktionierenden Artilleriefeuers einzudringen(...). (...). Sehr gut hatte ihre Artillerie gearbeitet“⁷⁹¹.

Fand die russische Artillerie ansonsten keine Anerkennung, da sie zumeist zu schwach und ungezielt war, rechtfertigte dieser Student den Rückschlag in seiner Stellung eben mit einer überlegenen Artillerieleistung der russischen Truppen. Wie an der Westfront, so war die Beurteilung der gegnerischen Truppen zumeist davon abhängig, ob man selbst eben siegreich war oder eine Niederlage einzustecken hatte. Ein Rückschlag gegen einen unterlegenen Feind hätte ein schlechtes Licht auf einen selbst geworfen.

Doch darf dies nicht darüber hinweg täuschen, dass es Truppenteile in dem Körper der ‚Dampfwalze‘ gab, die ungeachtet der aktuellen Lage an der Front besondere Beachtung und Anerkennung durch die Studenten fanden. Dies traf vor allem auf die Kosaken und die Sibirier zu. Vor allem erstere waren bei den Deutschen als mutige und grausame Gegner gefürchtet, die zu kämpfen wussten. So beschrieb ein Erlanger Student den Angriff von

⁷⁸⁷ Vgl. Jochen Oltmer, Einführung: Funktion und Erfahrung von Kriegsgefangenschaft im Europa des Ersten Weltkrieges, in: Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkrieges, hg. v. Jochen Oltmer, Paderborn 2006, S. 11-23, S. 13. Von eher 2,8 Millionen geht Reinhard Nachtigall aus, die Zahl von 3,4 Millionen stammt aus sowjetischen Quellen, welche er anzweifelt, vgl., Reinhard Nachtigall, Die Kriegsgefangenen-Verluste an der Ostfront, Eine Übersicht zur Statistik und zu Problemen der Heimatfronten 1914/15, in: Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 201-215, S. 202.

⁷⁸⁸ Oltmer, Kriegsgefangenschaft, S. 14f.

⁷⁸⁹ Ebd., S. 15; Nachtigall, Kriegsgefangenen-Verluste, S. 204.

⁷⁹⁰ Vgl. Feldpostbrief von Walther Harich vom 6. Januar 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 84.

⁷⁹¹ Brief von Erich Gans vom 24. September 1917 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 2f.

Kosaken voller Anerkennung als eine, „*schneidige Attacke*“⁷⁹². Die Sibirier galten ebenfalls als Elitesoldaten, vor allem was ihre Schießkunst anbelangte. Sie wurden ähnlich geachtet wie an der Westfront die französischen Alpenjäger, die den deutschen Soldaten das Leben in den Vogesen schwer und gefährlich machten. Doch nur ihre soldatischen Fähigkeiten wurden bewundert, die Menschen an sich nicht. Sie blieben in den Augen der Studenten, ebenso wie die anderen, unzivilisiert und blutrünstig, vielleicht sogar noch schlimmer als die übrigen Truppen der Russen.

*„Die Kosaken sengten die ganze Gegend ab, so daß wir durch rasches Nachdrängen manches Dorf vor der Mordfackel bewahrt haben“*⁷⁹³.

So war ein junger studentischer Soldat froh, nicht „*Opfer der russ. Mordlust*“⁷⁹⁴ geworden zu sein, die nicht vor Verwundeten und Gefangenen halt mache⁷⁹⁵.

Nichtsdestotrotz gab es wie bei den anderen Nationen Gelegenheiten, bei denen selbst an der Front die Feinde untereinander Kontakt hatten. Ebenso wie an der Westfront ergaben sich Phasen, in denen die Waffen ruhten und in dieser Situation sich russische und deutsche Soldaten menschlich näher kamen.

*„Auf die Russen, die ja viel größere Naturfreunde als wir sind, hat der Wechsel der Landschaft freilich nicht seinen Eindruck verfehlt. (...). Man gibt gegenseitig auf sich acht, hält aber für töricht, sich durch Beschießen zu beunruhigen. Zieht der russische Posten auf, so meint er, daß das unbedingt sein vis-à-vis drüben wissen müßte. ‚Morgen Aujuscht‘ ruft er dann über den See rüber und verabschiedet sich auf dieselbe Weise. Warum der Ruski mit Vorliebe den Deutschen ‚Aujuscht‘ nennt, weiß ich nicht. Jedenfalls meint er’s besser hiermit als der Franzose, für die wir nur die ‚Boches‘ sind. (...). Die Truppen drüben sind nämlich meist Polen und Litauer und können daher etwas Deutsch“*⁷⁹⁶.

Als erstes fällt die Charakterisierung der Russen als „*Naturfreunde*“ auf, die eine euphemistische Umschreibung für ein einfaches, aber gutherziges Gemüt zu sein scheint. Dies steht ein wenig im Widerspruch zu dem Bild des Mörders, Vergewaltigers und Brandschatzers. Vorteilhaft für diese ruhige Lage und das bessere Bild der Soldaten war sicher nicht zuletzt die Sprachkenntnis der russischen Soldaten. Der allergrößte Teil der Studenten sprach zwar französisch und auch vielleicht noch englisch, doch die russische oder andere slawische Sprache war ihnen in aller Regel nicht vertraut. So konnten schon aufgrund der Sprachschwelle keine Beziehungen zur anderen Seite aufgebaut werden. Darüber hinaus kamen solche langen ruhigen Zeiten, in denen die Soldaten sich in ihren Stellungen

⁷⁹² Feldpostbrief von Keller vom 3. November 1915 in Rieß, Saxo-Guestphalia, S. 108.

⁷⁹³ Feldpost von Helmut Strassmann vom 24. Juli 1915 in Witkop, Kriegesbriefe gefallener Studenten, S. 252.

⁷⁹⁴ Brief von Hermann Hack vom 23. August ohne Jahr in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 18. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 305.

⁷⁹⁵ Ebd.

⁷⁹⁶ Feldpostbrief von Oskar Greulich vom 24. April 1916 in Witkop, Kriegesbriefe gefallener Studenten, S. 228.

gegenüberlagen, im Gegensatz zur Westfront nur sehr selten vor. Beachtenswert ist weiterhin, dass die Annäherung laut der Schilderung von Seiten der russischen und nicht der deutschen Soldaten ausging. Die Reaktion der deutschen Soldaten erscheint in den Ausführungen eher passiv, offenbar brachen sie ihrerseits den kleinen Frieden nicht, verhielten sich ansonsten zurückhaltend. Es hat den Eindruck, dass entweder die Deutschen den Russen grundsätzlich weniger trauten oder aber der Student keine aktive Rolle bei dieser Verbrüderungsszene in die Heimat vermitteln wollte, weder seinerseits noch seitens seiner Kameraden. Und schließlich betonte der Kriegsfreiwillige, dass es sich bei den Männern auf der Gegenseite in der Hauptsache um Polen und Litauer handelte, also nicht um Russen. Erfreulich war für den Studenten auf jeden Fall, dass die üblichen Schmähen der Franzosen den russischen Soldaten vollkommen unbekannt waren und sie sich auf ein freundliches „*Aujuscht*“ beschränkten. Darin meinte er guten Willen zu erkennen, und nicht Hass wie bei den Franzosen.

Ähnlich gute Erfahrungen hatte auch ein junger Corpsstudenten gemacht. Er erzählte, dass er sich in seiner Kriegsgefangenschaft an einen russischen Offizier gewandt hatte, weil er Kleidung und Stiefel brauchte. Dabei waren ihm die vielen Schmissee im Gesicht des jungen Offiziers aufgefallen. Daraufhin hatte er den Russen auf Deutsch angesprochen, und es hatte sich herausgestellt, dass der Offizier in Göttingen studiert hatte und bei dem dortigen Corps Saxonia aktiv gewesen war. Der Student erhielt dann auch alles, was er benötigte, von seinem Corpsbruder. Dieser sei, so der Corpsstudent, als Bewohner der Ostseeprovinzen von den Russen zwangsrekrutiert worden⁷⁹⁷. Im Übrigen ist diese Geschichte ein schönes Beispiel, wie gut und weitreichend die Netzwerke der Korporationen reichen und funktionieren konnten.

Ganz entspannt berichtete ein junger Leutnant und Burschschafter von der Zeit des Waffenstillstandes an der Ostfront im Jahre 1918. Er schilderte, wie die einfachen Soldaten beider Seiten sich im Niemandsland freundlich und auch erleichtert die Hand schüttelten, gemeinsam musizierten und für Bilder posierten. Er selber nutzte die Gelegenheit, um Kontakt zu den russischen Offizieren zu suchen.

„Auch mit den russischen Offizieren pflogen wir freundschaftlichen Verkehr. Jeden Nachmittag war Treffpunkt der vornehmen Welt vor dem Drahtverhau. Wir begrüßten uns höflich (...). Mit Haltung und Grandezza lustwandelten wir auf der Demarkationslinie wie auf dem Kurfürstendamms oder dem Newski-Prospekt in Petrograd, rauchten die Friedenspfeife und unterhielten uns gebildet, was nicht schwer fiel, da viele von ihnen deutsch sprachen (...). Die russischen Offiziere gaben sich sehr nett und liebenswürdig, ihr Äußeres sah aber sehr haarig aus“⁷⁹⁸.

Im Gegensatz zu den bisherigen Schilderungen solcher friedlichen Begegnungen im Feld nahm ein Student in diesem Fall eine aktive Rolle ein. Auffällig ist dabei, dass der junge Leutnant und Burschschafter dabei den Kontakt zu seinesgleichen, also russischen Offizieren, und nicht zu den gemeinen Soldaten suchte. Wie schon in dem Kapitel 3.3 über

⁷⁹⁷ Vgl. DKZ Nr. 18/31, 15. Februar 1916, 32. Jg., S. 553.

⁷⁹⁸ B.Bl. Nr. 7, 18. Januar 1918, 32. Jg., WH 1917/18, S. 103.

die Kameradschaft ausgearbeitet, zeigte auch dieser junge Akademiker Standesdünkel und blieb in seinem Milieu.

„Einmal unterhielt ich mich auch mit einem Einjährigen, einem Warschauer Studenten (...). Wir schieden mit dem tröstlichen Gedanken, daß es uns bald vergönnt sei, mit den kommenden Lerchen in die Luft zu schmetterern ‚Student sein, wenn die Veilchen blühen!‘“⁷⁹⁹.

Zu diesen Männern, gebildet und von guter Erziehung, fand der Burschschafter schnell Zugang, sie entstammen einer ähnlichen Lebenssituation. Die Beschreibungen dieser jungen Männer auf russischer Seite waren in diesem Brief dann auch viel differenzierter und einfühlsamer als die der einfachen Soldaten, die ihrerseits einfach dargestellt wurden.

Dadurch dass die Ostfront sehr stark in Bewegung war, ergaben sich im Gegensatz zur Westfront nicht so viele Gelegenheiten, bei denen sich die feindlichen Soldaten eine längere Zeit gegenüber lagen. Ob dies für die eher wenigen Szenen von Verbrüderungen an der Ostfront ursächlich war, lässt sich nicht sicher beantworten. Überhaupt schenkten die Studenten den russischen Soldaten in ihren Beschreibungen des Ostens recht wenig Aufmerksamkeit. Wenn man ihren Schilderungen Glauben schenken darf, so trieben sie die Russen mehr vor sich her, als dass sie ihnen einmal längere Zeit gegenüber standen. Es wäre denkbar, dass die militärischen Erfolge die Studenten dazu veranlassten, eher die militärischen Taten als die fremden Soldaten zu beschreiben. Denn anders als ihre Kommilitonen im Westen konnten sie erheblich mehr von ihrer Tätigkeit als Soldat berichten.

In den Schilderungen der anderen deutschen Soldaten überwog ein kulturelles und zivilisatorisches Überlegenheitsgefühl gegenüber dem russischen Feind. In ihm sahen sie die niedrigste Form der Völker des Ostens, welche ihnen besonders fremd und unbekannt vorkamen⁸⁰⁰. Insbesondere die Kosaken waren als feige und grausam verschrien⁸⁰¹. Dies deckt sich zu großen Teilen auch mit dem Feindbild der Studierenden, wenn auch nicht gänzlich. So betrachteten die Studenten die Kosaken durchaus auch als grausam, aber auch als schneidige Gegner, wie oben dargelegt. Auch wird das kulturelle Überlegenheitsgefühl über die Russen in den Briefen der Studenten, welche die russischen Soldaten betreffen, noch nicht so offensichtlich. Dazu muss der Blick weiter auf die Darstellungen der Zivilbevölkerung gerichtet werden.

3.5.2.2 Zivilbevölkerung

Das Riesenreich der Zaren umfasste eine große Zahl von Volksstämmen, so viele wie kein anderes Reich seiner Zeit. Daher sollte man nicht einfach von *der* russischen Bevölkerung sprechen, sondern besser zwischen den verschiedenen Ethnien im Einzugsbereich des Krieges differenzieren. Denn aufgrund seiner Größe drangen die deutschen Truppen nur auf einen Teil

⁷⁹⁹ Ebd.

⁸⁰⁰ Hoers, Die Slawen, S. 187-192.

⁸⁰¹ Ebd., S. 192.

des russischen Territoriums vor: dem unter russischer Herrschaft stehenden Teil Polens, dem Baltikum und der Ukraine. Vorher durchquerten sie zum Teil auch die österreichischen Gebiete Polens, die zu Beginn des Krieges von den Russen besetzt worden waren. Die Studierenden waren sich dieses Unterschiedes gewahr und differenzierten genau zwischen diesen Volksgruppen und Territorien. In ihren Briefen schrieben sie nicht von Russen, sondern unterschieden zwischen Polen, Balten und Russen.

a) Polen

Das erste fremde Land im Osten, in das die Studenten mit der Armee vordrangen, war für die meisten Polen. Zum Zeitpunkt des Ausbruchs des Ersten Weltkrieges existierte es nicht als eigenständiger Staat. Dennoch lebte, auf drei Reiche verteilt, eine polnische Bevölkerung mit eigener Sprache und Identität in Osteuropa. Mit dem deutschen Vormarsch an der Ostfront marschierten die deutschen Truppen zunächst einmal durch Gebiete, die hauptsächlich von Polen bewohnt waren. Die ersten Eindrücke aus dem Osten beschrieben daher die Zustände aus Sicht der Studenten im österreichischen und russischen Polen.

Das von den Studierenden in die Heimat vermittelte Bild von Land und Leuten in Polen kann man durchweg als negativ bezeichnen. In ihren Briefen berichteten sie unisono von verdreckten und rückständigen Ortschaften und Einwohnern. In vielen Karten und Briefen war der „Galizische(r) Dreck“⁸⁰² ständiges Thema. Sehr häufig sprachen sie vom „*lausigen Polen*“⁸⁰³.

*„Alle Dächer Stroh und innen wie schmutzig und voller Viecherl. (...) Die Leute sind furchtbar bunt angezogen. (...) Sehr träge diese Leute, sehr bedauernswert. (...) Etwas zu kaufen gibt es nicht, kein Laden (...)“*⁸⁰⁴. Und *„So siehst in Polen aus, jedermann, auch die Offiziere sind behaftet mit diesem Vieh [Läuse und Nissen, F.K.]“*⁸⁰⁵.

Die geschilderten Eindrücke waren beinahe immer dieselben. Die Studenten waren ehrlich erschrocken über die Zustände östlich ihrer Grenze. In den Schilderungen ist immer wieder von dem Schmutz, dem Unrat und dem Ungeziefer die Rede. Armut und Mangel der Bevölkerung wurden oftmals wie hier als Kennzeichen von Rückständigkeit erwähnt⁸⁰⁶.

⁸⁰² Feldpostbrief von Clotz vom 12. November 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 18. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. Januar 1916, S. 3.

⁸⁰³ Feldpostbrief von Carl Hauers an seine Eltern vom 21. April 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 8, S. 22; Brief von Seitz vom 23. Mai 1915 in B.Bl. Nr. 10/11 vom 15. August 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 227; „*Lauseland*“ heißt es bei einem Sängerschafter in ASZ Nr. 5 vom November 1914, 20. Jg., S. 115.

⁸⁰⁴ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 8. April 1915 in BfZG.

⁸⁰⁵ Ders., Brief vom 13. April 1915 in BfZG.

⁸⁰⁶ Volkmann, *Der Ostkrieg*, S. 277f., der aber auch positive Darstellungen gefunden hatte; nicht nur für Polen, sondern für den gesamten Osten feststellend. Hoeres, *Die Slawen*, S. 188.

Ebenso häufig unterstellten die Studenten den Polen, etwas langsam im Denken und Handeln zu sein, also dumm und faul. Ihr Schluss war, wer unter solchen Verhältnissen lebte, musste dafür selbst verantwortlich sein. Der Grund dafür konnte also nur mangelnder Verstand und Fleiß sein, sonst würde es ihnen besser, nämlich wie in Deutschland, gehen. Dies entsprach auch dem Bild der Slawen in der Heimat, propagiert durch Zeitungen und Zeitschriften⁸⁰⁷. Der Student Hauers meinte genau das Problem erkannt zu haben. Die Lösung lag für ihn ganz klar auf der Hand. Er schrieb:

„Die Polen sind fast alle römisch-katholisch. In jedem Haus findet man ein oder zwei Wände mit Heiligenbildern dekoriert. Zu diesen beten die Polaken, dumm wie sie sind. (...). Etwas mehr Deutschtum, mehr Aufklärung, mehr Kultur! Mehr Deutschtum!“⁸⁰⁸.

Hier brachte der Göttinger Corpsstudent gleich zwei Vorurteile zur Aussprache. Zum einen gegenüber den Polen, zum anderen gegenüber den Katholiken. Für Hauers stand fest, dass die Polen „(...) *ein schrecklich dummes Volk* (...)“⁸⁰⁹ seien. Untermuert sah er seine Meinung durch den katholischen Heiligen- und Schutzglauben, den er als äußerst rückständig und dumm beurteilte. Aus seiner protestantischen, aufgeklärten Sichtweise waren dies eindeutige Indizien für indoktrinierte Dummheit. Frei nach Kant hatten die Polen sich in seinen Augen in eine selbstverschuldete Unmündigkeit gebracht, in dem sie sich nicht ihres Verstandes bedienten⁸¹⁰. Es scheint, dass ihm gerade als Protestant und Naturwissenschaftler, Hauers war Chemiestudent, dieser Aberglaube zutiefst abstieß.

Diesem Zustand konnte seiner Meinung nach nur durch mehr Deutschtum Abhilfe geschaffen werden. Was er unter Deutschtum verstand, hatte er bereits in einem anderen Brief gegenüber seinen Eltern dargelegt. Er griff dafür auf seine Schulzeit zurück, wo er eben diese Gedanken im Rahmen eines Aufsatzes niedergelegt hatte. Dass diese Gedanken damit nicht originär die eigenen, sondern Ergebnis einer Erziehung im Gymnasium waren, muss nicht weiter erläutert werden.

„Als besonders ausgeprägte Eigenschaft des Deutschtums nannten wir damals die deutsche Treue, den unbezähmbaren Freiheitsdrang, der hier angenehm bemerkbar ist im Gegensatz zu der edlen, im übrigen aber untätigen und

⁸⁰⁷ Hoeres, Die Slawen, S. 194f.

⁸⁰⁸ Feldpostbrief von Carl Hauers vom 16. Februar 1915 in SUBG 4° Cod. MS. Hist. Nachtr. Nr. 74, Nr. 8., S. 7f.

⁸⁰⁹ Ders., Brief vom 7. Dezember 1914 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 8, S. 4f.

⁸¹⁰ Kant definierte wie folgt die Aufklärung: „Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit. Unmündigkeit ist das Unvermögen, sich seines Verstandes ohne Anleitung eines anderen zu bedienen. Selbstverschuldet ist diese Unmündigkeit, wenn die Ursache derselben nicht am Mangel des Verstandes, sondern der Entschliebung und des Mutes liegt, sich seiner ohne Leitung eines anderen zu bedienen. *Sapere aude!* Habe Mut, dich deines eigenen Verstandes zu bedienen! ist also der Wahlspruch der Aufklärung. Faulheit und Feigheit sind die Ursachen, warum ein so großer Theil der Menschen, nachdem sie die Natur längst von fremder Leitung frei gesprochen (*naturaliter maiorennnes*), dennoch gerne Zeitlebens unmündig bleiben (...)“, Immanuel Kant, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? in: Berlinische Monatsschrift, H. 2, 1784, S. 481–494, S. 481f.

*teilnahmslosen polnischen Nation, die Hochachtung der Deutschen für ihre Frauen, ihre tiefe Frömmigkeit*⁸¹¹.

Diesen Freiheitsdrang bemerkte er zwar auch bei den Polen, doch waren sie seiner Meinung nach zu lethargisch, um dieses hohe Gut selbst zu erreichen. Damit war das polnische Volk in seinen Augen minderwertiger als das deutsche, welches dafür gekämpft hatte und nun, seiner Ansicht nach, wieder dafür kämpfte. Als maßgebend für seine Meinungsbildung oder besser für die Wahrnehmung der Situation der Polen muss daher vor allem seine Schulbildung angesehen werden. Es war ihm eingetrichtert worden, dass die eigene Nation über allem stehe und fremde Völker an der national interpretierten Geschichte zu messen seien. Damit legte er bei der Beurteilung der Polen einen Maßstab an, den er bereits in der Schule verinnerlicht hatte. Für ihn war das Deutsche das Maß aller Dinge, gemäß dem Spruch *„Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“*⁸¹². Offenbar sah er seine überhebliche und nationalistische Einstellung voll und ganz durch die Erlebnisse in Polen bestätigt.

Dennoch freundete sich derselbe Student mit einem polnischen Jungen an, der neben seiner Muttersprache noch sehr gut Deutsch und Russisch beherrschte und ihn nun im Russischen unterrichtete⁸¹³. Vor diesen Kenntnissen und dem aufgeweckten Geist des Jungen zeigte der gebildete Soldat und junge Akademiker Respekt und Anerkennung. Seiner Meinung nach könnten auch in der Heimat viele von diesem Jungen noch etwas lernen⁸¹⁴. Vergessen waren da auf einmal die Vorurteile, in gewisser Hinsicht verband ihn mit dem Jungen das Studium der russischen Sprache.

Mit seinem Polenbild stand der angehende Chemiker Hauers nicht allein. Seine Kommilitonen schilderten die Polen in ähnlicher Weise, so ist etwa auch von *„plumpen Polenweiber[n]“*⁸¹⁵ die Rede. Selten brachte es ein Kriegsfreiwilliger fertig, etwas Gutes über das Land und seine Einwohner zu schreiben, und dann zumeist nur mit Einschränkungen.

⁸¹¹ Feldpostbrief von Carl Hauers vom 8. Februar 1915 in SUBG 4° Cod. MS. Hist. Nachtr. Nr. 74, Nr. 8., S. 5.

⁸¹² Eines der Schlagworte des deutschen Nationalismus geprägt nach dem Gedicht „Deutschlands Beruf“ von Emanuel Geibel. *„Deutschlands Beruf | Soll's denn ewig von Gewittern | Am umwölkten Himmel braun? | Soll denn stets der Boden zittern, | Drauf wir unsre Hütten baun? Oder wollt ihr mit den Waffen | Endlich Rast und Frieden schaffen? || Dass die Welt nicht mehr, in Sorgen | Um ihr leicht erschüttert Glück, | Täglich bebe vor dem Morgen, | Gebt ihr ihren Kern zurück! | Macht Europas Herz gesunden, | Und das Heil ist euch gefunden. || Einen Hort geht aufzurichten, | Einen Hort im deutschen Land! | Sucht zum Lenken und zum Schlichten | Eine schwererprobte Hand, | Die den güldnen Apfel halte | Und des Reichs in Treuen walte. || Sein gefürstet Banner trage | Jeder Stamm, wie er's erkor; | Aber über alles rage Stolz entfaltet eins empor; | Hoch, im Schmuck der Eichenreiser, | Wall' es vor dem deutschen Kaiser! || Wenn die heil'ge Krone wieder | Einen hohen Scheitel schmückt, | Aus dem Haupt durch alle Glieder | Stark ein ein'ger Wille zückt: | Wird im Völkerrat vor allen | Deutscher Spruch aufs neu erschallen. || Dann nicht mehr zum Weltgesetze | Wird die Laun' am Seinestrom, | Dann vergeblich seine Netze | Wirft der Fischer aus in Rom, | Länger nicht mit seinen Horden | Schreckt uns der Koloss im Norden. || Macht und Freiheit, Recht und Sitte, | Klarer Geist und scharfer Hieb | Zügeln dann aus starker Mitte | Jeder Selbstsucht wilden Trieb, | Und es mag am deutschen Wesen | Einmal noch die Welt genesen“* (1861).

⁸¹³ Feldpostbrief von Carl Hauers vom 16. Februar 1915 in SUBG 4° Cod. MS. Hist. Nachtr. Nr. 74, Nr. 8., S. 8.

⁸¹⁴ Ebd., S. 6.

⁸¹⁵ Feldpostbrief von Walter Schmidt vom 28. September 1915 in Witkop, Kriegsbriebe gefallener Studenten, S. 278.

„Galizien ist jetzt, wo es ganz mit sauberem Schnee bedeckt ist, ein schönes Land. Bei -20° erfrieren auch die Läuse“⁸¹⁶.

Selbst bei Betrachtung einer traumhaften Winterlandschaft musste dieser Hallenser Student an den unter dem Schnee liegenden Dreck und das Ungeziefer denken, zu fest eingebraunt war ihm das Bild des dreckigen Polens.

In der Akademischen Turnzeitung aus dem Jahr 1916 findet sich eine Ausnahme zu den sonst sehr einseitigen Bemerkungen über die Polen. Darin schilderte ein Turnerschafter die Begegnung mit einer intellektuellen Polin. Die gebildete Frau bedauerte ihm gegenüber, dass ihr Land so unter dem Krieg litt, vor allem, da nun die russische Fremdherrschaft nur einer neuen, preußischen weichen würde. Diese Sehnsucht nach einem eigenen Staat berührte den jungen Studenten tief: *„Ach es ist eine Qual (...), wenn man nicht ein freies Vaterland sein eigen nennen kann!“⁸¹⁷. Er kam zu dem Schluss, „(.) unsere Achtung und unser Mitgefühl können wir diesem Volk nicht versagen (...“⁸¹⁸. Dieses nationale Empfinden der Polin kam seinem eigenen Denken und Fühlen recht nahe, so dass er darin einen Berührungspunkt zu der polnischen Bevölkerung gefunden hatte. Dies erlaubte ihm Mitgefühl für das Schicksal dieser Menschen zu empfinden. Auch fällt auf, dass die Bildung der polnischen Frau ein Wesenszug war, in dem sich der Turnerschafter wiedererkennen konnte. Jedoch ging sein Mitgefühl nicht so weit, dass er sich dazu hätte durchringen können, deren Wunsch nach Freiheit Polens zu seinem eigenen zu machen. Nüchtern bemerkte er dazu, das zwar die Polen zu Recht ihre Hoffnungen auf Deutschland und Österreich richten würden, doch hielt er es für *„(..) verfrüht, schon jetzt über die Behandlung und Erledigung der großen polnischen Frage zu sprechen“⁸¹⁹.**

Ein Landsmannschafter beschrieb die Situation in Polen sogar so, als ob die deutsche Besatzung eine Befreiung der Bevölkerung bedeutet habe.

„Die poln. und noch mehr die jidische Bevölkerung verdringt die russische vollkommen. Die deutsche Reg. ist streng aber gerecht und führt ein straffes Reg. Man trifft hier ganz wenig passiven Widerstand, im Gegenteil zeigen Juden, wie Polen ein gewisses Entgegenkommen, dabei muss man bedenken, dass der Eroberer durch Requisitionen usw. sich niemals beliebt macht“⁸²⁰.

Diese Zeilen erwecken den Eindruck, als ob die deutschen Soldaten von der Bevölkerung, wenn nicht willkommen, so doch mehr als geduldet waren. Der Student war sich wohl bewusst, als Eroberer aufzutreten, doch sah er in dem Verhalten der Bevölkerung auch eine gewisse Legitimation, da sie sich friedlich und nicht widerspenstig verhielt. Sahen sich viele Studenten an der Westfront als Gäste oder Besatzer gegenüber der Bevölkerung, so empfanden sich hier viele ganz unverhohlen als Eroberer. Es war eher die Ausnahme, dass die

⁸¹⁶ Brief von Siegfried Hachtmann vom 26. November 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 18. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. Januar 1916, S. 4

⁸¹⁷ ATZ Nr. 20, 1. Februar 1916, 32. Jg., S. 465.

⁸¹⁸ Ebd.

⁸¹⁹ Ebd.

⁸²⁰ Brief von Jürgens vom 27. Oktober 1915 in Rieß, Saxo-Guestphalia, S. 113.

akademischen Kriegsfreiwilligen einen Gedanken daran verschwendeten, die Polen als freies Volk mit Recht auf einen eigenen Staat anzusehen.

Es ist weiter erstaunlich, wie häufig sich die Hochschüler über die Verhältnisse in Polen und die Einwohner echauffierten. Hatte sich der Eindruck bei der französischen Zivilbevölkerung bei vielen im Laufe der Zeit in ein wohlwollendes Bild gewandelt, so fanden sie für die Polen durch den gesamten Krieg hindurch zumeist kaum ein gutes Wort. Vielmehr reisten schon die meisten Studenten in das Gebiet des russischen Polens in der Erwartung, ihre Vorurteile bestätigt zu finden.

„Jeder sucht mit Argusaugen die ganze Gegend nach Mängeln ab, das Stückchen Land da muß für Rußland herhalten“⁸²¹.

Im Weiteren dieses Briefes legte der Burschenschafter dar, wie er und seine Kameraden schon bei der Anfahrt und dann erst recht bei ihrer Ankunft im russischen Polen darauf brannten, ihre Vorurteile über die Russen und Polen, insbesondere deren Rückschrittlichkeit, in Polen bestätigt zu sehen.

„In diesen kläglichem Dinge haust der biedere Pole mit allem was er hat, ‚Vieh, Mensch, Weib und Kind‘, wie es in jenem schönen Studentenliede heißt“⁸²².

Und offenbar sah er seine Erwartungen mehr als erfüllt, er kannte es ja bereits aus einem Studentenlied. In den dunkelsten Farben schilderte er die Zustände und in geradezu diffamierender Art und Weise die Einwohner⁸²³. Offenbar waren die meisten Studenten nicht bereit, vorhandene Vorbehalte und Vorurteile gegenüber der polnischen Minderheit durch die Betrachtung der Polen in Russland und Österreich abzubauen oder zu überwinden. Von einer Annäherung kann nicht die Rede sein. Allerdings muss nochmals daran erinnert werden, dass die Truppen im Gegensatz zum Westen nicht lange an einem Ort verweilten, so dass länger andauernde Kontakte kaum möglich waren.

b) Baltikum

Als die deutschen Truppen tiefer in russisches Gebiet und weiter in den Osten vordrangen, gelangten sie in das alte Kurland und in die Gebiete der Balten, hauptsächlich in die Region des heutigen Lettlands und Litauens. Dort erschienen den Studierenden Land und Leute in ganz anderer Verfassung zu sein. Die Balten wurden von ihnen in einem ganz anderen Licht dargestellt als die Polen.

„Man hatte das Empfinden, dass man gar nicht feindliches Land, sondern eigenes, deutsches Land zerstörte. Es wohnen viele Deutsche in der Gegend und die Letten sprechen, verstehen wenigstens zum grossen Teil deutsch; vielleicht empfinden sie

⁸²¹ Feldpostbrief von Alfred Richter in B.Bl. Nr.2 vom 15. April 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 37.

⁸²² Ebd.

⁸²³ Ebd.

*auch mehr deutsch als russisch. Sie haben sich doch nicht umsonst vor ihren eigenen Soldaten flüchten müssen*⁸²⁴.

Der Verfasser dieses Briefes fand einen ganz anderen Zugang zu den Menschen im Baltikum. Er stellte fest, dass viele Deutsche in dieser Region lebten, erinnerte sich vielleicht auch daran, in der Schule gelernt zu haben, dass diese Gebiete alte Siedlungsräume der Hanse-Kaufleute und des Ordens der Deutschritter waren. Auf jeden Fall war er der Ansicht, dass die Menschen dort mehr deutsch als russisch empfanden, nicht estnisch, lettisch oder litauisch oder baltisch. Allein die Beobachtung, dass die Letten ein wenig deutsch verstanden, löste bei ihm diesen Eindruck aus. Die Sprache war nicht nur eine Brücke zur Verständigung, sondern er schlussfolgerte daraus, dass sie auch ein Indiz für eine Affinität zum Deutschtum sei. Er interpretierte darin einen Sieg der eigenen nationalen Identität über die russische. Die Einwohner dienten dabei als Schiedsrichter, indem sie sich zwischen deutscher und russischer Kultur zu entscheiden hatten. Sein eigentliches Interesse und seine Sympathie waren also auf das Urteil der eigenen Nation durch die Balten zurückzuführen, er selbst hatte an einem objektiven Bild der baltischen Nation und Kultur kein Interesse.

Ein Kommilitone aus Halle war ebenfalls der Überzeugung, dass die Balten die deutschen Truppen den russischen vorziehen würden.

*„Uns vertrauen sie [Balten in der Nähe von Riga, F.K.] mehr als ihren eigenen Soldaten. Leider wurde ihnen dieses Vertrauen schlecht belohnt. Aber darüber will ich lieber schweigen*⁸²⁵.

Es scheint durchaus so, als ob die Balten die Besatzung durch die Deutschen angenehmer empfanden als die durch die Russen, zumindest erlebte es dieser junge Soldat so. Allerdings schützte dies die Einwohner auch nicht vor Übergriffen, wie der Student schrieb. Zwar schämte er sich dieses Verhaltens, doch scheute er, offen und direkt in der Heimat darüber zu berichten und näher darauf einzugehen. Im Vordergrund seiner Schilderung sollte der positive Eindruck der Einwohner von den Deutschen stehen.

Hinzu kam, dass die Militärführung sich darauf einrichtete, ähnlich wie in Flandern das Baltikum fester ans Reich zu binden, und schickte sich an, das Land zu annektieren. Es entstand Ober-Ost, eine Art Militärstaat⁸²⁶.

Dass die Deutschen jedoch nicht unbedingt als neue Herren so beliebt und willkommen waren und dass die Balten nicht so deutschfreundlich eingestellt waren, wie viele Studenten annahmen, sollte sich bald herausstellen.

„[Zur Lage der Deutschen in Riga, vor der Einnahme, F.K.] Für ein auf offener Straße gesprochenes deutsches Wort stand Verbannung oder hohe Geldstrafe. Die deutsche Schrift bei der Straßenbezeichnung und Firmenschilder fanden wir

⁸²⁴ Brief von Erich Gans vom 24. September 1917 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 4.

⁸²⁵ Ebd.

⁸²⁶ Liulevicius, Von Ober Ost nach Ostland, S. 296.

überall überpinselt, selbst auf dem Trottoir; selbst die Namen an den Stubentüren. Und diese russischen Schikanen waren auch nichts gegenüber dem fanatischen Haß, mit dem die Letten die wehrlos gewordenen Deutschen verfolgten. Beschimpfungen, Drohungen, Verdächtigungen, die bei der gewissenlosen, bestechlichen russischen Behörde nur all zu leicht Gehör fanden, waren an der Tagesordnung. (...). Noch auf dem Sterbebett (...) schlug der lettische Soldat im Lazarett in fanatischem Haß fluchend die barmherzige Hand der ihn pflegenden deutschen Baronin zurück. (...). Am Vorabend unseres Einzuges plünderte die Soldateska, geführt vom lettischen Pöbel, die Läden“⁸²⁷.

Der Student führte weiter aus, dass die deutschen Einwohner froh seien, dass dies alles nun ein Ende habe, da sie eine „Bartholomäusnacht“⁸²⁸ fürchteten. Diese Schilderungen stehen in einem krassen Gegensatz zu den vorherigen. Als die Studierenden noch den Eindruck hatten, dass die Einwohner sie gerade als Deutsche willkommen hießen und ihrer Nation und Kultur wohlwollend gegenüber standen, erschienen sie ihnen sympathisch und erhielten ihre Aufmerksamkeit in ihren Briefen nach Hause. Als aber die Stimmung und damit das Bild kippte, wie in dieser Darstellung der Zustände in Riga, da wurden die Balten kriminalisiert. Als dankbares, von russischer Knechtschaft befreites Volk hatten sie nun keinen Wert mehr, daher widmete sich der Verfasser nun der deutschen Minderheit in der alten Hansestadt.

„(...) [beim Einzug in Riga, F.K.] da strömte schon die deutsche Bevölkerung aus den Häusern. Die sich vorher nur vom Sehen gekannt, schüttelten sich die Hände und beglückwünschten sich. Sie umarmen und küssen sich. Sie weinen vor Glück und vor Freude. Man schmückte uns mit Blumen, man drängte uns Geschenke auf, es hagelte Privateinladungen. (...). Jeder Wunsch wird uns von den Augen abgelesen“⁸²⁹.

In der Darstellung stehen nun auf einmal die Landsleute in der Fremde, oder zumindest die deutschstämmigen Einwohner Rigas, im Vordergrund. In den anderen Briefen fanden sie ebenfalls Erwähnung, in diesem Fall kam ihnen aber eine besondere Bedeutung zu. Sie hatten nun die Rolle der glücklich Befreiten zu übernehmen, welche die lettischen Einwohner verweigerten. Die Letten wurden nun Feinde, auf sie übertrug der Student das Bild der mordenden und plündernden russischen Soldateska. Im Unterschied zu den vorherigen Briefen war den Letten nicht mehr eine passive Rolle als Randnotiz zgedacht, sondern in diesem Fall widmete der Schreiber ihnen einen breiten Raum.

Bei Betrachtung der Briefe stellt man fest, dass die Beschreibungen der Balten insgesamt recht dürftig waren. Sie scheinen nicht viel Interesse bei den Studenten erweckt zu haben. Ähnlich wie im Westen die Belgier in den Briefen ein Schattendasein neben den Franzosen führten, scheint sich dies im Osten zwischen Polen und Balten zu wiederholen. Sie finden lediglich Erwähnung als ein Element der Pose des Befreiers im Osten. Weder für Kultur noch für die Menschen an sich findet sich in den Briefen wirklich Interesse oder Information.

⁸²⁷ Feldpostbrief von Kluthning, BBl. Nr. 8, 6. Februar 1918, 32. Jg., WH 1917/18, S. 118.

⁸²⁸ Ebd. Als Bartholomäusnacht bezeichnet man das Massaker an den Hugenotten in Frankreich, das am 24. August 1572 in Paris begann und sich auf das ganze Land ausweitete.

⁸²⁹ Ebd., S. 117.

Bedenkt man die annexionistischen Bestrebungen der Militärführung, so wird verständlicher, warum die Studenten kein Interesse an der Kultur der baltischen Völker zeigten, sollte doch alles deutsch werden.

c) Juden

Die dritte große Volksgruppe, die in das Blickfeld der Studenten in Osteuropa geriet, waren die Juden. Hatten die Juden sich in Westeuropa, vor allem in Deutschland, an ihre jeweils heimische Gesellschaft assimiliert, so galt dies nicht für ihre Glaubensbrüder im Osten. Diese unterschieden sich doch deutlich in Aussehen und Kleidung von ihren Mitmenschen. Wo die Juden im Kaiserreich sich mehr als Deutsche fühlten, hatten sich die Ostjuden in Kultur und Glauben eine starke Identität als Juden gegenüber den anderen Völkern bewahrt und sich weitgehend einer Assimilation verweigert. Sie lebten vor allem in den polnischen Gebieten Galiziens relativ isoliert von den übrigen Einwohnern.

„Von der eigentlichen Bevölkerung [Galiziens, F.K.] heben sich durch einen etwas größeren Grad von Menschlichkeit die Juden ab, die hier noch in ihrer Tracht und mit langen Bärten herumlaufen. Im übrigen nehmen sie unsern Soldaten, die kommen, um sie vor den Russen zu schützen, das Geld ab, solange die noch was haben“⁸³⁰.

Dieser Auszug aus dem Brief des Berliner Studenten Schallert aus dem Frühjahr 1915 enthält zwei Aussagen über die Ostjuden, die häufig in Feldpostbriefen von Hochschülern zu finden sind.

Zum einen der klar gezogene Trennstrich zwischen den jeweiligen Einwohnern und den Juden. Egal aus welcher Region solche Schilderungen für die Heimat verfasst wurden, immer differenzierten die Studierenden zwischen den Landeseinwohnern, also Polen, Letten oder anderen, und den Juden. Die Juden im Osten wurden von niemandem als Teil der einheimischen Bevölkerung angesehen, sondern immer als eigene Gruppe neben der Landesbevölkerung wahrgenommen. Dies entsprach einem tradierten Grundmotiv der Judenfeindschaft, dem Fremdheits-Motiv. Aufgrund ihrer Eigenheit in Sprache, Kleidung und Speisegewohnheiten wurden die Juden seit dem Mittelalter als ein Fremdkörper und der eigentlichen Bevölkerung nicht zugehörig empfunden⁸³¹. Dieses Motiv hatte in der Heimat im Zusammenhang mit übersteigertem Nationalismus dazu geführt, Juden in Deutschland als nicht-deutsch anzusehen⁸³².

In dem vorliegenden Fall zog der Student die Juden den Polen vor. Doch dieses zweifelhafte Kompliment ist zweischneidig. Denn seine Aussage, dass die Juden sich „durch einen

⁸³⁰ Feldpostbrief von Ernst Günter Schallert vom 27. April 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 75.

⁸³¹ Vgl. Hans-Michael Bernhardt, „Die Juden sind unser Unglück!“, Strukturen eines Feindbildes im deutschen Kaiserreich, in: Feindbilder in der deutschen Geschichte, Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. Christoph Jahr, Uwe Mai, Kathrin Roller, Berlin 1994, S. 25-54, S. 29.

⁸³² Ebd., S. 52.

„größeren Grad an Menschlichkeit“ von den Polen abhoben, offenbarte doch eine rassistische Einstellung den Menschen gegenüber. Denn wenn die Juden einen „größeren Grad an Menschlichkeit“ vorwiesen, so mussten sie dennoch hinter dem des Verfassers zurück stehen. Vollwertige Menschen waren sie offensichtlich nicht für ihn. Man kann erkennen, dass in den Kreisen der Studenten rassistisches und antisemitisches Gedankengut weit verbreitet war und dass dieser Student durchaus bereit war, Menschen in Kategorien ein zu teilen. Diese Einstellung teilten sie im Übrigen mit ihren anderen Kameraden⁸³³. Man kann in zwar nicht bereits von einem nationalsozialistischen Weltbild sprechen, doch zeigten viele der Studierenden bereits Ansätze eines Überlegenheitsgefühls aufgrund der Vorstellung Mitglied einer überlegenen Rasse zu sein, während Juden und Polen von rassistisch minderen Wert seien. Allerdings fehlt dieser Einstellung die Vorstellung die minderen Rassen auszurotten und auszubeuten, sondern fußte vielmehr auf einer Art kulturellen Überlegenheit. Von diesem Standpunkt war es dann nach dem Krieg kein weiter Weg mehr zur nationalsozialistischen Rassenlehre⁸³⁴.

Andere Studenten beschrieben ebenfalls die äußeren Auffälligkeiten der Ostjuden, welche diese sehr deutlich vom Rest der Bevölkerung unterschieden und auch fremd auf die Beobachter wirkten.

„Die Bevölkerung des Fleckchens besteht fast nur aus Juden; Handel und Handwerk sind fast gänzlich in ihrer Hand. Sie gehen in ihren langen, schwarzen Mänteln einher, haben teilweise rotes Haar, sprechen unter sich nur jiddisch, verstehen aber alle gut deutsch, haben auch meist deutsche Namen, lesen vor ihren Türen in ihren hebräischen Zeitungen und alten, zerrissenen Gebetsbüchern, sind sehr streng in der Befolgung ihrer Glaubensvorschriften. Sie bringen aber einige Kultur ins Land“⁸³⁵.

Carl Hauers unterschied ebenfalls ganz deutlich zwischen Juden und dem Rest der Bevölkerung. Er erkannte sie sehr schnell und eindeutig an ihrem Äußeren, das für ihn typisch aber andererseits auch unbekannt gewesen sein muss, sonst hätte er es, wie auch der vorhergehende Student, nicht so ausführlich beschrieben. Und wie auch der vorhergehende Hochschüler sah dieser in den Juden eine Gruppe, die in gewisser Weise über den anderen Einwohnern stand. In diesem Fall gesteht er ihnen zu, dass sie Kultur ins Land brachten, ohne Kultur näher zu definieren. Es liegt jedoch nahe, dass diese Aussage sich auf seine Beobachtung bezog, dass die Juden alle deutsch verstünden und viele einen deutschen Namen trügen. Wie schon gezeigt, bemaß Hauers den Grad an Zivilisation daran, inwieweit ein Volk seiner Auffassung von Deutschtum nahe kam. Wie schon vorher immer wieder beobachtet, konnte die Sprachkenntnis des Fremden bei den Studenten einen positiven Eindruck hinterlassen. Aber nicht nur die Studierenden schilderten die jüdische Bevölkerung im Osten

⁸³³ Volkmann, Der Ostkrieg 1914/15, S. 278ff.

⁸³⁴ Der Begriff „Untermenschen“ entstand allerdings erst nach dem Ersten Weltkrieg in den zwanziger Jahren und geht auf die deutsche Übersetzung eines Titel des rassistischen Buches des Amerikaners Theodore Lothrop Stoddard „*The Revolt against Civilization: The Menace of the Under Man*“, auf deutsch „Der Kulturumsturz – Die Drohung des Untermenschen, zurück.“

⁸³⁵ Feldpostbrief von Carl Hauers an seine Eltern vom 3. Juni 1915 in SUBG 4° Cod. MS. Hist. Nachtr. Nr. 74, Nr. 8., S. 28.

als freundlich und kultiviert, sondern auch viele andere deutsche Soldaten machten ganz ähnliche Beobachtungen⁸³⁶.

Es fällt auf, dass die Studenten in ihrer Feldpost den osteuropäischen Juden oftmals mehr Aufmerksamkeit als den übrigen Einwohnern schenkten. Vor allem die Beschreibungen fallen viel detailreicher aus als bei den anderen Bevölkerungsgruppen. Insbesondere die Kleidung, schwarze Kaftane, und ihre Haartracht, lange Locken und Bärte wurden immer und immer wieder Gegenstand von Schilderungen. Damit entsprachen die Juden in Osteuropa dem alten Klischee eines Juden aus dem Mittelalter.

Auch die zweite Aussage aus dem Brief Schallerts, *„Im übrigen nehmen sie unsern Soldaten, (...) das Geld ab, (...)“*⁸³⁷, entspringt ebenfalls einem antisemitischen Klischee, nämlich dem alten Vorwurf, Juden würden stets und immer sittenwidrige Geschäfte betreiben und Waren zu übersteuerten Preisen anbieten⁸³⁸. In vielen Briefen der Studenten finden sich diese Vorwürfe, *„Ueberhaupt nehmen die Juden hier unheimliche Preise für ihre Waren“*⁸³⁹. Oft wurde ihnen dabei auch unterstellt, dass sie an der Not anderer verdienen wollten.

*„(...) dann die Höchstpreise festgesetzt, zum Ärger des Volkes Israel, das gleich am ersten Tag mit der reißend begehrten Seife ‚Geschäftchen zu machen‘ versuchte“*⁸⁴⁰.

Besonders beschwerten sich die Studierenden darüber, dass ihnen, den deutschen Soldaten als den Befreiern und Beschützern, von den Juden mit überzogenen Preisen das Geld aus der Tasche gezogen würde, so wie in Schallerts Brief. Und es blieb nicht nur bei abfälligen Bemerkungen, wie der Auszug aus dem Brief des katholischen Studenten Frick belegt. Er beschrieb Übergriffe von Soldaten gegenüber Juden.

*„(...) einige habgierige Juden ließen sich noch blicken, geschwind ging es in ihren Laden, aber unheimlich wird da der deutsche Soldat überfordert und da hilft nur Grobheit oder wie ich’s mache, nichts kaufen (...). (...). Da war ein Judengewimmel, die Brötchen und Zigt. feilboten, sah dabei auch viel Unrecht, das ihnen eigentlich mit Recht – geschah, manch Brot wurde ohne Kopeke geschnappt oder ihnen einfach eine niedrige Münze hingedrückt!“*⁸⁴¹.

Obwohl Frick selbst nicht daran teilgenommen und auch das Unrecht erkannt hatte, zeigte er kein Unrechtsbewusstsein gegenüber dem groben Verhalten seiner Kameraden. In seinen Augen überwog die Habgier der Juden das Unrecht der Kameraden. Er sah in deren Verhalten die Quittung für den Wucher der Juden. Auch wenn er sich nicht aktiv beteiligte, so bewirkte

⁸³⁶ Hoeres, Die Slawen, S. 188, 192.

⁸³⁷ Feldpostbrief von Ernst Günter Schallert vom 27. April 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 75.

⁸³⁸ Vgl. Behrendt, Feindbild Juden, S. 28f.

⁸³⁹ Feldpostbrief von Schoengarth vom 13. Oktober 1915 in Rieß, Saxo-Guestphalia, S. 106.

⁸⁴⁰ Feldpostbrief von Kluthning, Bbl. Nr. 8 vom 6. Februar 1918, 32. Jg., WH 1917/18, S. 118.

⁸⁴¹ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 28. August 1915 in BfZG.

sein Antisemitismus, dass er nicht in das Geschehen eingriff und es sogar gegenüber seiner Familie als gerechtfertigt verteidigte. Dass er auch kein Freund der Juden war, machte er noch im selben Brief deutlich:

„Am 13. kamen wir durch die letzte größere Stadt Siedlce, sah ziemlich anständig aus, auch nicht die aufdringlichen Juden“⁸⁴².

Hugo Frick ging bei seinen Beschreibungen nicht weiter ins Detail und beschrieb auch nicht unbedingt seine eigenen Erlebnisse, denn er kaufte nach eigener Aussage selbst nichts. Dennoch mochten seine Mutter und Schwester, die Empfänger dieser Zeilen, sich sicher vorstellen können, was er erlebt hatte, wie die Bilder auf ihn gewirkt hatten. Auch die Tatsache, dass er so unverhohlen seiner Abneigung und Verachtung gegenüber den Juden in seinen Briefen Ausdruck verlieh, ist ein starkes Indiz für den heimatischen Antisemitismus. Diese Geschehnisse und Aussagen waren nichts, dessen er sich seiner Familie gegenüber schämen musste. Eher im Gegenteil konnte er nun aus erster Hand Mutter und Schwester die antisemitischen Klischees bestätigen.

So wie Frick fanden im Osten viele Studenten die Bestätigung für ihren ausgeprägten oder latenten Antisemitismus. Die Schilderungen sind voll von Klischees, die vom Kaftan bis zum raffgierigen Juden reichen. Im Detail waren sicher die Darstellungen der Studierenden übertrieben, aber im Grunde beschrieben sie nur die Verhältnisse, die sie vorfanden. In jedem größeren Ort mit Juden wurden ihre Vorurteile bestätigt. Dort liefen die Juden im Kaftan durch den Ort, trugen ihre langen Bärte und Locken. Und der Handel war in den meisten Fällen auch vornehmlich in jüdischer Hand, was aber noch nicht den Vorwurf des Wuchers belegt. Interessant sind daher Schilderungen aus jüdischer Sicht.

In der Briefsammlung von Witkop aus dem Jahr 1916 findet sich eine solche Darstellung von Ostjuden aus der Hand des offenbar jüdischen Studenten Harich. Er beschrieb seiner Mutter sehr liebevoll, wie er mit einigen Juden in der polnischen Stadt Grojez ins Gespräch und ins Geschäft kam⁸⁴³. Dieser Brief fehlt im Übrigen in den späteren Editionen Witkops. Dabei machte Harich sich, auf charmante Weise, über den „Geschäftssinn“ der dortigen Juden lustig:

„(...) wir tratschten über die bösen Kosaken und den Krieg und den Zinsfuß in Deutschland und Polen. Als ich erzählte, daß in Deutschland 4-6 Prozent so das Übliche wären, schrien die Männer empört durcheinander. ‚Im Monat!‘ wollten sie protestieren. Aber als ich bei dem Jahr blieb, waren sie nur noch mäßig für Deutschland begeistert“⁸⁴⁴.

Auch vergaß er nicht, die Stilblüten des jiddisch immer wieder in seine Schilderung einfließen zu lassen. Alles in allem fand er alle antisemitischen Klischees über Ostjuden während dieser Begegnung bestätigt. Er schaute dabei beinahe so auf seine Glaubensbrüder herab, wie seine christlichen Kommilitonen. Auf ihn wirkte diese jiddische Welt eher befremdlich als vertraut, obgleich er selbst Jude war.

⁸⁴² Ebd.

⁸⁴³ Feldpostbrief von Walter Harich vom 6. Januar, an der Rawaka in Witkop, deutsche Studenten, S.89ff.

⁸⁴⁴ Ebd., S. 91.

Dass solche Berichte nicht unbedingt nur Klischees und Vorurteilen entsprangen, sondern auf konkreten Erlebnissen beruhten, deutet ebenfalls ein Artikel in den KC-Blättern Ende 1915 des deutsch-national ausgerichteten Verbandes jüdischer Korporationen an. Deren Mitglied Dr. Goldmann widmete der Thematik und Situation der Glaubensbrüder im Osten Europas einen Artikel. So beschrieb er das Bild und die Situation der Juden im Osten wie folgt:

„So soll man die polnischen Juden nicht reinzuwaschen suchen, und ihre offensichtlichen Fehler nicht abstreiten - Es bleibt schon dabei, so bedauerlich es auch ist, daß sie in ihrer ganzen Kultur sich recht erheblich von den deutschen Juden unterscheiden, obwohl sie früher mit ihnen eine Einheit bildeten. Weder sind ihre Moralbegriffe auf der Höhe, die man von Anhängern der jüdischen Sittenlehre erwarten sollte, noch sind die sittlichen Zustände bei ihnen überall einwandfrei. Ihre allgemeine Bildung läßt ebenso zu wünschen übrig wie ihre Umgangsformen, und wohin man die Sonde steckt, überall trifft man baldigst auf die Krankheitsherde, die zu ebenso heftigen wie lieblosen und unverständigen Angriffen Anlaß geben“⁸⁴⁵.

Im Anschluss daran relativierte der Autor sein Urteil über die Ostjuden. Er gab seinen Lesern zu bedenken, dass es nicht sein könne, dass man sie mit den Lebensverhältnissen vor Ort und mit den „ (...) *Glaubensgenossen vergleicht, die im Berliner Westen ein behagliches und gesichertes Leben führen*“⁸⁴⁶. Die furchtbaren Zustände im Osten seien auf die Geschichte zurück zu führen. Dennoch ist es nicht von der Hand zu weisen, dass auch der deutsche Jude Goldmann die Vorurteile bestätigte, auch wenn er ein „aber“ hinten anführte. Selbst von seinem Standpunkt aus konnte er sich den Vorurteilen über seine Glaubensbrüder nicht entziehen. Im Weiteren befasste sich Dr. Goldmann mit der Frage, ob und wie den Glaubensbrüdern im Osten zu helfen sei, was für diese Untersuchung nicht von Interesse sein soll.

In einer Art Gegenrede befasste sich auch der Herausgeber des Verbandsblattes des VC, Professor Dr. Vadders, mit dieser Frage. Unter dem Titel „Die Ostjudenfrage“ ging er auch auf die Ausführungen Goldmanns in den KC-Blättern ein⁸⁴⁷. Er hob dabei hervor, dass Goldmann „*keineswegs blind gegen die offensichtlichen Fehler seiner polnischen Glaubensgenossen*“⁸⁴⁸ war und unterstrich damit noch einmal die gegen die Ostjuden so häufig und vehement vorgetragenen Vorurteile. Insgesamt wünschte sich Vadders „*eine für unser deutsches Vaterland ebenso wie für die gesamte Judenschaft erspriessliche Lösung* (.)“⁸⁴⁹. Er trennte dabei sehr genau zwischen den Deutschen und den Juden, die eben nicht dasselbe sein konnten.

In der vorhergehenden Ausgabe vom Mai/Juni 1915 bezeichnete ein Mitglied des KC noch die jüdische Bevölkerung Polens als „*ein Bollwerk des Deutschtums gegen die slawische*

⁸⁴⁵ KC-Blätter, Kriegsausgabe Nr. 8, November/Dezember 1915, S. 525.

⁸⁴⁶ Ebd.

⁸⁴⁷ ATZ Nr. 21, 15. Februar 1916, 32. Jg., S. 486-489.

⁸⁴⁸ Ebd., S. 488.

⁸⁴⁹ Ebd. S. 489.

Barbarei (.)⁸⁵⁰. Im Westen sei nur das verzerrte Charakterbild bekannt, nicht die Bedeutung der Juden für die deutsche Kultur, der sie anhängen. Der Verfasser bemühte sich, die Glaubensbrüder zu verteidigen und ihr Bild aufzuwerten. Interessanterweise forderte er aber nicht mehr Toleranz, sondern versuchte zu unterstreichen, wie bedeutend die polnischen Juden für die Verbreitung der deutschen Kultur in den unzivilisierten Ländern des Osten seien. Damit beurteilte er, selbst deutsch-national geprägt, den Wert seiner Glaubensbrüder nach ihrer Nähe und Affinität zum Deutschtum wie dies schon die Studenten taten.

Selbst bei den deutschen Juden war das Bild der Ostjuden eher negativ als positiv geprägt. Der KC war sich durchaus bewusst, dass die Betrachtung der Ostjuden für den Antisemitismus in Deutschland starken Aufwind bedeutete. Daher machten sich seine Mitglieder Sorgen. Die Lösung sahen sie vor allem darin, das Deutsche in den osteuropäischen Glaubensbrüdern stärker zu betonen und zu fördern. Offenbar wog das Deutsche mehr als das Jüdische unter den Kartellbrüdern, denn eine Anerkennung einer eigenständigen jüdischen Kultur im Osten und die Forderung nach Toleranz gegenüber dieser Kultur sucht man vergebens.

Dies gilt in gewissem Maße auch für die Zionisten in Deutschland. In der Verbandszeitschrift des KJV, im Grunde der Konkurrenzverband zum KC, stellte Dr. Herlitz etwas resigniert fest, dass auch in den eigenen, jüdischen Reihen die Vorurteile fest verwurzelt seien.

„Polnische Juden‘ – wem stellt sich nicht sofort beim Hören dieser beiden Worte die charakteristisch-typische Vorstellung ein: ein gebücktes, scheu blickendes Männchen in langem, nicht ganz sauberem Kaftan, auf dem von Ringellöckchen an den Schläfen besäumten, bärtigen Kopf eine pelzverbrämte Mütze oder einen verfilzten Hut! So schiebt er sich mit ängstlichem und doch listigem Blick durch die Menge. Schmutz und gewinnsüchtige Verschlagenheit, das sind die beiden Eigenschaften, in dem sich dem nichtjüdischen und jüdischen Westeuropa und vielleicht sogar einigen von uns Nationaljuden, die wir doch in jüdischen Dingen vorsichtiger sein wollen, die Judenheit Polens charakterisiert“⁸⁵¹.

Und im Nachsatz gesteht er dem Leser zu, persönlich „ (...) häufig genug Typen polnischer Juden zu Gesicht bekommen (...)“⁸⁵² zu haben, die diesem Klischee nur zu gut entsprochen hätten. Und wie bei Dr. Goldmann setzt Dr. Herlitz danach das große „aber“ und führt diese Zustände auf die russische Despotie zurück. Diese ist dann auch im selben Heft Thema für ein anderes Mitglied bei der Betrachtung des Themas „Die deutschen Juden und der Krieg“.

„Wir atmen auf, daß wir, spät genug, unsere Rache nehmen und unsere Brüder im Osten die Freiheit erkämpfen dürfen. (...). Deutsche Ordnung und deutsche Disziplin sind die Vorbilder gewesen, nach denen wir unsere Organisationen geschaffen haben. Soweit die deutsche Macht reichte, haben wir stets die Freiheit gehabt, unsere jüdischen Aufgaben zu pflegen, wie es uns gut dünkte, und

⁸⁵⁰ KC-Blätter, Kriegsausgabe Nr. 5, Mai/Juni 1915, S. 412.

⁸⁵¹ Der jüdische Student, Heft 5, November 1914, S. 117.

⁸⁵² Ebd., S. 118.

*feinsinnige deutsche Männer haben uns so gut verstanden, wie Nichtjuden es überhaupt nur können*⁸⁵³.

Also auch die Zionisten konnten sich der nationalen Welle, die bei Kriegsausbruch durchs Land brandete, nicht entziehen. Auch sie betrachteten ihre Glaubensbrüder durch die deutsch-nationale Brille und betrachteten ihre Glaubensbrüder im Lichte antisemitischer Klischees.

Die große Masse der Studierenden relativierte ihr Judenbild im Osten durch eine Berücksichtigung der speziellen Geschichte hingegen nicht. Insgesamt betrachtet eigneten sich die Studenten ein Bild des Judentums an, das die Emanzipation und Assimilation der deutschen Juden um Jahrzehnte wieder zurückwarf. In fataler Weise sollte dieses Bild der Ostjuden im Bewusstsein der Deutschen auch nach dem Krieg weiterleben, was dem Antisemitismus weiter den Boden bereitete.

3.5.3 Andere Nationen

Die übrigen am Krieg beteiligten Nationen nahmen in den untersuchten Briefen kaum Raum ein. Nur am Rande wurde ihnen Aufmerksamkeit gewidmet und dann standen sie in aller Regel in keinem Zusammenhang mit einem Erlebnis. In dieser Untersuchung konnten keine Briefe gefunden werden, die von Erlebnissen und Begegnungen mit den anderen Krieg führenden Nationen, etwa Italien, Serbien oder den Vereinigten Staaten von Amerika, berichteten. Erstere standen in der Hauptsache gegen die Österreicher im Kampf, letztere betraten erst gegen Ende des Krieges die Schlachtfelder des Westens.

In eher allgemein gemeinter Art wurde über diese Nationen geurteilt, ohne sich dabei weiter mit den Menschen und Soldaten auseinander zu setzen.

*„Da uns jetzt auch Italien den Krieg erklärt, ist ja auch noch ein neues Betätigungsfeld erschlossen. (...). Vielleicht kommt jetzt der Friede schneller als gedacht, wenn die Italiener erst die nötige Anzahl Hiebe erhalten haben*⁸⁵⁴.

Ein genaueres Bild dieser Nationen konnten und wollten sich die Studenten offenbar nicht machen. Dazu waren sie zu weit von diesen entfernt. Nur ab und an gab sich ein Student geopolitischen Überlegungen hin, wobei dabei stets offen blieb, wie sie zu ihren Schlüssen kamen.

*„Ein Hurra auch den Türken, unseren wackeren Bundesgenossen! Gott strafe Italien! Deutsche Treue, welsche Tücke! (...) Den Anschluß Rumäniens an unsere Feinde halte ich für wahrscheinlich; Amerika verdient am besten, wenn es neutral bleibt*⁸⁵⁵.

⁸⁵³ Ebd., S. 97.

⁸⁵⁴ Brief von Wonneberger vom 5. Juni 1915 in Rieß, Saxo-Guestphalia, S. 79.

⁸⁵⁵ Feldpostbrief von Carl Hauers vom 3. Juni 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 8, S. 26.

Und wie man sieht, blieben diese Überlegungen mehr als vage und beinahe nur fromme Wünsche und Formeln. Natürlich gaben die Studierenden mit solchen Äußerungen Wertungen ab; diese beruhten allerdings nicht auf Erlebnissen des Krieges, sondern auf dem, was sie aus zweiter oder dritter Hand, den Medien und nicht zuletzt der Werteerziehung ihres Milieus, erfuhren. Hier hatte der Krieg selbst nicht den unmittelbaren Einfluss auf das Feindbild, außer dass jeder, der nicht für Deutschland war, nur dagegen sein konnte. Selbst die neutrale Haltung der USA legte der Verfasser als nüchterne, nach maximalem Gewinn strebende, Haltung aus – wobei er sich in diesem Fall stark verrechnet hatte.

Das Interesse fokussierte stets auf die Nationen, denen man unmittelbar gegenüberstand oder mit denen man direkten Kontakt hatte. So schrieb auch kein Hochschüler über die französische Zivilbevölkerung oder die britischen Soldaten, wenn er im Osten gegen die Russen kämpfte. Lediglich ein Vergleich unter den Feinden wurde schon mal angestellt, ansonsten galt die Aufmerksamkeit stets den Völkern und Nationen, mit denen die Studenten jeweils aktuell konfrontiert waren.

3.5.4 Verbündete

Laut Titel ist dieses Kapitel zwar dem Feindbild gewidmet, doch soll dieser Abschnitt auch dazu genutzt werden, einen kurzen Blick auf die Ansichten über die befreundeten Nationen zu werfen. Die Verbündeten waren der direkte Nachbar und Bruderstaat Österreich als wichtigster Bundesgenosse, dann an der süd-östlichen Grenze Europas und zur wichtigen Kontrolle des Eingangs zum Schwarzen Meer die Türkei und seit Oktober 1915 Bulgarien.

Trotz der vielfach bekundeten Waffenbruderschaft mit Österreich, welches selbst auch ein deutscher Staat war, scheint es nicht viele Kontakte zwischen den deutschen Studenten und den österreichischen Verbündeten während des Krieges gegeben zu haben. Darauf deutet zumindest die geringe Zahl der Kommentare und Bemerkungen der Studenten zu den k.u.k. Kameraden. Lediglich in der Academia des katholischen CV vermischten sich Feldpostbriefe und Berichte von deutschen und österreichischen Studenten, während die anderen großen Dachverbände auf das deutsche Reichsgebiet beschränkt blieben. Und selbst dort schilderten die österreichischen und deutschen Hochschüler jeweils aus der eigenen Perspektive ihre Erlebnisse, ohne sich mit dem Anderen zu berühren. Die wenigen Darstellungen und Bemerkungen in den Feldpostkarten der deutschen Kommilitonen ließen die österreichischen Soldaten in einem nicht gerade guten Licht erscheinen⁸⁵⁶. Obwohl die Österreicher auch nach dem nationalen und rassischen Bild der Reichsdeutschen ihre Stammesbrüder waren, hielten sie sich ihnen gegenüber nicht mit Kritik zurück.

⁸⁵⁶ So sind in dem Gedenkbuch an den Ersten Weltkrieg des Corps Vitruvia einige Witze über den Bundesgenossen abgedruckt unter dem Titel „O du mein Oesterreich“: „Was haben die Oesterreicher ganz entschieden vor uns voraus: - Einen tadellosen Bundesgenossen“ und „Ein österreichischer und einige deutsche Offiziere begegnen sich: ‚Habe die Ehre!‘ sagt der Oesterreicher. – ‚Und wir die Arbeit‘ die Deutschen“ und „Ein ungarischer Major fragt mich einmal, ob ich wisse, was das eigentlich heiße ‚K.u.k.‘, und übersetzt es mir selber: ‚Kann unmöglich klappen!‘ Als ich ihm aber sagte, bei uns läse man es: ‚Kriegen ununterbrochen Keile!‘ da war er doch etwas ungehalten“; alle in Rohrer, Corps Vitruvia, S. 334.

„Hier in Österreich ist es wenig schön, unsere Bundesgenossen scheinen nicht die besten Soldaten zu sein“⁸⁵⁷.

Ein Grund für diese Haltung ist sicher in dem Umstand zu suchen, dass Österreich ein Vielvölkerstaat war und seine Einwohner sich aus Deutschen, Ungarn, Tschechen, Polen und anderen Minderheiten zusammensetzten. Nicht jeder Kamerad in einem österreichischen Rock war ein Deutscher. Und gerade diese Minderheiten in den Reihen des Verbündeten konnten zum Ziel von abwertenden Bemerkungen werden.

„Die Ungarn sind schlimmer als die Schweine; es ist eine Strafe mit ihnen zusammen zu fahren. Sie fressen andauernd Knoblauch (...) und spucken in einem fort in alle Richtungen“⁸⁵⁸.

Es fällt auf, wie abfällig und voller Ekel dieser Landsmannschafter über die Ungarn urteilte. Solche harten Worte fanden die Studenten ansonsten nur für die Polen, wie schon gezeigt. In ähnlicher Weise ließ sich ein Kommilitone über das Land Ungarn aus.

„Und dann die europäische Wüste. Ungarn, mir graut vor dir. Diese unendliche Fläche, Steppe, Wasser, Schmutz, ein Schlamm knietief in den Wegen“⁸⁵⁹.

Dass bei einer solchen Beurteilung der Verbündeten das Verhältnis nicht das Beste sein konnte, fällt nicht schwer zu glauben. Die Studenten differenzierten offenbar schon zwischen deutschen und nicht deutschen Österreichern. Und gerade letztere standen in keinem guten Ruf. Hier ist eine Abgrenzung zu allen, die nicht deutsch waren, bemerkbar. Allerdings muss auch Berücksichtigung finden, dass gerade aus den Reihen der Minderheiten viele Soldaten aus den einfachsten Verhältnissen stammten. Diese waren oftmals ungebildete Bauern und Landarbeiter, in ihren Lebensverhältnissen mit der Landbevölkerung im Osten vergleichbar. Hinzu kam die Unzuverlässigkeit dieser nicht deutschen Soldaten, die in nicht geringer Zahl zum Feind überliefen⁸⁶⁰.

Aber es gab auch positive Stimmen über die Ungarn, wie in diesem Brief vom Studenten Walter Schmidt, der einen Jahrmarktsbesuch beschrieb.

„Ich habe selten ein farbenprächtigeres Bild gesehen. (...). Aber da sah man die Töchter Ungarns in wunderhübschen Trachten. (...). Durchweg waren die Mädchen und Frauen hübsch (...). (...) Bauernburschen dazwischen, (...) alles von auffallender Sauberkeit“⁸⁶¹.

⁸⁵⁷ Feldpostbrief des Fuchsen Rütterbusch vom 6. April 1915 in Rieß, Saxo-Guestphalia, S. 63.

⁸⁵⁸ Feldpostbrief von Rütterbusch vom 1. Juni 1915 in Rieß, Saxo-Guestphalia, S. 77.

⁸⁵⁹ Feldpostbrief von Siegism. Meinhof vom 3. Dezember 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 18. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. Januar 1916, S. 5.

⁸⁶⁰ Vgl., Oltmer, Kriegsgefangenschaft, S. 15.

⁸⁶¹ Feldpostbrief von Walter Schmidt vom 28. September in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 278.

Ein gleichfalls positives Urteil fällte der Burschenschafter Rudolf Schmidt. Beinahe wie in einem Reisebericht schilderte er seine Impressionen aus Ungarn, dass „*sich viel mehr als selbstständiger Staat*“ gefühlt, aber eine „*unbegrenzte Hochachtung vor allem Deutschen*“ gezeigt hätte⁸⁶². Doch mehr als folkloristische Stimmung mochten diese Beiträge nicht verbreiten, in der Summe blieb das Bild negativ.

Doch auch unabhängig von dem Völkergemisch standen die Österreicher nicht im besten Ruf als Soldaten.

*„Wir haben hier wieder einmal die Oesterreicher heraushauen müssen, wie schon so oft“*⁸⁶³.

An der Ostfront und in Serbien hatten sich die Österreicher im Vergleich zu den deutschen Truppen nicht mit Erfolgen hervortun können. Im Gegenteil. Oftmals waren sie eine Schwachstelle in der Frontlinie. So mussten die deutsche OHL im Osten immer wieder die Schwächen der Bundesgenossen ausbügeln und auch im Süden an der Alpenfront zur Unterstützung Truppen entsenden. Dies führte zu Spannungen zwischen den Militärführungen der beiden Verbündeten, bei der sich beide Seiten die Schuld für die Misserfolge der k.u.k. Armee in Galizien zuschoben⁸⁶⁴. Und da wo man mit den Österreichern zusammenarbeitete, klappte auch nicht immer alles.

*„(...) ein Gasangriff (...) bei dem österreichische Truppen die Rolle des Gasabblasens übernommen hatten, leider mit wenig Geschick“*⁸⁶⁵.

Die Studenten sahen die Art und Weise, in der die Österreicher den Krieg führten, nicht nur als ungeschickt an, sondern auch als „*Saustall*“.

*„(...) solange wir im Osten waren, gab es weder Post noch Paketpost. Es war gut militärisch gesagt ein österreichischer Saustall“*⁸⁶⁶.

Sehr harsch konnte die Kritik sein. Alles in allem nahmen die Studenten, wenn sie sich dann einmal äußerten, anscheinend keine Rücksicht auf die Gefühle ihrer deutschen Brüder. Darin zeigt sich eine gewisse Distanziertheit. Auch in den Verbindungskreisen standen die Österreicher eher abseits. Die großen Dachverbände waren in der Regel auf die Universitäten im Deutschen Kaiserreich beschränkt. Eine Ausnahme bildete der katholische CV. Sicherlich

⁸⁶² B.Bl. Nr. 3, 1. Mai 1916, 30. Jg., SH 1916, S. 44.

⁸⁶³ Feldpostbrief von Keller vom 6. Oktober 1915 in Rieß, Saxo-Guestphalia, S. 98.

⁸⁶⁴ Günther Kronenbitter, Von »Schweinehunden« und »Waffenbrüdern«, in: Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 121-143, S. 126f. Kronenbitter kommt zu dem Resümee, dass die Ressentiments zwischen den Bündnispartnern nicht gering waren, jedoch dass die militärischen Führer sich über diese hinwegsetzen konnten, wenn die Lage es erforderte, Ebd., S. 142.

⁸⁶⁵ Feldpostbrief von Erich Gans vom 24. September 1917 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 2.

⁸⁶⁶ Feldpostbrief von Mohr vom 13. Juli 1915 in Rieß, Saxo-Guestphalia, S. 87.

durch ihre katholische Ausrichtung standen sie dem Haus Habsburg und der österreichischen Monarchie näher als dem protestantischen Preußen.

Daneben prägte sicher auch das an der Front unter den deutschen Soldaten weit verbreitete Vorurteil über dem „Kameraden Schnürschuh“, der heute noch immer sprichwörtlich bekannt für einen unzuverlässigen und nicht ganz korrekten Menschen ist, das in den Briefen dargestellte Bild der Österreicher.

Es fanden sich leider keine Briefe von Studenten, die gemeinsam mit türkischen Truppen gekämpft oder anderweitig Erfahrungen gemacht hatten. Gleiches gilt für Bulgarien.

3.5.5 Innere Feinde

An dieser Stelle sollten Ausführungen zum Feindbild der Studenten gegenüber so genannten inneren Feinde, wie Sozialisten, Juden oder Katholiken, also Bevölkerungsgruppen, die im Ruch der Unloyalität zum Vaterland standen, erfolgen. Doch zu meiner Überraschung fanden sich keinerlei solche Bemerkungen in den untersuchten Briefen. Weder Sozialdemokraten, noch Juden oder Katholiken in Deutschland wurden in den Briefen Zielscheibe für Angriffe und Diffamierungen, wohl aber schon das ein oder andere Mal in anderen Ländern, wie bereits gezeigt gegenüber den Ostjuden oder katholischen Polen. Insofern funktionierte der Burgfriede innerhalb der Studentenschaft an der Front oder aber dies waren Probleme, die ihnen so fern wie die Heimat selbst waren. Darüber kann nur spekuliert werden. Festzuhalten bleibt, dass die Studierenden sich nicht zu Randgruppen, Minderheiten oder anderen vom konservativen Kaiserreich angefeindeten Gruppen in ihren Feldpostbriefen geäußert hatten, zumindest nicht in den untersuchten Schreiben.

3.5.6 Zusammenfassung

Fasst man die Resultate der verschiedenen Analysen der Feindbilder zusammen, so ergeben sich einige recht interessante Ergebnisse, die so nicht zu erwarten waren.

Zunächst einmal überrascht die Erkenntnis, dass die meisten Studenten besonders gegenüber den Franzosen so gut wie keinen Hass oder Antipathie empfanden. Im Gegenteil sogar, nach anfänglicher Beschwörung alter Erbfeindschaft in der Heimat auf dem Weg in den Krieg erschienen die Studierenden gemessen an ihren Briefen geradezu geläutert. Statt sich von den Franzosen streng abzugrenzen, stellten viele Studenten für sich fest, dass diese sich in einer ganz ähnlichen Situation wieder gefunden hatten wie sie selbst. Hass war etwas, was die meisten Studenten im Westen sich für die Engländer, in ihren Augen die eigentlichen Kriegstreiber, aufhoben. Der *Franzmann* war nur ein Bauernopfer des *Tommys*. Verwunderlich ist an dieser Beobachtung, dass sich damit die große Feindschaft gegen Frankreich nach dem Ersten Weltkrieg zunächst überhaupt nicht erklären lässt. Dazu muss man dann die Nachkriegsgeschichte bemühen und dort nach Gründen suchen, vor allem rund um die Verhandlungen des Versailler Friedens und die Besetzung des Rheinlandes und des Ruhrgebietes. Die Ursachen für den wieder aufkommenden Hass auf den westlichen

Nachbarn sind daher nicht im Krieg selbst zu finden, zumindest nicht insoweit es die Studenten betrifft.

Und auch insgesamt wird keiner Nation in den Briefen so viel Aufmerksamkeit geschenkt, wie der französischen. Sowohl mit Blick auf die Soldaten als auch die Zivilisten finden sich sehr viele Berichte, die von zahlreichen Begegnungen zeugen. Hier wurde eine ganze Menge von Vorurteilen von den Studenten nach und nach aufgegeben. An ihrer Stelle bildeten sie durch eigene Beobachtungen und Erlebnisse neue Erfahrungen und Ansichten ihres westlichen Nachbarn. So bemerkte im Rückblick der Medizinstudent Steinauer in einer Festrede anlässlich der Trauerfeier der Universität Berlin für ihre gefallenen Angehörigen:

„Wir haben auch in reichem Maße fremde Völker studieren können, denn wir waren bei der langen Dauer des Krieges oft gezwungen, uns auf die Bevölkerung des von uns besetzten feindlichen Gebietes einzustellen. Und auch bei dieser Beurteilung haben wir so manches Mal unser vorgefaßtes Bild revidiert (...)“⁸⁶⁷.

Diese Aussage lässt sich vor allem an der Darstellung der französischen Zivilbevölkerung nachvollziehen. Es wich mit Einsetzen des Stellungskrieges innerhalb kürzester Zeit die Furcht vor Franktireurs dem Bild einer vom Krieg geschundenen Bevölkerung, die der Anteilnahme und Hilfe der Soldaten bedürftig und wert war⁸⁶⁸. Von da an begann sich eine Art Vertrauensverhältnis zur Bevölkerung zu entwickeln, das ein Umdenken bei den alten Vorurteilen bewirkte. Die Studenten fanden sich mehr und mehr in die Rolle der gütigen Besatzer, welche sie möglichst weltgewandt auszuleben versuchten.

Den anderen Nationen widmeten die Studierenden hingegen nicht so viel Aufmerksamkeit, auch das Wohlwollen war geringer bis gar nicht vorhanden. Es entsteht der Eindruck, dass den jungen Akademikern die Franzosen ihren Vorstellungen einer Kulturnation, als die man sich selbst grundsätzlich verstand, am nächsten kamen. Natürlich mussten die Franzosen in den Schilderungen der Hochschüler Abstriche hinnehmen, auch sie konnten nicht in deren Augen den hohen Standards genügen, die sie in der eigenen Nation gesetzt sahen.

Von allen Nationen brachte die feldgraue Studentenschaft vor allem den Briten die meiste Antipathie und den meisten Hass entgegen. Geradezu unversöhnlich standen sie den Soldaten von der Insel gegenüber. Nie konnten sie ihnen im Laufe des Krieges verzeihen, dass sie sich auf die Seite Frankreich und Russlands gestellt und damit gegen Deutschland entschieden hatten. Man konnte bei der Betrachtung des Verhältnisses zu den französischen Soldaten zunächst auf den Gedanken kommen, dass die Studierenden angesichts der Schrecken des Krieges dem Hass abgeschworen hatten. Doch bei der Analyse des Feindbildes bezüglich der Engländer wird man sehr schnell eines Besseren belehrt. Selbst das Erlebnis des berühmten Weihnachtsfriedens von 1914 konnte die Ansichten der Studierenden nicht ändern oder ihren Hass beruhigen. In England sahen die meisten den eigentlichen Kriegstreiber, den Verursacher dieses ganzen Unglücks. Sehr plastisch fasste dies ein Turnerschafter in einem Artikel unter

⁸⁶⁷ Aus der Rede des Studentenvertreters der Studentenschaft cand. med. Steinauer zur Trauerfeier der Universität Berlin für ihre im Weltkrieg gefallenen Angehörigen am 24. Mai 1919, S. 23 in UAW Az. 265.

⁸⁶⁸ Für eine ähnliche Wandlung der Einstellung gegenüber den russischen Kriegsgefangenen in der Heimat durch direkten Kontakt vgl. Hoeres, Die Slawen, S. 198.

dem Titel „Denn wir fahren gegen Engeland“ in der Akademischen Turnzeitung vom 15. Mai 1917 zusammen⁸⁶⁹.

Unter den Zivilbevölkerungen dürfte Polen das schlechteste Ansehen innerhalb der kriegsführenden Studentenschaft gehabt haben, wenn man es an den Darstellungen in den Feldpostbriefen misst. Kein anderes Volk wurde so negativ präsentiert. Dafür dürfte der Begriff Feindbild bei den Polen allerdings auch als unangebracht anzusehen sein. Die Studierenden hatten zumeist nur Verachtung für die Polen übrig, als Feind sahen die Studierenden sie jedoch nicht. Vielmehr, und dies scheint typisch für die gesamte Ostfront gewesen zu sein, fühlten sich die Studenten dort mehr als Eroberer und Befreier. Anders als im Westen argumentierten hier viele, dass sie den von Russland unterdrückten Völkern die Freiheit brachten und vermissten dabei oftmals die Dankbarkeit der Bevölkerung.

Im Ganzen erkennt man ein deutliches Gefälle zwischen den Darstellungen in Ost und West. Vor allem im Osten konnten sich die Studenten in ihren Schilderungen nicht von Vorurteilen trennen. Vielmehr schien alles, was sie dort sahen und erlebten, nur ihre Voreingenommenheiten zu bestätigen. Dies ging sogar so weit, dass selbst die jüdischen Studenten sich nicht den antisemitischen Klischees über die Juden im Osten entziehen konnten, sie diese zu ihrem Leidwesen selbst bestätig sahen. Sie bezeichneten zwar die Ostjuden als Glaubensbrüder, doch dies eher widerwillig. Eine enge Verbundenheit war nicht festzustellen.

Überhaupt kann man die Perspektive, mit der die Hochschüler die anderen Nationen betrachten, durchweg als nationalistisch bezeichnen, dies gilt sogar für die Zionisten. Dieser Nationalismus verhinderte in echtes Verständnis für die Situation der anderen Nationen. Die Studenten vermittelten daher zumeist nur alte Vorurteile in die Heimat, die oftmals nicht auf eigenen Erlebnissen beruhten. Das beste Beispiel sind die vielfach erwähnten Franktireurüberfälle, die in den ersten Monaten die Briefe von der Westfront dominierten. In diesem Fall gaben die Studenten unbewiesene Anschuldigungen und vorgeschobene Rechtfertigungen der Heeresleitung unreflektiert in die Heimat weiter, ohne selbst Zeuge solcher Vorfälle gewesen zu sein. Ähnlich verhielt es sich, wie gezeigt, mit dem Klischee des brandschatzenden und mordenden russischen Soldaten.

Im Endeffekt drehten sich die Wahrnehmungen der studentischen Soldaten um die Größe und den Glanz des eigenen Vaterlandes, welche kein anderes Land oder Volk erreichen konnte. Der Krieg verstärkte noch diesen Eindruck bei den Studenten.

*„Wenn sie [die Engländer, F.K.] Kerle wären, Deutsche, wären sie längst durch.’
Das war der allgemeine Eindruck“⁸⁷⁰.*

Anerkennung fand der Feind nur dann, wenn es ihm gelang, gegen die Einheiten der Studenten zu bestehen. So erhielten die russischen Truppen nie den Respekt der französischen. Und die Franzosen hatten sich diesen Respekt erst schwer verdienen müssen,

⁸⁶⁹ ATZ Nr. 4, 15. Mai 1917, 34. Jg., S. 55f. Es ist nicht klar und lässt sich nicht mehr überprüfen, ob der Verfasser, der sich zu dieser Zeit im Feld befand, ein Aktiver, also Student, oder ein Alter Herr war.

⁸⁷⁰ Feldpostbrief von Karl Schenkel vom 20. April 1917 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 293.

indem sie den deutschen Vormarsch zum Stillstand brachten und allen Durchbruchversuchen hartnäckig den Erfolg verwehrten. Interessanterweise wurde dieselbe Anerkennung den britischen und belgischen Truppen nicht zuteil, zumindest nicht in so positiver Weise wie gegenüber den Franzosen. Die britischen Berufssoldaten wurden zumeist nur als Söldner, im besten Fall als Profis angesehen. Die Belgier wurden gar gänzlich in den Schilderungen ignoriert. Sicher nicht unbedeutend ist die Tatsache, dass die Franzosen im Westen der Hauptgegner waren. Der Krieg war eben stark geprägt von der Vorstellung, dass er sich nahtlos in die Kriege von 1813 und 1870 einreihete⁸⁷¹, in denen eben die Franzosen die Gegner waren. So nahmen die Studenten den Krieg im Westen vornehmlich als einen Kampf mit Frankreich war. Hinzu kommt, dass die Belgier eben nicht wie die Briten und Franzosen zu den Großmächten zu zählen waren, so dass es letztendlich doch unbedeutend war. Und Erwähnung fand überhaupt in den Briefen nur der Feind, gegen den die Studenten aktuell kämpften.

In ähnlicher Weise sind Robert L. Nelson Tendenzen in seiner Untersuchung von deutschen Feldzeitungen aufgefallen, nämlich dass diese die russischen Soldaten je nach Nähe der Zeitung zu ihnen entweder positiv oder negativ beurteilten. Die Zeitungen im Westen stellten sie eher als feige und dumm dar, während die Feldzeitungen im Osten sie als starke Gegner charakterisierten. Also da, wo man direkt am Feind dran war und auch mit eigenen Augen sah, wie er kämpfte, und es am eigenen Leibe zu spüren bekam, dort bewertete man den jeweiligen Feind höher⁸⁷².

Auch die Zivilbevölkerungen mussten als Maßstab für die Größe der eigenen Nation herhalten. Egal ob in Ost oder West, die Studenten fanden immer etwas an den Verhältnissen vor Ort auszusetzen, die gemessen an dem hohem Standard in der Heimat rückständig waren. Dies galt vor allem für die Zustände in den Gebieten des russischen Polen.

Auffällig ist, dass sogar die eigenen Verbündeten Opfer des Nationalismus der Studenten wurden. Selbst die deutschen Brüder aus Österreich waren nicht davor gefeit, in den Briefen in herabwürdigender Weise dargestellt zu werden. Dabei erhielten die Verbündeten im Vergleich mit den Feinden so gut wie keine Beachtung in den Briefen. Würde man anhand der hier untersuchten Briefe den Krieg nachzeichnen, so würde der Eindruck entstehen, allein das Kaiserreich sei in den Krieg mit den alliierten Nationen verwickelt gewesen. Für die Leistungen der Verbündeten waren die Studenten zumeist blind⁸⁷³.

Dasselbe vaterländische Pflichtbewusstsein, das so viele Studierenden voller Eifer zu den Fahnen trieb, verblendete auf der anderen Seite den Blick auf die anderen Nationen. Hier meint man zu spüren, dass aus der Liebe zum Vaterland, welcher die Liebe zu „*Deutschland, Deutschland über alles*“ ging, ein Chauvinismus zu erwachsen begann, bei dem Deutschland über allem stand, in jeglicher Hinsicht.

⁸⁷¹ Burkhardt, *Kriegsgrund Geschichte*, S. 71.

⁸⁷² Nelson, *Deutsche Kameraden*, S. 97f.

⁸⁷³ Ein Phänomen, das bis heute bestand hat und weitestgehend die Rolle Österreichs während des Krieges ausblendet. Dazu interessant das kurze aber aufschlussreiche Interview mit Brigitte Hamann in der Zeitung „Die Welt“ vom 24. Juni 2004 unter dem Titel „Kamerad Schnürschuh“.

Ein interessantes Detail fällt zunächst bei der Analyse nicht auf, wird aber am Umfang dieses Kapitels recht schnell deutlich: nämlich die Vielfalt von Feindbildern der Studenten. Die Hochschüler differenzierten sehr genau zwischen den verschiedenen Nationen und Ethnien und hatten zu allen konkrete Vorstellungen und Meinungen. Es gab für die Studierenden nicht einfach *den Feind*, sondern es wurde jeder einzeln charakterisiert und bewertet. Ähnliches gilt für die Darstellungen der Zivilbevölkerung. Hier zeichneten sich zunächst Frankreich und Belgien Parallelen in der Betrachtung über die Franktireurs-Angst ab, die jedoch schon bald einem differenziertem Bild wichen. Auch im Osten wurde sehr genau zwischen Polen, Balten und Juden unterschieden.

Ein Vergleich zwischen den Feindbildern korporierter und nicht korporierter Studenten ist in diesem Fall nicht möglich. Hingegen scheinen die Darstellungen aus beiden Lagern nicht nennenswert von einander abzuweichen.

Parallelen zu den anderen Bevölkerungsgruppen lassen sich nur grob ziehen. Hierfür sei noch einmal für die Feindbilder im Osten auf die Untersuchungen von Peter Hoeres und Hans-Erich Volkmann verwiesen, die im oberen Teil schon mehrfach herangezogen wurden⁸⁷⁴. In vielen Bereichen lagen Übereinstimmungen vor, vor allem was die antisemitischen Ansichten und die abwertenden Beschreibungen der hygienischen und kulturellen Zustände im Osten betrifft. Doch wo sich bei den Studenten ein spezifisch anti-polnisches Bild entwickelte, kommt Hoeres mehr zu anti-russischen Vorurteilen, die wiederum so nicht festgestellt werden konnten. Dem Schluss von Hoeres, dass die Wahrnehmung der Völker im Osten während des Ersten Weltkrieges nicht mit der menschenverachtenden Einstellung während des Zweiten Weltkrieges zu vergleichen ist⁸⁷⁵, kann aber auf die Studierenden bezogen vollkommen zugestimmt werden. Die Wehrmacht besaß 1941, so Volkmann, im Gegensatz zur kaiserlichen Armee eine enge ideologische Motivation⁸⁷⁶.

Nachdem nun nach verschiedenen Erlebnissen im Krieg Aufmerksamkeit gewidmet wurde, dem Kampf, den Kameraden, der Heimat nun den Feinden, soll nun am Ende dieses Kapitels die Anschauung der Studenten zum Krieg genauer betrachtet werden.

⁸⁷⁴ Zu Erinnerung noch einmal die vollständigen Titel: Peter Hoeres, Die Slawen, in Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 179-200 und Hans-Erich Volkmann, Der Ostkrieg 1914/15 als Erlebnis- und Erfahrungswelt des deutschen Militärs, in Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 263-293.

⁸⁷⁵ Hoeres, Die Slawen, S. 200.

⁸⁷⁶ Volkmann, Der Ostkrieg, S. 282.

„Hab und Leben dir zu geben, sind wir allesamt bereit, - sterben gern zu jeder Stunde, achten nicht der Todeswunde, wenn das Vaterland gebeut“.

Aus dem Landesvaterlied.

3.6 Der Sinn des Krieges

Der letzte Teil der Analyse soll dem Sinn des Krieges aus Sicht der Studierenden gewidmet sein. In den vorhergehenden Kapiteln wurden bereits verschiedene Aussagen zu ihren Ansichten herausgearbeitet, jedoch immer in Beziehung zu bestimmten Fragen, wie das Erlebnis des Kampfes oder der Kameradschaft. Nun aber gilt es der Frage auf den Grund zu gehen, welche Einstellungen die Studenten zum Krieg hatten. In anderen Kapiteln wurde bereits deutlich, dass die Studenten gewisse Erwartungen mit diesem Krieg verbunden hatten, diese galten aber mehr dem Erlebnis des Soldatendaseins an sich. Hier soll nun vor allem der Motivation nachgegangen werden. Also was trieb die Studenten an und wie entwickelte sich ihre Einstellung zum Krieg in seinem Verlauf.

3.6.1 Kampf fürs Vaterland – ein Kulturkampf

Wie bereits in dem Abschnitt über das Erlebnis des Kriegsausbruchs gezeigt, zogen die Studenten als Vaterlandsverteidiger in den Krieg, um zu schützen, was sie liebten, Heimat und Familie.

„Mütterchen, liebes, gutes Mütterchen, und ihr Geschwister: für Euch will ich alles ertragen, daß Ihr nicht seht, wie zerstörte Dörfer und zerschossene Felder aussehen, daß Ihr nicht spürt, was das Wort Krieg heißt“⁸⁷⁷.

In Flandern und Nordfrankreich hatten die Studenten jeden Tag die schlimmen Verwüstungen und die Leiden der Zivilbevölkerung vor Augen; so kämpften sie dafür, dass diese Leiden der Heimat und der Familie erspart bleiben sollten. Man darf nicht vergessen, dass die Hochschüler, wie übrigens die Mehrheit der deutschen Bevölkerung, davon überzeugt waren, dass nicht Deutschland den Krieg begonnen hatte. Die Soldaten zogen mit der festen Überzeugung ins Feld, Verteidiger und nicht Aggressor zu sein. Diese Haltung änderte sich auf Seiten der Studierenden im weiteren Verlauf des Krieges nicht, sie verstärkte sich teilweise sogar. Die Kriegsschuld lag im Urteil der Studenten ganz zweifellos auf Seiten der Alliierten. Diese Meinung konnten sie auch jederzeit in der Heimat abrufen und sie wurde von allen Seiten bekräftigt. Unter dem Titel „Deutsche Friedfertigkeit“ wurde in den Burschenschaftlichen Blättern ein Buch über die Entstehung des Weltkrieges rezensiert.

⁸⁷⁷ Feldpostbrief von Willi Bohle vom 15. April 1917 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 297.

„D.h. also, der Reichskanzler von Bethmann Hollweg war bereit, gegen Frankreich einen Krieg zu führen, der ja auch ohne Belgiens und Englands Beteiligung sicher ungeheure Opfer an Blut und Gut gekostet hätte, unter ausdrücklich vorher festgelegtem Verzicht auf jede Entschädigung durch französisches Mutter- oder Kolonialland, unter Verzicht auf Unterstützung der deutschen Landmacht durch die deutsche Seemacht, unter Verzicht darauf, die französische Zufuhr an Lebensmitteln und Kriegsmaterial über See irgendwie zu stören.

*(...). Sowohl das Verhalten Deutschlands gegen Rußland wie das gegen Frankreich schließen bereits das denkbar möglichste Entgegenkommen gegen England in sich; kein englischer Vasallenstaat hätte sich nachgiebiger und friedensfertiger gegen England benehmen können wie das Deutschland tat (...)*⁸⁷⁸.

So kämpften die Studierenden für den Erhalt des Vaterlandes, dass sie so sehr durch die Feinde in Ost und West bedroht sahen⁸⁷⁹. Aber es war nicht nur eine reine Landesverteidigung, die sich die Studierenden zur Aufgabe gemacht hatten. Schon in den Appellen bei Kriegsausbruch deutete sich an, dass die Akademiker und Studenten nicht nur die Grenzen in Gefahr wähten, sondern das Deutschtum an sich, also die eigene nationale Identität.

Aber was machte diese nationale Identität aus? Welchen Inhalt verbanden die Studenten mit dem Begriff Vaterland? Was war für sie das Wesen der Nation, die Seele Deutschlands? Diese Frage beschäftigte die Hochschüler sehr. Dabei spielte die deutsche Kultur eine ganz wichtige Rolle. Über diesen Begriff definierten die Studenten das Deutschtum. Der Kulturbegriff, den die Studenten im Zusammenhang mit dem Vaterland gebrauchten, deckt sich jedoch nicht mit unserer heutigen Vorstellung von Kultur. Die Studierenden bezogen sich dabei nicht auf rein künstlerische oder intellektuelle Inhalte, sondern maßen auch dem nationalen Inhalt von Kunst und Kultur entscheidende Bedeutung bei. Die Vorstellung von deutscher Kultur war eng mit dem Verständnis der Nation verbunden. In diesem Zusammenhang stößt man auch auf ein „*germanisches Empfinden*“, welches gegen „*asiatische Barbarei*“ und „*romanische Indifferenz*“ zu verteidigen war⁸⁸⁰.

Was unter „*germanischem Empfinden*“ verstanden wurde, blieb allerdings offen und war unter den Zeitgenossen anscheinend nicht weiter erklärungsbedürftig. Erhellend kann der Blick in das zeitgenössische Meyers Konversations-Lexikon sein. Demnach war der Germane ein freier Mann und Waffenträger, ausgestattet mit den edelsten Eigenschaften, nämlich Gastfreundschaft, Ehrlichkeit, Offenheit, Freiheitsliebe, Keuschheit, Sinn für Gerechtigkeit und Treue. Geführt würden sie von den edelsten und besten Kriegern der jeweiligen Sippe und Stammes. Ihnen ordneten sich die freien Männer, ohne ihre Freiheit aufzugeben, freiwillig unter. Selbst die Hörigen und Knechte sollen gut behandelt und möglichst frei

⁸⁷⁸ B.Bl. Nr. 10, 15. Februar 1915, 29. Jg., WH 1914/15, S. 225.

⁸⁷⁹ Vgl. Krumeich, Versailles 1919, S. 63.

⁸⁸⁰ Feldpostbrief von Walther Harich vom 14. Oktober 1914 in Witkop, deutsche Studenten, S. 71.

gelebt haben⁸⁸¹. Das Ur-Kulturbild, ausgehend von den „Altvorderen“, basierte vor allem auf den stark schablonenhaften Darstellungen Tacitus' in seinem Werk „Germania“. Vor allem Ähnlichkeiten zum militaristischen Kaiserreich waren sicher nicht zufällig. Hierbei handelte es sich um eine „Abwehrideologie“ des deutschen Bürgertums gegen die westliche Welt der Aufklärung und des Rationalismus, als Teil eines romantischen Selbstbildes⁸⁸². Dieses Nationale Selbstbild basierte vor allem auf Werken von Fichte und Arndt aus der Zeit der Antinapoleonischen Kriege und wies starke antisemitische Züge auf. Von zeitgenössischen Kritikern wie Saul Ascher wurde sie als ‚Gemanomanie‘ bezeichnet⁸⁸³.

Und tatsächlich fasste das Bildungsbürgertum in Deutschland die Kämpfe auch als einen Krieg der Kulturen auf. Nicht nur um materielle Dinge wurde gestritten, sondern vor allem auch um ideelle Werte. Der Ausgang dieses Ringens der Zivilisationen, so nahm man an, würde die künftige Kultur in Europa bestimmen⁸⁸⁴. Das deutsche Volk und die Nation definierten sich nach dieser Vorstellung durch ihre eigene, einzigartige und unvergleichliche deutsche Kultur. Dies hatten auch die Studierenden verinnerlicht.

„O wie wir uns als Deutsche fühlen! Mit derselben Erbauung, mit der ein Mütterchen die Bibel liest, lese ich die Briefe Friedrich des Großen. Ist das erhaben! Meine Liebe zum alten Fritz ist grenzenlos. (...) Luther, Bismarck, Dürer, Goethe – ein ganzer Sternenhimmel leuchtet in uns. (...) In den Größten unseres Volkes sehe und suche ich die Seele des Volkes“⁸⁸⁵.

Aus dieser Perspektive betrachtet kann man die Kultur als Seele des Volkes, als das Bindeglied des Einzelnen zum Ganzen und gleichzeitig als Ausdruck seiner Größe bezeichnen. Zugang zu dieser Seele war die Bildung. Die hier angerufenen Schaffer und Träger deutscher Kultur spiegeln zugleich das Weltbild des Anrufenden wieder. Luther steht für den Protestantismus, dessen künstlerischer Vertreter Dürer mit seinen Werken war. Bismarck hatte seine Bedeutung in der deutschen Geschichte in der Einigung des Reiches, aber er war auch ein Sinnbild für einen preußischen, staatlichen Protestantismus. Friedrich der Große ist nun wiederum das Paradebeispiel eines Preußen schlechthin. Deutsche Kultur muss man in diesem Fall also als eine preußische und protestantische Bildung und Zivilisation verstehen, ähnlich dem Verständnis nationaler Kulturidentität am Vorabend des Ersten Weltkrieges⁸⁸⁶.

Dies entsprach auch den Zielvorstellungen der Schulen der Zeit. Nicht allein die künstlerische Bedeutung der deutschen Kultur sollte den Gymnasiasten durch die Lehrer vermittelt werden,

⁸⁸¹ Vgl. dazu den Eintrag zum Stichwort Germanen in Meyers Konversations-Lexikon, 5. Aufl., Bd. 7, Leipzig 1895, S. 401f. Beachte bitte, dass dies eine Wiedergabe des zeitgenössischen Bildes der Germanen ist und keine Darstellung nach aktuellem Forschungsstand der neueren Archäologie und Historiographie!

⁸⁸² Harm-Hinrich Brandt, Korporationserziehung im 19. Jahrhundert: das heimliche Curriculum, in: CC im Bild, hg. v. Jürgen Stetter und Ulrich Becker, Würzburg 1994, S. 151-159, S. 154.

⁸⁸³ Vgl. Karen Hagemann, „Männlicher Muth und Teutsche Ehre“, Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens, Paderborn 2002, S. 242ff.

⁸⁸⁴ Vgl. Wolfgang J. Mommsen, Die deutschen kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg, in Kultur und Krieg, Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, hg. v. Wolfgang J. Mommsen, München 1996, S. 1.-15, S. 1.

⁸⁸⁵ Feldpostbrief von Gerhart Pastors vom 16. April 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 51.

⁸⁸⁶ Vgl. vom Bruch, Kulturstaat, S. 93.

sondern auch der vaterländische Wert derselben. Nach nationalen Kriterien entschieden die Lehranstalten, welche Werke erbaulich und wertvoll für die Erziehung und Bildung seien⁸⁸⁷. Dies prägte selbstverständlich das Kulturbild der jungen Männer, die diese Ausbildung an den Gymnasien und Oberrealschulen durchlaufen hatten.

Bedrängt wurde die deutsche Kultur und damit die Existenz des ganzen Volkes nach Auffassung der Studenten durch russische Barbarei und französische Dekadenz.

„Man selbst weiß, daß man für den deutschen Gedanken in der Welt kämpft, daß man germanisches Empfinden gegen asiatische Barbarei, gegen romanische Indifferenz verteidigt“⁸⁸⁸.

So kämpften die Studenten auch *„Für Dichtung, Kunst, Philosophie, Kultur“⁸⁸⁹*, aus ihrer Sicht wichtige Bestandteile ihrer nationalen Identität. Damit füllten sie den Begriff des Vaterlandes mit einem intellektuellen Inhalt und grenzten sich zugleich ganz klar von den feindlichen Nationen ab.

Ein Student erachtete die deutsche Kultur sogar als so wertvoll, dass sie nicht nur für das deutsche Volk, sondern für die gesamte Menschheit erhalten werden müsse. Mitunter erschien die deutsche Kultur sogar so bedeutend, dass das Heil der zivilisierten Welt davon abhinge, wie in dem Spruch *„Am deutschen Wesen soll die Welt genesen“⁸⁹⁰* immer wieder betont wurde.

„Daß wir das tiefste Recht in diesem Kriege haben, weil wir den Kampf letztlich um eine Menschheitskultur führen, wie sie tiefer und wahrer kein anderes Volk hervorgebracht hat oder der Gesinnung nach gewillt ist durchzuführen (...)“⁸⁹¹.

Es erscheint bemerkenswert, dass die Studenten sich nicht nur als Kämpfer für eine politische und militärische, sondern auch für eine geistige, metaphysische Sache erachteten. Gerade als Akademiker, Träger von Bildung und Kultur, fühlten sie sich dafür prädestiniert, die höchsten Güter des Volkes, seine Identität und sein Wesen, zu verteidigen⁸⁹².

Daher kann es nicht überraschen, dass man auch in der Heimat in gebildeten Kreisen sich als Wahrer und Verteidiger der deutschen Kultur aufspielte. Während der akademische Nachwuchs mit der Waffe im Westen und Osten die vermeintlichen Feinde des Deutschtums abwehrte, nahm man zu Hause den Abwehrkampf gegen vermeintlich feindliche Kultureinbrüche im Inneren auf. Man bemühte sich etwa darum, Fremdwörter durch deutsche

⁸⁸⁷ Horst Jarka, Soldatenbriefe des Ersten Weltkrieges und nationale Bildungsideologie, in Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur, 67 (1975), S. 157-166, S. 158.

⁸⁸⁸ Feldpostbrief von Walther Harich vom 14. Oktober 1914 in Witkop, deutsche Studenten, S. 71.

⁸⁸⁹ Feldpostbrief von Rudolf Fischer vom 18. November 1914 in Witkop, deutsche Studenten, S. 25.

⁸⁹⁰ Eines der Schlagworte des deutschen Nationalismus geprägt nach dem Gedicht „Deutschlands Beruf“ von Emanuel Geibel. „Deutschlands Beruf“. Vgl. dazu auch Kapitel 3.5.2.2. a), wo auch der komplette Text in der Fußnote zitiert ist.

⁸⁹¹ Brief von Heinz von Rohden vom 5. Mai 1915 in Witkop, Kriegsbriege gefallener Studenten, S. 170.

⁸⁹² Vgl. Mommsen, kulturelle Eliten, S. 4.

Ausdrücke zu ersetzen, um die deutsche Sprache vor „*Fremdtümelei*“ zu schützen⁸⁹³. In den Burschenschaftlichen Blättern forderte ein Mitglied unter dem Titel „Mehr deutsch!“ die Verbindungen auf, ihre Namen zu verdeutschen⁸⁹⁴. In der Akademischen Turnzeitung des VC erregte sich ein Dr. Rehtmeyer darüber, das in der Vergangenheit die „*Übertriebene Achtung fremder Leistungen*“ zur „*Mißachtung*“ der eigenen Leistungen geführt habe⁸⁹⁵. Dies erst habe die deutsche Kultur durch die Feinde angreifbar gemacht. Die Achtung fremder Zivilisation schadete in seinen Augen der eigenen. Damit trennten die Feindbilder die deutsche Nation bis in seine Grundfesten von seinen Gegnern, bis in die Kultur hinein.

In der Vorstellung der Studenten waren also nicht nur die Grenzen und die territoriale Einheit des Reiches bedroht, sondern das Deutschtum, die deutsche Kultur und das deutsche Wesen an sich und in seinem Kern. In ihren Augen stellte sich nur die Frage nach dem Sein oder Nichtsein des deutschen Volkstums. Wenn sie also für das Vaterland kämpften, dann schloss dies auch den Kampf um die Kultur ein. Und die Bedrohung von Außen ging weit über eine militärische Niederlage und eine mögliche Besetzung Deutschlands hinaus. Man verstand dies als eine Frage des Überlebens! Einen Kompromiss konnte es nicht geben. Es musste den Studenten so erscheinen, dass die Feinde den Untergang der deutschen Nation mit Stumpf und Stiel, mit Leib und Seele wollten.

Durch die intellektuelle Propaganda des Auslands fühlten sich die Studierenden in dieser Anschauung bestärkt. Die Vorwürfe der Gebildeten auf alliierter Seite betrachteten sie als Versuche, Deutschland als barbarische Nation der Unkultur zu diffamieren⁸⁹⁶. So schrieb dann auch ein Hochschüler „*Wir wollen keine Vandalen sein...*“⁸⁹⁷. In diesem Sinne rangen die geistigen Eliten der verfeindeten Nationen miteinander und bezichtigten sich gegenseitig der Unkultur und Barbarei. Auf deutscher Seite ist hierbei die Initiative der Hochschullehrer zu nennen, die sich unter anderem in dem „Aufruf der Dreiundneunzig“ mit der deutschen Politik und Kriegsführung identifizierten und intellektuell den deutschen Militarismus verteidigten⁸⁹⁸.

Die Kultur war eine Domäne der Gebildeten. Der nebulöse Begriff des Deutschtums wurde damit mit einem Inhalt gefüllt, den die Studierenden verstehen und mit dem sie sich identifizieren konnten. Vor allem verlieh er ihrem Kampf eine besondere Weihe, denn ihre Motive in diesem Krieg waren über jeden Vorwurf materieller Gewinnsucht erhaben, welcher so oft gegenüber England erhoben wurde, oder auch gegen reines Machtdenken, das man Frankreich und Russland als Kriegsziel vorwarf. Als Kämpfer um den Erhalt der Nation und seiner Identität hatten sich die Studenten viel höheren Zielen geweiht, die für sie über jeden Zweifel erhaben waren. So kämpften sie um Ideale, wie ihre Vorbilder in der Geschichte und

⁸⁹³ So ersetzte der VDst Jena in seiner Geschäftsordnung nach einer Meldung in der ASZ Nr. 6, Dezember/Januar 1916, Jg. 20, S. 136, eine ganze Reihe Fremdwörter durch deutsche Ausdrücke. In B.Bl. Nr. 4, 15. November 1914, 29. Jg., WH 1914/15, S. 88 wurde schon im November 1914 darüber sinniert, das Fremdwort „Suspension“ durch ein deutsches Wort zu ersetzen und aufgefordert, Vorschläge einzusenden.

⁸⁹⁴ B.Bl. Nr. 10/11, 15. August 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 214.

⁸⁹⁵ Vgl. ATZ Nr. 22, 15. Februar 1915, 31. Jg., S. 504.

⁸⁹⁶ So zum Beispiel der Vorwurf der Barbarei aufgrund des Brandes der Universitätsbibliothek von Löwen, vgl. Alan Kramer in Enzyklopädie Erster Weltkrieg, S. 682f.

⁸⁹⁷ Brief von Ludwig Finke vom 22. Februar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 67.

⁸⁹⁸ Mommsen, kulturelle Eliten, S. 3f.

Literatur. Auf diese Weise verband sie diese Einstellung ganz eng mit dem Krieg. Maßstab für die Kriegsmotivation waren nicht die Politik oder die Realität, sondern eine ideologische Anschauung vom Krieg.

3.6.2 Krieg als Erneuerer

Von dieser nationalistischen Sichtweise ausgehend war für einige Studenten der Krieg nicht nur eine zerstörerische, sondern auch eine läuternde Kraft, die einen Soldaten wieder auf das Wesentliche fokussierte. So betrachtete der Student Willi Naumann den Krieg als „neuschaffende Arbeit“.

„Es ist für uns eine große Freude, solche Gedichte zu lesen, die den Krieg nicht nur als Zerstörer, sondern auch als neuschaffende Arbeit ansehen, nicht nur als drückende Not, sondern als Läuterung. (...). Man weiß hier eben besser, wofür man kämpft und was erreicht wird“⁸⁹⁹.

Die Umstände des Krieges reduzierten für ihn seine Sicht auf das Wesentliche. Für ihn war das Leben an der Front ein Ausblick auf eine bessere Gesellschaft. Dies machte er an der Kameradschaft fest, die er erlebt hatte und die ihm so bewundernswert erschien. Er gab dem Krieg eine positive Bedeutung. Und natürlich hieß das für seine eigene Rolle in diesem Krieg, dass er nicht ein Zerstörer, sondern Reformierender, Schaffender war⁹⁰⁰.

Naumann war nicht der Einzige, der den Krieg als Erneuerer betrachtete. Auch andere sahen im Krieg eine Kraft, die das Alte, Morsche hinwegfegt und auf den Trümmern Neues, Besseres erblühen ließ. Der Kampf wurde, frei nach Heraklit, zu einem Startsignal für einen Neubeginn⁹⁰¹.

„Aber mit dieser Sehnsucht verbindet sich für uns die Hoffnung, das Zerstörte einmal mit aufbauen zu dürfen, das Vaterland zu schönerer, reinerer Größe führen zu helfen, damit all die herrlichen Ansätze, all das, was wir im Kriege selbst erlebt haben, in positiven Taten zur Reife gelangt“⁹⁰².

Aus der Asche des Krieges sollte wie ein Phoenix ein erneuertes und stärkeres Deutschland heraufsteigen. Die Kraft dazu floss, so Rohden, aus den ungeheueren Anstrengungen der Deutschen. Die Erlebnisse an der Front, der Alltag mit seinen Entbehren und primitiven Lebensumständen, wurden als eine Rückbesinnung auf das Wesentliche, auf die Volksgemeinschaft, gesehen. Wie schon im Kapitel über die soldatische Gemeinschaft

⁸⁹⁹ Brief von Willi Naumann vom 4. Juli 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 239.

⁹⁰⁰ Vgl. zur positiven Umdeutung der Rolle des Soldaten im Krieg während der Nachkriegszeit: Thomas Kühne, Kameradschaft, Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert, Göttingen 2006, S. 32.

⁹⁰¹ Auf den griechischen Philosophen Heraklit von Ephesos wird der sinngemäß der Spruch zurückgeführt, nach dem der Krieg Vater aller Dinge, also Erfindungen und Veränderungen, sei.

⁹⁰² Feldpostbrief von Heinz von Rohden vom 4. Juli 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 174.

erarbeitet wurde, betrachteten die Studenten die Kameradschaft in ihrer Idealform als ein Vorbild für die Gesellschaft. Dieses Zusammenrücken sollte nun auf die gesamte Gesellschaft übertragen werden. Diese Erfahrung, die es, wie gezeigt, eigentlich nicht wirklich gab, wurde zur großen Lehre des Krieges erhoben. Und Rohden deutete wie Naumann seine Erlebnisse im Krieg zu einer positiven Erfahrung für sein späteres Leben um.

Auch Karl Aldag sah in den Umständen des Krieges eine Chance für eine Neugestaltung, geboren aus einer im Krieg gewachsenen Einheit.

„Das Glück in diesem reichen, unmittelbaren Erleben unseres Volkes ist mir sehr wertvoll, zumal es sicher eine Neugestaltung ist. (...). Der Mangel und die Entbehrungen (...) machen unser Land nicht schwach, sondern stark zur Einheit des Volkes“⁹⁰³.

Er war sich sicher, dass der Druck des Krieges die Menschen in der Heimat und an der Front enger zusammenrücken ließ. In diesem Zusammenhang müssen noch einmal die Tage des Kriegsausbruches in Erinnerung gerufen werden, in denen ein nationales Wir-Gefühl durch Deutschland ging. Diesen Gedanken der Volksgemeinschaft hatte Aldag nicht aufgegeben, nein, er sah ihn nun endlich durch den Krieg verwirklicht. Dass die Menschen nun aufgrund der Not und des Leidens im Krieg zusammenrückten, war für ihn ein Zeichen, dass nun nach der äußeren Einheit 1870/71 dieser Krieg die innere Einheit vollendete. Damit verlieh er den Entbehrungen des Krieges eine tiefere, positive Bedeutung, so dass seine Leiden im Krieg - er berichtete vorher von seinem Leben und Arbeiten in Schlamm und Dreck und dem Tod, der um ihn herum war - nicht sinnlos erscheinen mussten. Daraus konnten die Studenten die Kraft schöpfen, die sie brauchten, um gegen das Elend um sie herum durchzuhalten.

Der Burschschafter Leininger stellte sich im März 1915 ebenfalls vor, dass das gemeinsame Ringen die Unterschiede im Volk überwinden und eine echte Einheit schaffen würde, weil die verschiedenen sozialen Schichten eng miteinander leben und arbeiten müssten. Dies meinte er insbesondere bei der Studentenschaft und den Korporationen erkennen zu können⁹⁰⁴.

Neu war diese Sicht vom Krieg gleichwohl nicht. Schon im 19. Jahrhundert hatte man den Krieg als ein Instrument betrachtet, das unter der Bevölkerung Einigkeit unter dem abstrakten Nationalbegriff schaffen sollte, Buschmann spricht von Waffenbruderschaft⁹⁰⁵. Der Krieg wurde in seiner Bedeutung und Funktion zu einem Schmelztiegel der nationalen Gemeinschaft umformuliert⁹⁰⁶. Der Nationalkrieg beschwor die Gemeinschaft, tabuisierte die Differenzen der politischen Gruppen und Parteien, erhöhte den gesellschaftlichen Anpassungsdruck und blies zum Kampf gegen den inneren Feind⁹⁰⁷. So hatte man ihn Mitte des 19. Jahrhunderts erlebt und interpretiert; in dieser Weise fassten ihn auch die Studenten Anfang des 20. Jahrhunderts auf.

⁹⁰³ Feldpostbrief von Karl Aldag vom 10. Januar 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 39.

⁹⁰⁴ B.Bl. Nr. 10/11, 15. August 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 227.

⁹⁰⁵ Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, S. 135. Dieser Ausdruck passt hier insofern auch ganz gut, da die Mitglieder der schlagenden Verbände sich schon einmal gegenseitig als Waffenbrüder bezeichneten.

⁹⁰⁶ Ebd.

⁹⁰⁷ Ebd., S. 136.

Ein anderer Kommilitone hatte nicht nur die Vision von einem neuen Deutschland und von einer nationalen Vereinigung der Gesellschaft auf den Trümmern des Krieges, sondern auch eine politische Erwartung. Seiner Ansicht nach waren die Opfer der Soldaten nicht umsonst, sie hätten geholfen, der Freiheit in Europa zum Sieg zu verhelfen. Denn er war der Meinung, dass „(...) *die Demokratie (...) in allen Ländern der Erde Riesenfortschritte*“⁹⁰⁸ machen würde. Damit betrachtete er den Krieg als eine politische Umwälzung Europas zu einem demokratischen Kontinent.

Dies ist eine sehr ungewöhnliche Sicht der Dinge für einen Studenten dieser Zeit und darf als Ausnahme und nicht als allgemein verbreitete Meinung betrachtet werden. Es zeigt aber, dass die Studierenden die unterschiedlichsten Dinge und Ziele in den Krieg hinein projizieren konnten und nicht alle im konservativen und nationalen Denken verhaftet waren.

Der Theologiestudent Eugen Röcker hatte ein etwas zwiespältigeres Bild vom Krieg. Einerseits war er dankbar für diesen Krieg, glücklich an ihm „*als entscheidendes geschichtliches Erlebnis für unser Volk*“ teilnehmen zu dürfen⁹⁰⁹. Also erblickte auch er im Krieg ein umwälzendes und wichtiges Ereignis in der Entwicklung des deutschen Volkes, welches für die Zukunft positive Impulse geben würde. Andererseits konnte er sich vor dem Schrecken des Krieges nicht blind stellen. Er gestand offen ein, dass der Krieg „*etwas Gräßliches*“ sei und ihm der Gedanke daran unerträglich sei⁹¹⁰. Doch der zuerst beschriebene Nutzen und die Notwendigkeit des Krieges für das deutsche Volk wogen das Grauen und die schrecklichen Folgen in seinen Augen auf. Für Röcker rechtfertigte der Zweck die Mittel, auch wenn es das eigene Leben kosten würde.

So gelang es vielen Hochschülern mittels ihres Glaubens an den Krieg als erneuernde Kraft, dem Elend, der Not und Zerstörung einen positiven Sinn abzurufen. In der Hoffnung, auf der Asche des Alten etwas Neues, Besseres errichten zu können, fassten diese Studenten neuen Mut, der ihnen half, das Erlebte leichter zu ertragen. Damit war die Trümmerlandschaft um sie herum nicht totes Land, sondern die Basis für einen Neuanfang, wie ein frisch gepflügter Acker. Der Krieg war in den Augen dieser Studenten nicht nur ein Zerstörer.

Dass es jedoch mit der Volksgemeinschaft in Deutschland nicht zum Besten stand, kann man einem Brief des Studenten Frick entnehmen. Er konnte noch nichts von einer Volksgemeinschaft spüren. Im Gegenteil, er sah sich als Opfer eines „*Kastengeistes*“, als eine Beförderung zum Offizier in der Heimat nicht befürwortet wurde, weil er nur aus kleinen Verhältnissen stammte⁹¹¹.

„Das ist ja eigentlich nicht schlimm, doch ärgert's mich sehr, habe es doch verdient und genug mitgemacht. Aber weißt, wir sind eben Bürgerleute und in den Augen Gewisser schändet ehrliche Arbeit. Das deutsche Volk, das sein Gut

⁹⁰⁸ Feldpostbrief von Walter Stock vom 1. Mai 1917 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 311.

⁹⁰⁹ Feldpostbrief von Eugen Röcker vom 13. Dezember 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 310.

⁹¹⁰ Ebd.

⁹¹¹ „*Die Mutter betreibt hier ein Manufakturwaren Geschäft, er wolle meinem Fortkommen nichts in den Weg stellen, empfahl mich aber nicht!*“, Feldpostbrief von Hugo Frick vom 15. Februar 1917 in BfZG.

und Blut opfert, wird sich hoffentlich nach dem Krieg diesen zopfigen ‚Kastengeist‘ nicht weiter gefallen lassen“⁹¹².

Zwar teilte Frick die Hoffnung auf eine Besserung der inneren Verhältnisse, auf eine Überwindung des Klassendenkens, doch bisher hatte er es selbst nicht erleben dürfen. Er sah aber nicht den Krieg als Motor der Veränderung, sondern äußerte die Hoffnung, dass die Menschen, die in diesem Krieg viel geopfert hatten, diese Reformen einfordern würden. Im Gegensatz zu seinen zuvor zitierten Kommilitonen beschwor er nicht die Volksgemeinschaft, sondern prangerte die Missstände an und hoffte, dass das Volk sich die Ungleichbehandlung nicht mehr gefallen lassen werde, ihnen somit die Augen geöffnet und Selbstbewusstsein verliehen worden wäre. Die Volksgemeinschaft musste also nach seiner Sicht erst einmal zu sich finden und der Krieg war lediglich Anlass für Reformen, aber nicht das Mittel.

Der Kommilitone Vaeth beurteilte die Lage in der Heimat ähnlich. Auch aus seiner Sicht hatte der Krieg nicht an den Fehlern der Gesellschaft rütteln können. Wenn überhaupt, dann hatte der Krieg die Menschen an der Front geändert. Aber selbst hier fragte sich Vaeth, ob die Soldaten nach dem Krieg ein neues Deutschland schaffen könnten.

„Das neue Deutschland – ob es die Truppen mit sich heimbringen werden? Zu Hause haben sie es nicht“⁹¹³.

Und so kam er schließlich zu dem Ergebnis, dass der Krieg eben nicht diese Erneuerung der Gesellschaft gebracht hätte, denn

„gerade das, was wir erhofft hatten, nämlich den völligen Ausgleich der Standesunterschiede vor der Majestät der Opfer und dem allen gleichen Tod, gerade diesen Ausgleich wird es nicht geben“⁹¹⁴.

Und bei einem Aufenthalt in Deutschland, während eines Offiziersaspirantenkurses, fiel sein Urteil endgültig und vernichtend aus:

„Was ich für Eindrücke in Deutschland gewann? Ich habe nicht den Eindruck, daß Deutschland mit der Zeit gewachsen ist, ich habe auch nicht den Eindruck, daß es den Ernst des Krieges verstanden hat, ich habe nur den Eindruck, daß es so kommen wird, wie ich mir schon im Felde es dachte: es wird alles beim Schlechten bleiben“⁹¹⁵.

Dies führte dazu, dass Vaeth sich lieber eine Niederlage wünschte als einen Sieg, der das Leben in Deutschland nicht von Grund auf ändern sollte⁹¹⁶.

⁹¹² Feldpostbrief von Hugo Frick vom 3. März 1917 in BfZG.

⁹¹³ Feldpostbrief von Alfred E. Vaeth vom 12. September 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 132.

⁹¹⁴ Ders., Brief vom 26. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 125.

⁹¹⁵ Ders., Brief vom 12. Juli 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 128.

⁹¹⁶ Ders., Brief vom 22. Juli 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 131.

Somit mischte sich mit dem Wunsch nach Veränderung, hervorgerufen durch den Krieg als Motor oder Anlass hierzu, Kritik an der Gesellschaftsordnung der Vorkriegszeit. Offenbar war der Krieg ein Auslöser für manchen Studenten, seine Umwelt kritisch zu betrachten. Wie schon in dem Kapitel über die soldatische Gemeinschaft gezeigt, konnten die Umstände des Krieges vor allem die sozialen Gegensätze verschärfen. So beruhte Fricks kritische Haltung auf der Tatsache, dass er es unter anderem wegen seiner Herkunft so schwer hatte, zum Leutnant zu avancieren. Auch in der gegensätzlichen Welt zwischen Mannschaften und Offizieren schien mancher Student im weiteren Verlauf des Krieges ein Gefühl für soziale Benachteiligung und Kastengeist zu entwickeln, so wie etwa Vaeth, der sich über die mangelnde Fürsorge der Offiziere für ihre Männer in einem Brief offen beklagte⁹¹⁷.

Zugleich begann ganz offensichtlich der eine oder andere an dieser Erneuerungstheorie des Krieges zu zweifeln, wie etwa der Student Fritz Franke. Seiner Meinung nach bestand bestenfalls in der Zeit nach dem Krieg, aber nicht während oder gar durch den Krieg Aussicht auf Reformen. Insgesamt blieb er ähnlich pessimistisch wie Vaeth.

„... Es wird eine große Aufgabe sein für unser gesamtes Volk – und gerade für unsere Parlamentsparteien! – nach dem Frieden das praktisch zu verwerten, was wir innerlich durchlebt haben – es wird nur zum Teil gelingen“⁹¹⁸.

Die Erfahrung der Friedenszeit hatte Franke offenbar gelehrt, dass eine Änderung nicht so schnell herbeizuführen sei. Zwar fühlte auch er eine Läuterung durch den Krieg, doch blieb er ungläubig, dass diese Erfahrung so ohne weiteres den Menschen zu Hause zu vermitteln sei. Im Gegensatz zu Naumann, Rohden und den anderen trennte er sehr genau zwischen Front und Heimat. Dies war schließlich auch eine Erfahrung des Krieges, dass man der Heimat nicht ein Bild des Krieges vermitteln konnte, wie man ihn selbst erlebte⁹¹⁹.

Der Student Weißer sah sogar durch den Krieg gute und richtige Reformansätze zerstört. Er konnte nun nichts am Krieg finden, was auf eine Erneuerung hinsteuerte, im Gegenteil.

„Unser Volk war auf dem besten Wege (wie ich glaube), sich von innen heraus selbst zu regenerieren; die Kräfte, von denen die Regeneration auszugehen schienen, waren noch sehr gering. Nun kommt der Krieg, reißt alles aus seinem Werden- und Entwicklungsprozeß heraus und nimmt uns gerade besten Kräfte, die heranwachsende fortschrittlich gesinnte Jugend!“⁹²⁰.

⁹¹⁷ Ders., Brief vom 26. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 125: „(...) hier ein Bild: Schützengraben, drei Leute zanken sich um ein Brot. Drinnen die Offiziere beim Wein im Überfluß. Das Herz blutet. Ehre sei unseren aktiven Offizieren, die zum großen Teil mehr für ihre Leute sorgen, als z.B. die Reserveoffiziere. (...). Aber von der Fürsorge für den Soldaten, die so viel in den Zeitungen steht, davon merken wir nicht viel“. Vgl. auch Kapitel 3.3.2 zum Verhältnis zu den Vorgesetzten.

⁹¹⁸ Feldpostbrief von Fritz Franke vom 26. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 91.

⁹¹⁹ Vgl. dazu Kapitel 3.4.

⁹²⁰ Brief von Herbert Weißer vom 7. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 82.

Also nicht alle Studenten gaben sich der Illusion hin, dass durch einen Weltkrieg alles besser werden würde. Dem einen oder anderen wurde durchaus bewusst, dass im Gegenteil die Verluste des Krieges das Vaterland schwächen würden.

Aber nicht nur die Gesellschaft und der Staat waren Gegenstand des Erneuerungsgedanken. Wie schon im Kapitel 3.1 über den Kriegsausbruch gezeigt, erhofften sich viele Studenten durch den Krieg an Körper und Seele erneuert zu werden, um so eine persönliche Reife zu erlangen, die sie im Frieden vermissten. Und für einige schienen diese Wünsche in Erfüllung gegangen zu sein. Sie hielten sich an die Weisheit Nietzsches „(...) *was mich nicht umbringt, macht mich härter*“⁹²¹. Das betraf sowohl das Vaterland und das deutsche Volk als auch die eigene Person. In diesem Sinne stellte der Student Hans Marcuse fest: „(...) *ich kann wohl sagen, daß ich in diesem Kriege zum Manne gereift bin*“⁹²². Also nicht nur die Gemeinschaft, sondern auch das Individuum konnte nach Anschauung einiger am Krieg reifen, eine Erneuerung erfahren. Interessanterweise war der Student Hellwich der Meinung, dass das Erlebnis des Krieges ihn nicht verrohen lassen, sondern im Gegenteil, seine Seele reinigen und läutern würde.

*„Es ist nicht wahr, daß der Krieg verrohend auf die Menschen wirkt. Wer verroht zurückkommt, war vorher schon roh. Der Krieg wirkt vielmehr läuternd und vertiefend“*⁹²³.

Hellwich spürte an sich selbst, was Naumann am ganzen Volk wahrzunehmen meinte, eine Läuterung und Besinnung. Was also im Großen beobachtet wurde, meinten andere an sich persönlich feststellen zu können. In diese Richtung geht die Feststellung des Studenten Meese.

*„Ich bin überzeugt, daß man, heil zurückgekehrt, doch ein anderer Kerl geworden ist in jeder Beziehung. Man wird rücksichtsvoller seinen Mitmenschen gegenüber werden, gerade in deren Ausnutzung zum persönlichen Genuß“*⁹²⁴.

Meese war überzeugt, dass ihm die Erlebnisse einen neuen Sinn und ein neues Verständnis für seine Mitmenschen vermittelt hätten. Selbstkritisch bemerkte er, nun nicht mehr vom Egoismus geleitet zu werden.

Diese Aussage von Meese beinhaltet neben der Erkenntnis, durch den Krieg rücksichtsvoller geworden zu sein, gleichzeitig eine verdeckte Zivilisationskritik. Denn erst der Krieg hatte ihn rücksichtsvoller werden lassen, in der Zeit des Friedens hätte er sich dagegen wohl nicht so zum mitfühlenden Mitglied der Gemeinschaft entwickelt. Weiter ist hier eine Fortsetzung des Gedankens der Erneuerung der Gesellschaft zu erkennen, wenn nun der Student an sich selbst

⁹²¹ „Aus der Kriegsschule des Lebens- was mich nicht umbringt, macht mich härter“, Friedrich Nietzsche, Götzendämmerung oder Wie man mit dem Holzhammer philosophiert, 7. Aufl., Frankfurt 1985, Sprüche und Pfeile, 8.

⁹²² Feldpostbrief von Hans Marcuse vom 25. September 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 239.

⁹²³ Feldpostbrief von Hero Hellwich ohne Datum (gefallen 20. Dezember 1916 an der Somme) in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 266.

⁹²⁴ Feldpostbrief von Fritz Meese vom November 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 88.

erkannte, wie sich diese Wandlung vollzog. Damit entdeckte Meese, wie auch Hellwich, einen Charakterzug an sich, der sich nahtlos in das Bild der Volksgemeinschaft einfügen lässt: nämlich Zurücknahme der eigenen Persönlichkeit zu Gunsten der anderen und vor allem Vermeidung jeder Form von Egoismus und die Hingabe an das Kollektiv. Damit schließt sich der Kreis mit der Sinnstiftung des Krieges als nationalem Erneuerer. Denn diese Erneuerung konnte nur gelingen, wenn der Krieg in das Gemüt der Menschen eindrang und dadurch eine Veränderung der persönlichen Anschauungen bewirkte. Und gerade dies spürten nun auch die Studenten an ihrer eigenen Persönlichkeit. Damit schlossen sie sich der Betrachtungsweise ihrer Kommilitonen an und untermauerten die Anschauung, den Krieg als Former einer neuen Volksgemeinschaft zu betrachten. Zugleich erklärten sie sich zu einem Mitglied derselben. Auch in der Heimat erblickte man den Krieg als eine günstige Gelegenheit, Reformen in Angriff zu nehmen. In diesem Sinne entwickelten sich selbst an den Universitäten die Dinge weiter. Getragen vom Einheitsgedanken der Augusttage 1914 versuchten die Studierenden, die zurück geblieben waren, die vor dem Krieg entstandenen Studentenvertretungen unter ein Dach zu bringen und zu vereinigen, allerdings ohne die Korporationen. So fand ein erstes Vortreffen im Juni 1916 in Frankfurt statt. Auf der Tagesordnung standen folgende Punkte:

- „1. *die Vertretung studentischer Interessen gegenüber den akademischen Behörden einerseits und der Öffentlichkeit andererseits;*
2. *die Pflege gemeinnütziger studentischer Einrichtungen;*
3. *gemeinsames repräsentatives Auftreten im Namen sämtlicher Ausschüsse*“⁹²⁵.

Die Intention war vor allem, die Studentenschaft zu einen und mit einer Stimme sprechen und handeln zu lassen. Bisher hatten sich die Korporationen die Darstellung nach Außen geteilt, wobei auch unter ihnen kein Gefühl der Einigkeit geherrscht hatte. Daher war der Wunsch nach einem einheitlichen Auftreten sehr groß, so wie dies vor dem Krieg andere Interessenvertretungen, wie die Gewerkschaften, vorgemacht hatten.

Doch diese Entwicklung bewerteten nicht alle als gelungene und notwendige Erneuerung des gesellschaftlichen und universitären Lebens. Vor allem die Studentenverbindungen betrachteten diese Entwicklung sehr skeptisch. Sie fühlten sich ausgegrenzt und mussten um ihre Vorrangstellung innerhalb der Studentenschaft fürchten, denn die Versammlung war vor allem von Kräften der Freistudenten geprägt. Daher bemängelten die Verbindungsstudenten, dass der Großteil der Studentenschaft – und vor allem aus ihren Reihen - an der Front als Soldaten dienten und nicht in die Entscheidungen eingebunden würden⁹²⁶. Mit dem Akademischen Hilfsbund⁹²⁷ habe man ein für die Zeit des Krieges ausreichendes Organ geschaffen, alles Weitere sei nach dem Krieg zu klären. Für den Jahresanfang 1918 setzte man dann ein neues Treffen der Studentenschaften in Jena an, um einen deutschen Studententag zu gründen⁹²⁸.

⁹²⁵ Vgl. in B.Bl. Nr. 1, 1. Oktober 1916, 31. Jg., WH 1916/17, S. 9.

⁹²⁶ Ebd.

⁹²⁷ Der Akademische Hilfsbund war ein Zusammenschluss der Dachverbände der Studentenverbindungen mit dem Ziel, durch den Krieg in Not geratene Studenten zu unterstützen. Er stand vollständig unter Leitung und Einfluss der Studentenverbindungen.

⁹²⁸ Vgl. Meldung in den B.Bl. Nr. 5, 13. Dezember 1917, 32. Jg., WH 1917/18, S. 73.

Aber auch die Korporationen selbst dachten über eine innere Erneuerung nach. Vor allem im Kreis der in der Heimat verbliebenen Verbindungsstudenten, in der Hauptsache Alten Herren, verwickelte man sich in den Verbandszeitschriften in lebhaftige Diskussionen über neue Wege und Inhalte oder auch Reformen des Verbindungswesens⁹²⁹. In der Hauptsache waren das Fechten und der Lebenswandel der jungen Mitglieder Gegenstand heftiger Erörterungen. Die Altherrenschaft äußerte Forderungen nach einer moralischen Erneuerung der Bünde auf der Grundlage einer sittlichen und nationalen Erziehung der Mitglieder, um die kommenden Aufgaben nach dem Krieg bewältigen zu können. Die Kritik von Außen wurde aufgenommen und befragt, in wie weit diese berechtigt gewesen sei. Auch in dem Verhältnis zu den anderen Verbindungen wurde zum Teil ein Umdenken gefordert, mit der Absicht, die Studentenschaft zu einen. Der Krieg habe die einmalige Gelegenheit gebracht, die morschen Elemente innerhalb des Korporationswesens auszumerzen. Vor allem von freistudentischer Seite kam harsche Kritik, man hoffte durch den Krieg sich gegenüber den Korporationen durchzusetzen. Es blieb allerdings nur bei Diskussionen, zur Umsetzung von praktischen Reformen kam es während des Krieges nicht. Dies war vor allem dem Umstand geschuldet, dass aufgrund des Krieges die Dachverbände nicht in der Lage waren, beschlussfassende Versammlungen einberufen zu können, da der größte Teil der Mitglieder, vor allem die Studenten, im Feld standen. Lediglich der VC hielt 1915 eine Kriegstagung in Gotha ab⁹³⁰.

An der Front machte sich Fritz Nagel vom Hallischen Wingolfs in ähnlicher Weise Gedanken über die Zukunft der Verbindungen. Er war sich sicher, dass sich in den Inhalten *„religiös-sittlicher, national-politischer und kultureller Art nicht ändern werden“*⁹³¹ wird. Dazu sah er keinen Handlungsbedarf. Was sich aber ändern müsse, sei der Geist, mit dem diese Inhalte in den Bünden gelebt würden. Aber es müsse ernster mit den Zielen gerungen werden *„im harten Kampf der Geister“*, anstatt nur ein harmonisches und gemütliches Gemeinschaftsleben zu führen⁹³². Dies war offene Kritik am Bummel- und Kneipwesen der Korporationen. Die ärgsten Konkurrenten würden Nagels Ansicht nach die Freideutschen werden, die dies schon vor dem Krieg vorgelebt hätten. Ihr Ideal sei in Flex' *„Wanderer“* zu suchen⁹³³.

Ein junger Burschenschaftler lehnte hingegen alle Reformdiskussionen brüsk ab. Er gab dabei zu verstehen, dass diese Ideen vollkommen an den Betroffenen, den Studenten, vorbei gingen.

„Wir Kämpfer an der Front haben uns wenig um die neuartigen Bestrebungen und Reformbewegungen auf unseren Hochschulen, die zum Teil die Eigenheiten des deutschen Studentenlebens, insonderheit unser ritterliches Waffenstudententum untergraben wollen, kümmern können. (...) Denn diese Handvoll selbstgefälliger,

⁹²⁹ So auch für die Tübinger Korporationen Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, S. 179.

⁹³⁰ Vgl. VM der ATZ Nr. 3, 15. Mai 1915, 13. Jg. Es sollte vor allem über die Frage der Anerkennung des Kriegseinsatzes anstelle der Mensur diskutiert und abgestimmt werden. Vgl. dazu auch das Kapitel 3.2.3 über Mensur und Kampf.

⁹³¹ Brief von Fritz Nagel vom 1. Juli 1918 [Datum muss falsch sein, wohl eher 1. Juni, F.K.] in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 32. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 20. Juni 1918, S. 2.

⁹³² Ebd.

⁹³³ Ebd., S. 2f.

*neuerungssüchtiger Heimatsapostel wird unser auf gefestigtem Fundamente stehendes Burschentum nicht aus den Angeln heben*⁹³⁴.

Er fürchtete angesichts der Pläne der Reformer, dass Identität und Eigenheit des akademischen Lebens an den Hochschulen, insbesondere das Waffenstudententum, nach und nach aufgegeben werden würden. So war er im Gegenteil der Überzeugung, dass den Menschen in der Heimat, fern der Front und in Sicherheit, die „*alte Burschenherrlichkeit*“ besser zu Gesicht stehen würde⁹³⁵. Die Kritiker wertete er als „*Heimatsapostel*“ ab, die fern des Verständnisses und Geschehens sich lediglich wichtig machen würden. Dabei vergaß er nicht, seine Überzeugung als Waffenstudent zu unterstreichen, die er nun doppelt auslebte, zum einen als Korporierter und zum anderen als Soldat.

Im Gegensatz zu den nationalen Gedanken eines neuen, geschlossenen und erstarkten Deutschlands standen die Studierenden, besser die Korporierten, Reformgedanken ihres bisher vertrauten Lebens an den Universitäten und in den Verbindungen doch eher ablehnend gegenüber. Überhaupt schenkten sie diesem Themenbereich kaum Aufmerksamkeit, wogegen in der Heimat diesen Fragen ein besonderes Augenmerk gewidmet wurde. Vor allem die jungen Korporierten sahen sich in der Defensive und reagierten ablehnend gegen jegliche Vorwürfe und Reformansätze. In diesem Zusammenhang wurde nur von einer Minderheit der Krieg als Anlass für eine Erneuerung betrachtet, vor allem von den Studenten außerhalb der Korporationen aus der freistudentischen Bewegung.

3.6.3 Sterben fürs Vaterland

Im weiteren Verlauf des Krieges forderte der Kampf einen immer größer werdenden Blutzoll unter den Studierenden. Am Ende des Krieges sollten etwa 16.000 Studenten ihr Leben für „Kaiser und Vaterland“ gelassen haben, was je nach Annahme der Gesamtzahl der Hochschüler einer Verlustrate von 17-20 % entspricht⁹³⁶. Also etwa jeder fünfte deutsche Student starb auf den Schlachtfeldern im Westen oder Osten Europas. Und diese Prozentzahlen beziehen auf die Gesamtzahl der Studierenden, so dass die Quote nur unter den Kriegsteilnehmer weit höher liegen müsste. Nimmt man als Anzahl der Kriegsteilnehmer zwei Drittel aller Studierenden an, so würde dies eine Gefallenquote von sogar über 26 % bedeuten, also etwa jeder vierte Kriegsteilnehmer. Rechnet man gar nur mit etwas über 50 % als Kriegsteilnehmer, wie etwa Jaraus⁹³⁷, so erreicht die Gefallenenquote einen Wert von über 30 %, also jeder Dritte gab sein Leben! Dem stand eine Quote von circa 15 % an

⁹³⁴ B.Bl. Nr. 8 vom 31. August 1918, 32. Jg., SH 1918, S. 119.

⁹³⁵ Ebd., S. 120.

⁹³⁶ Vgl. dazu Müller, Geschichte der Universitäten, S. 89; Jaraus, Studenten, S. 109. Müller setzt die Zahl der Studenten auf etwa 90.000, Jaraus auf etwa 84.000 an. Eine Quelle für diese Zahlen nennen beide allerdings nicht. Beachte hierzu auch die Verlustzahlen der einzelnen deutschen Hochschulen bis März 1915 im Anhang G.

⁹³⁷ Vgl. Jaraus, Studenten, S. 109.

Kriegstoten für die gesamten deutschen Armeen gegenüber⁹³⁸. Wofür waren die jungen Männer bereit, ihre Zukunft und ihr Leben in so großer Zahl zu opfern?

Offenbar hielten es viele Hochschüler mit den Worten des römischen Dichters Horaz *„Dulce et decorum est pro patria mori“*⁹³⁹, und waren bereit, ihr Leben für die eigene Nation hinzugeben.

*„Wir haben unserer Bestimmung genügt, wenn die Feinde nicht durchkommen, mögen auch Tausende von uns fallen. Was gilt das Leben des einzelnen in solchen Tagen, und können wir es besser verwerten, als indem wir es aufgehen lassen in der allgemeinen Opferbereitschaft? (...) Der Tod ist wohl bitter, aber man kann ihn schon vorher innerlich überwinden und dann leuchtet sein Zweck glückbringend durch die Greuel und das Blut: Die Rettung des Vaterlandes! Dann imponiert der Tod nicht mehr“*⁹⁴⁰.

In zahlreichen Briefen gaben die Studierenden ihren Familien und Freunden zu verstehen, dass sie zwar Angst vor dem Tod hatten, aber der Glaube an die höhere Sache ihnen half, diese Angst zu überwinden. In dem Bewusstsein vieler Studierender hatte sich der Gedanke verfestigt, dass die Hingabe des eigenen Lebens in diesem Krieg das Überleben des ganzen Volkes und der Nation sichern würde.

*„Als Soldat habe ich mein Leben angeboten für die Erhaltung und Gedeihung dieses Volkes“*⁹⁴¹.

Und was konnten die Studenten insbesondere an der festgefahrenen Westfront denn noch anbieten außer ihrem eigenen Leben? Wie beim Kampferlebnis gezeigt, litten sie unter der durch den Stellungskrieg aufgezwungenen Passivität. Den Feind konnten sie nicht sehen, geschweige denn bekämpfen. Das Opfer auf dem Schlachtfeld sollte das Überleben des eigenen Volkes und des Vaterlandes sichern. Neu war diese Opferbereitschaft nicht. Schon im deutsch-französischen Krieg wurde der Opfertod für das Vaterland propagiert⁹⁴².

In diesem Sinne schrieb ein Sohn an seine Eltern, dass der Bruder *„(...) den schönsten Tod gestorben ist, den ein deutscher Jüngling finden kann, und daß tausende anderer deutscher Eltern ihre Söhne dem Vaterland opfern“*⁹⁴³. Der Tod erschien nicht mehr so sinnlos: *„Für das neue, größere, bessere Vaterland gebe ich gern mein junges Leben“*⁹⁴⁴.

⁹³⁸ Ausgehend von einer Gesamtkriegsteilnehmerzahl von circa 13,4 Millionen Deutschen und circa 2 Millionen Toten. Die Zahlen wurden bei Geyer, Vom massenhaften Tötungshandeln, S. 110f. entnommen.

⁹³⁹ Übersetzt: „Süß und ehrenvoll ist es, für das Vaterland zu sterben“.

⁹⁴⁰ Feldpostbrief von Walter Schmidt vom 30. August 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 281f.

⁹⁴¹ Feldpostbrief von Gerhart Pastors vom 16. April 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 51.

⁹⁴² Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, S. 133f.

⁹⁴³ Feldpostbrief von Kurt Lommatsch vom 28. Oktober 1914 in Witkop, deutsche Studenten, S. 15.

⁹⁴⁴ Abschiedsbrief von Heinz Pohlmann vom 25. Mai 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 154.

Und selbst dort, wo Studenten ernüchternd feststellen mussten, dass ihr Patriotismus nicht ihren Erwartungen gemäß gewürdigt wurde, blieb diese Opferbereitschaft erhalten. Nichts konnte die Loyalität zum Vaterland dieser studentischen Kämpfer ins Wanken bringen. Der Glaube an Deutschland war stärker.

„Das dankbare Vaterland hat meinen Patriotismus und Idealismus nicht gewürdigt, der mich damals am 3. Mobilmachungstag mit innerer Begeisterung ganz aus eigenen in mir allein entstanden Antrieb mich dem bedrängten Vaterland (stellen) opfern ließ. Und eine Menge Idealismus des jungen Kriegsfreiwilligen entschwand bei der unwürdigen Behandlung, die wir vielerseits erfahren mußten. Aber trotzdem heißt es aushalten! Und ich werde gerne mein Leben lassen für mein geliebtes Deutschland!“⁹⁴⁵.

Die Erduldung aller Strapazen ohne Aussicht auf einen angemessenen Lohn konnte letztendlich Hugo Frick nicht zur Aufgabe bringen. Er hatte ein tieferes Motiv gefunden, für das er sein Leben bereitwillig einsetzte: Deutschland, sein Vaterland. Damit erhielt der Krieg einen tieferen Sinn, der ihn davon abhielt, innerlich aufzugeben. Obwohl ihm sein Idealismus ausgetrieben wurde, blieb sein Glaube an das Vaterland ungebrochen. Dafür war er weiter bereit, sein Leben hinzugeben – welches er ja auch im Krieg verlor.

In Anbetracht dieses schon fast unausweichlichen Schicksals hofften die Studenten vor allem Trost darin zu finden, dass ihr Tod nicht sinnlos sei. Und sie bemühten sich, dies gegenüber ihren Angehörigen zu vermitteln. Das Sterben an der Front war somit nicht einfach der alltägliche Tod des Grabenkrieges, sondern ein Opfer für das Vaterland. Man sprach nicht mehr vom Heldentod, wie in den ersten Kriegswochen – später schon mal vom „*verfluchten Heldentod*“⁹⁴⁶. Nein, man gab nun sein Leben hin für die höhere Sache. Betrachteten sich die Studenten also nicht mehr als Helden? Da stellt sich natürlich die Frage, was ein Held in einem Krieg war?

Lange Zeit kannte man zunächst nur den Führerhelden, den siegreichen Feldherren, zumeist adeliger Herkunft. Die Einführung der Wehrpflicht und das wachsende Standesbewusstsein des Bürgertums gebaren dann im 19. Jahrhundert den bürgerlichen Helden. Im Gegensatz zum Feldherrn musste der bürgerliche Soldat keine besondere militärische Leistung vollbringen oder besonderen Mut gezeigt haben. Er wurde durch die Hingabe seines eigenen Lebens an die übergeordnete Sache im Krieg zum Helden⁹⁴⁷. Die Idee und der Glaube an die eigene Nation ließen sie willig dieses Schicksal eingehen. Seit der Geburt der Nation und ihrer Armeen kämpften die Soldaten nicht mehr für die persönliche Ehre, sondern für die Ehre des Vaterlandes⁹⁴⁸. Damit waren der Begriff und zugleich die Verehrung des Heldentodes entstanden. In ihm hatte sich für das Bürgertum die Tür zu Anerkennung und Status im Krieg geöffnet. Die Einführung des Eisernen Kreuzes als einem Orden, der unabhängig von Stand und Rang jedem Soldaten offen stand, und somit jede Leistung öffentlich belohnte, beflügelte

⁹⁴⁵ Feldpostbrief von Hugo Frick ohne Datum (erhalten 20. Juli 1915, Russland) in BfZG.

⁹⁴⁶ So neben anderen in einem Feldpostbrief von Hugo Frick vom 19. April 1916 an seine Mutter in BfZG.

⁹⁴⁷ Vgl. René Schilling, »Kriegshelden«, Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland, 1813-1945, Paderborn 2002, S. 25ff.

⁹⁴⁸ Ehrenfeld, Blood Rites, S. 191f.

diese Entwicklung⁹⁴⁹. Der einfache Soldat, der nicht mehr dem Fürst und seiner Armee, sondern der Gemeinschaft diene, wurde zum Symbol des Vaterlandsverteidigers, eines neuen Heldentums von unten. Ihn zeichnete Pflichterfüllung und Opfermut aus⁹⁵⁰.

Folglich rühmte man in der Heimat zunächst noch den Heldentod, während die Studierenden an der Front bald nur noch den Opfertod kannten. Ein Artikel in den Burschenschaftlichen Blättern erinnerte die jungen Verbandsbrüder im Feld daran, dass ihr Leben „*dem Vaterland geweiht*“ gewesen sei⁹⁵¹. In diesem Krieg würden die Studenten die Gelegenheit erhalten, ihr „*Anrecht auf einen Platz unter (.) Vätern und Großvätern (...) zu behaupten, indem sie ihnen „nachleben und –sterben“ sollten*“⁹⁵². Die Hingabe für die „*große Sache*“ wurde zum höchsten Streben und Sterben stilisiert. Im selben Jahr anlässlich der Hundertjahrfeier der Deutschen Burschenschaft erinnerten die Philister ihre Aktiven im gleichen Sinne daran, dass der Kampf dem „*großen Erbe der Väter*“ gelte⁹⁵³.

Also in einer Art Ahnenkult mussten sich die Jungen die Anerkennung der Alten verdienen. Es wurde ihnen als ihre Pflicht dargelegt, das Vaterland mit dem eigenen Leben zu verteidigen. Vor allem der Mythos der Befreiungskriege, der Geburtsstunde der deutschen Nation, prägte stark die Vorstellung vom militärischen Heldentum und die Opferbereitschaft des Bürgersoldaten im 19. Jahrhundert⁹⁵⁴.

*„So, als der besten Zeugen unseres Opfermutes, denken wir eurer. Den Tränen wehren wir nicht. Ihr seid ihrer wert. Doch höher als eigene Trauer steht die stolze Freude, daß wir euch der großen Sache opfern durften“*⁹⁵⁵.

Durch die Bereitschaft zur Hingabe des eigenen Lebens für das Vaterland konnte, so Nikolaus Buschmann, der Einzelne seine Loyalität zur Gemeinschaft beweisen, welche dieses Opfer forderte und anerkannte, wie die obigen Zeilen verdeutlichen⁹⁵⁶. Und dies hatten auch viele der Studierenden verinnerlicht, wie der Student Vaeth.

*„Es ist unsere Pflicht, allzeit Soldaten zu sein, Krieger für die Gesamtheit...“*⁹⁵⁷.

Die Ausführungen Buschmanns beziehen sich in seiner Arbeit zwar auf die Zeit des 19. Jahrhunderts und die Bemühungen der deutschen jüdischen Bevölkerung um Anerkennung

⁹⁴⁹ Vgl. Schilling, Kriegshelden, S. 25ff.

⁹⁵⁰ Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, S. 141f.

⁹⁵¹ B.Bl. Nr. 5, 1. Juni 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 93.

⁹⁵² Ebd., S. 94.

⁹⁵³ Vgl. B.Bl. Nr. 6, 15. Juni 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 113ff.

⁹⁵⁴ Burkhardt, Kriegsgrund Geschichte, S. 71; Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, S. 148. Vorbild für den bürgerlichen Helden vor allem in den studentischen Kreisen war aus der Zeit der Befreiungskriege der junge Theodor Körner, vgl. Schilling, Kriegshelden, S. 118ff.

⁹⁵⁵ B.Bl. Nr. 5, 1. Juni 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 94.

⁹⁵⁶ Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, S. 129.

⁹⁵⁷ Feldpostbrief von Alfred E. Vaeth vom 11. Oktober 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 133.

und Gleichbehandlung durch den Einsatz in den Einigungskriegen, doch lässt sich diese Aussage problemlos auch auf die Umstände während des Ersten Weltkrieges übertragen. In der akademischen Gemeinschaft mussten die Studierenden sich erst die Anerkennung und den Respekt verdienen, denn sie befanden sich erst auf dem Weg zu einer Karriere im Kreis des Bildungsbürgertums.

Die Thematik des Opfertodes für das Vaterland nahm Walter Flex in seinem Roman „Der Wanderer zwischen beiden Welten“ auf. Sein Appell an den jugendlichen Leser war, der nationalen Erneuerung wegen sein Leben hinzugeben und so zwischen beiden Welten zu wandern⁹⁵⁸. Dies lebte die Hauptfigur seines Romans vor. Und auch Walter Flex selbst hatte es nachgelebt, indem er (recht sinnlos) bei einem Angriff sein Leben hingab⁹⁵⁹.

Die Ansicht von der eigenen Rolle und vom eigenen Tod hatte sich im Verlaufe des Krieges gewandelt, sowohl an der Front als auch in der Heimat. Im industrialisierten Stellungskrieg lag nichts Heldenhaftes mehr. Mit dieser Veränderung vom Helden- zum Opfertod gingen im selben Maße die Kampfbeschreibungen in den Feldpostbriefen zurück. Stattdessen traten mehr und mehr reflexive Betrachtungen rund um den Krieg in den Vordergrund. Aus Kriegern, „*Waffenstudenten*“, waren Opfer geworden. Das Schlachtfeld wurde in ihrer Vorstellung zum Altar, auf dem sie sich selbst für Volk und Vaterland darbrachten.

Dieser Wandel war sicherlich den Umständen des Stellungskrieges zu zuschreiben. Wie schon im Kapitel über das Kampfelerlebnis gezeigt, unterschied sich die Erfahrung des Grabenkrieges doch sehr von dem anfänglichen Bewegungskrieg. Dies schlug sich schließlich darin nieder, wie der Tod von den studentischen Soldaten wahrgenommen wurde.

Schon im 19. Jahrhundert diente das Motiv des Helden- und Opfertodes dazu, dem Schrecken des Krieges den Stachel zu nehmen, und blendete dabei die schmutzigen Details des Sterbens an der Front aus. Der Tod im Krieg wurde als Heilerlebnis verklärt, indem er Zentrum einer neuen Werteordnung wurde⁹⁶⁰. Die Opferbereitschaft für die nationale Gemeinschaft setzte allerdings entsprechende Feindbilder und Bedrohungen für den Bestand und die Freiheit der Nation voraus⁹⁶¹.

Mit diesem Glauben stellten die Studierenden das Vaterland auf ein Podest, das über jedes Individuum erhaben war. Diese nationale Überhöhung ging über das Rationale hinaus und erreichte schon die Ebene einer religiösen Anbetung der eigenen Nation und des eigenen Volkes.

Der Schrecken und die Sinnlosigkeit des Todes, den man als eigenes Opfer zu bringen bereit war, wurden für viele auch durch den christlichen Glauben gemildert. Dieser Glaube erleichterte ihnen, das Erlebte zu verarbeiten oder einfach den Alltag an der Front durchzustehen. Bereits die Betrachtung des Kampfelerlebnisses hat gezeigt, dass viele Studierende im Gefecht Trost und Zuflucht im Gebet fanden.

⁹⁵⁸ Medicus, *Jugend in Uniform*, S. 102.

⁹⁵⁹ Walter Flex, im Übrigen (junger) Alter Herr der Burschenschaft Bubenruthia Erlangen, fiel 1917 auf der Ostseeinsel Oesel, als er ohne Notwendigkeit auf russische Soldaten mit blankem Säbel lossprengte, deren Kapitulation unumgänglich war, vgl. Medicus, *Jugend in Uniform*, S. 95.

⁹⁶⁰ Buschmann, *Einkreisung und Waffenbruderschaft*, S. 176f.

⁹⁶¹ Ebd., S. 180.

„Das ist die große Notwendigkeit, die uns aufgezwungen ist: das Auseinandersetzen mit dem Tod. (...) Der immer gegenwärtige Tod zwingt aber doch die meisten, teils wieder zu alten Göttern zurückzukehren, teils neue zu suchen. Religion – Philosophie. Fast alle versuchen, sich damit auseinanderzusetzen. (...) Daß alle Fatalisten sind oder werden, ist natürlich. (...). Die Fähigkeit aber, mit den ernststen Fragen sich gut auseinanderzusetzen, ist der Vorteil der Gebildeten im Heere“⁹⁶².

Eigentlich stand bei diesen Betrachtungen nicht der Kampf im Vordergrund, sondern vielmehr die Auseinandersetzung mit dem eigenen Tod. Wie schon bei dem Opfer für das Vaterland wurde der Tod auch hier verklärt; der Glaube war dabei ein Mittel, um ihm den Schrecken und die Sinnlosigkeit zu nehmen.

„(...) größer ist, daß wir für uns selber, für unser künftiges Leben sterben, daß die reinigende Kraft des Todes uns dem Leben, dem reineren, geläuterten, von Ewigkeitswerten erfüllten Leben wiedergibt. (...). Im Uferlosen klammert sich unser Anker in den festesten Boden, in den der Religion. Und aus dem Boden der Religion, der erhöhten Menschlichkeit, wächst das höhere Kunstwerk. So wird das mythische Erleben des opfervollen Kriegstodes die heilig reine Quelle, in der sich Dinge beider Welten gleich labevoll spiegeln (...)“⁹⁶³.

Das Entrücken des Sinns des Krieges aus der realen in die geistliche Welt gab vielen Soldaten einen Halt. Dem maßlosen Sterben und dem unvergleichlichen Einsatz von Mitteln der Vernichtung konnte so etwas ähnlich Irrationales entgegen gesetzt werden. Damit bekam für den Briefautor der Tod eine neue, nicht mehr so erschreckende Bedeutung. Diese beschriebene reinigende Wirkung des Todes erinnert an den frühchristlichen Märtyrertod durch Verbrennen, die Feuertaufe, auf die bereits unter dem Kapitel Kampf Bezug genommen wurde⁹⁶⁴. Ruft man sich die Schilderungen des Artilleriefeuers und seiner Wirkung noch mal vor Augen, so erscheint dieses wie ein solches Martyrium. Die Hoffnung für dieses Leben hatte der Verfasser obiger Zeilen bereits fahren lassen. Ihm war das *„innere Leben (..) viel mehr wert als alles, was außen geschehen kann“*⁹⁶⁵. Und er schloss seinen Brief mit folgenden Worten: *„Ich hoffe, daß um wertvoller Inhalte willen, denen ich gerne leben möchte, ich der künftigen Zeit bewahrt bleibe“*⁹⁶⁶. In sehr pathetischen Worten schilderte Fecht, dass er nur noch für seine (patriotischen) Ideale leben wolle. Damit spannt sich ein Bogen wieder zum Motiv des Opfertodes für das Vaterland.

⁹⁶² Feldpostbrief von Alfred Vaeth vom 26. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 126. Ähnlich Feldpostbrief von Karl Iosenhans vom 12. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 35: *„Letzthin habe ich gelesen, im Krieg werde man vor die Entscheidung gestellt: entweder vollständige Apathie oder lebendiger Glaube. Das möchte ich unterschreiben (...)“*.

⁹⁶³ Feldpostbrief Hans Fecht vom 9. Oktober 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 54f.

⁹⁶⁴ Vgl. das Kapitel zum Kampferlebnis und Meyers Konversationslexikon, Bd. 6, S. 386.

⁹⁶⁵ Feldpostbrief von Hans Fecht vom 9. Oktober 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 55.

⁹⁶⁶ Ebd.

Ein Freiburger Theologiestudent zog angesichts der Karwoche vorsichtig Parallelen zwischen seinem Leben an der Front und dem Leidensweg Jesu auf der *via dolorosa* zum Berg Golgotha⁹⁶⁷. Bei einem Kommilitonen erweckte der Anblick eines verwundeten Pferdes eine Assoziation zu einem Bild mit der Darstellung des verwundeten Lamm Gottes.

„Ein verwundetes Pferd. Ein schönes Pferd mit edel geschnittenen Gesichtszügen, ständig wiehernd im Kreise herumlaufend. Ein Blutstrahl sprang aus der Seite im Bogen zur Erde. Ich dachte an die Darstellung des Lammes [Lamm Gottes, F.K.] in alten Bildern des van Eyck. Es schien die verwundete Unschuld“⁹⁶⁸.

Es waren apokalyptische Bilder, die sie umgaben, und mittels ihres christlichen Glaubens konnten sie diese mit Sinn und ein wenig Hoffnung füllen, vor allem die Theologiestudenten. Aber auch Kommilitonen anderer Fachrichtungen erlebten im Krieg ihren Glauben neu.

Kannten die Studenten den Tod auf dem Schlachtfeld zuvor nur als episches, tragisches Ende des Helden, so stellte er sich im Vernichtungskrieg von Maschinengewehren, Minen und Artillerie in einer ganz neuen Weise dar. Der klassische Soldatentod hatte mit dem Sterben im Stellungskrieg nichts gemein⁹⁶⁹. Hier wurden die Körper bis zur Unkenntlichkeit zerrissen oder es blieb überhaupt nichts mehr von einem Mann übrig. Der Student Gerhart Pastors beschrieb dies als *„eine blutige Metzelei“*, an deren Ende *„Tausende von Leichen“* das Schlachtfeld bedeckten⁹⁷⁰. Nicht schnell erreichte einen das Ende, sondern in den meisten Fällen langsam und qualvoll. Nicht wenige starben im Niemandsland, nachdem sie verwundet wurden und nicht aus eigener Kraft zurückkehren konnten. Dies dauerte oftmals Tage lang, und zumeist starben die Soldaten dann nicht direkt an ihrer Verwundung, sondern verdursteten elendig. Der Leichnam verwesete dann dort oder wurde von den Ratten gefressen⁹⁷¹. Damit verlor der Tod für die meisten Soldaten seine Sinnhaftigkeit⁹⁷².

Allerdings nicht nur im Tod fanden die Studierenden Berührungspunkte mit ihrem Glauben, auch in der Frage nach dem Sinn des Krieges und des Vaterlandes. Der Student Karl Aldag verglich den orientalischen heiligen Krieg mit dem Krieg in Europa. Aus dem *„von Gott und dem Willen des Volkes“* getragenen Krieg sei eine *„unwiderstehliche, ganz elementare Bewegung“* geboren worden⁹⁷³. Er sah sich als Gotteskrieger, auf einem Kreuzzug, frei nach dem Motto des ersten Kreuzzuges: *„Deus lo volt“⁹⁷⁴.*

⁹⁶⁷ Feldpostbrief von Longin Dietz vom 3.-5. April ohne Jahr (gefallen 23. April 1917) in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 291.

⁹⁶⁸ Feldpostbrief von Fritz Klatt vom 18. Oktober 1914 in Witkop, deutsche Studenten, S. 78.

⁹⁶⁹ Vgl. Mommsen, Erster Weltkrieg, S. 124.

⁹⁷⁰ Feldpostbrief von Gerhart Pastors vom 16. April 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 50.

⁹⁷¹ Es gibt auch in einem Feldpostbrief eines Soldaten, der kein Student war, eine unappetitliche Beschreibung, wie frei herumlaufenden Schweine die Kadaver der Pferde und die Leichen der Soldaten fraßen und dieselben Schweine dann in der Feldküche landeten.

⁹⁷² Vgl. Mommsen, Erster Weltkrieg, S. 124.

⁹⁷³ Feldpostbrief von August Hopp vom 10. Januar 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 39f.

⁹⁷⁴ „Gott will es!“. Mit diesen Worten rief Papst Urban II. 1095 zum ersten Kreuzzug nach Jerusalem auf.

Anlässlich der Hundertjahrfeier der Deutschen Burschenschaft im Juni 1915 griff ein Redner diese Thematik ebenfalls auf⁹⁷⁵. Der Schulrat Sakobielski erklärte, dass „(...) *Gott die Geschicke der Welt durch deutsche Hand ordnen (...)*“⁹⁷⁶ wolle. Er habe das deutsche Volk in den Kampf geführt, welcher die Einigung des Volkes bringen werde.

So mischten sich religiöse und nationale Elemente bei der Suche nach einem Sinn in dem unermesslich blutigen Ringen der Völker. Religion und Patriotismus standen nicht nebeneinander, sondern konnten in der Logik der Studenten auch gemeinsam einen Sinn schaffen.

*„Man ginge seelisch zugrunde, fände man nicht den Glauben an eine gerecht waltende überirdische Macht, und drum findet man diesen Glauben, und drum werden wir Soldaten die Apostel eines starken Gottesglaubens sein, - und dieser Gottesglaube führt uns zum Glauben an unser Volk und dieser Glaube führt zu einer innigen Liebe und diese Liebe zur größten Opferbereitschaft“*⁹⁷⁷.

Dieser Auszug belegt das eben Gesagte und verdeutlicht die Suche und das Finden eines höheren Sinnes im Krieg, sowohl im Begriff des Vaterlandes als auch in der Religion. Die Flucht in das Spirituelle half diesem Studenten, die psychische Belastung des Krieges besser zu ertragen. Was sich ihm rational an Sinn in diesem Krieg entzog, konnte er durch das Irrationale des Glaubens an Gott und Volk ersetzen. Damit musste es ihm nicht mehr so leer erscheinen. Widmete der Christ sein Leben Gott, so musste Gott dies bei den Studenten mit dem Vaterland teilen; Gott bekam die Seele, Deutschland den Leib des Soldaten.

*„Gott dem Herrn habe ich meine Seele befohlen, in ihm habe ich sie ganz und fest versiegelt. Frei bin ich, alles zu wagen. (...). Meine Ewigkeit gehört Gott, mein Leben dem Vaterland, mir selbst aber bleibt übrig Freude und Kraft“*⁹⁷⁸.

Auch dieses Phänomen war nicht neu. Ebenfalls im 19. Jahrhundert fand eine Vermischung von Religion und Nationalismus statt. Den Ursprung hierfür findet man, wie auch die Anfänge des Nationalismus Ende des 18. Jahrhunderts, in den Bemühungen der Französischen Revolution, durch die kultische Verehrung der Revolutionsideen den Glauben des *Ancien Régime* zu ersetzen. Allerdings verdrängte im 19. Jahrhundert der Nationalismus nicht die Religion, sondern die Sinnstiftungen führten zu einer Verschmelzung von Religion und Nation⁹⁷⁹. Dabei diente die religiöse Semantik dem modernen Nationalismus dazu, eine emotionale Bindung bis hin zum Einzelnen an das Vaterland herzustellen, wie schon während der Befreiungskriege und auch schon davor⁹⁸⁰.

⁹⁷⁵ vgl. B.Bl. Nr. 6, 15. Juni 1915, 29. Jg., SH 1915, S. 113ff.

⁹⁷⁶ Ebd. S. 114.

⁹⁷⁷ Feldpostbrief von Gerhart Pastors vom 16. April 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 50.

⁹⁷⁸ Brief von Alfons Ankenbrand vom 11. März 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 44.

⁹⁷⁹ Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, S. 108f.

⁹⁸⁰ Ebd., S. 129, Planert Mythos Befreiungskrieg, S. 516ff.

„Nicht nur im Tode hingeben, (...) vielmehr sein Leben nicht mehr sein nennen, sondern dessen, dem man's verdankt: Gott, Vaterland“⁹⁸¹.

Die Gemeinschaft der Nation sollte damit auch als eine Heilsgemeinschaft gefühlt werden⁹⁸². Dies galt auch für die Kriegsdeutung aus religiöser und nationaler Perspektive. Dabei nahm die protestantische Kriegsdeutung in keiner Hinsicht eine Vorreiterrolle ein, denn die Katholiken nahmen dieselben nationalen Positionen ein, die aus dem Glauben heraus untermauert wurden⁹⁸³. Gerade der deutsch-französische Krieg brachte die Lager der Konfessionellen und der Nationalen in ein Boot und damit auch eine Vermengung beider Weltanschauungen⁹⁸⁴. Mit dieser Art von Sinnstiftung und Mischung von nationalen und religiösen Motiven griffen die Studierenden somit auf bekannte und vertraute Deutungsmuster der Vergangenheit zurück. Deutlichster Ausdruck war sicher das Bismarck zugeschriebene Zitat „Wir Deutsche fürchten Gott sonst nichts“ und das häufig verwandte Motto „Mit Gott für Kaiser und Vaterland“.

Dass nicht nur in den konfessionellen Kriegen der Glaube als Motivation und Legitimation für den Krieg eine Rolle spielte, ist eine Erkenntnis, die Heinrich von Stietencron vertritt⁹⁸⁵. Viele Kriege wurden seiner Beobachtung nach von religiösen Ritualen begleitet, wie der Einsegnung von Waffen, um den Schutz des eigenen Landes den Göttern an zu vertrauen. Unter dieser Feststellung lässt sich auch die Haltung der Studenten im Ersten Weltkrieg subsumieren. Wie gezeigt waren sie von einem göttlichen Auftrag überzeugt. Für die katholischen Studenten gehörte dazu, vor einer Schlacht noch einmal die heilige Kommunion und die Absolution zu erhalten. Mit dieser Anlehnung an die Religiosität, man mag auch von einer christlich-deutschen Ideologie sprechen, erhöhte sich die Kriegsmotivation⁹⁸⁶. Weiter erhöhte die ideologische und religiöse Kampfmotivation die eigene Opferbereitschaft, was sich mit dem Erarbeiteten oben deckt⁹⁸⁷.

Literarischer Ausdruck dieser Vermengung ist der bereits erwähnte Roman „Wanderer zwischen beiden Welten“ von Walter Flex, in dem sich religiöses und nationales Empfinden vermengten⁹⁸⁸.

Aber nicht alle Hochschüler kämpften und starben für das Vaterland. Es finden sich natürlich auch Briefe von Studenten, die, ganz wie ihre Kameraden aus einfacheren Verhältnissen, eine

⁹⁸¹ Feldpostbrief von Wolfgang Stämmeler vom 15. Mai 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 51.

⁹⁸² Friedrich Wilhelm Graf, Die Nation – von Gott »erfunden«?, Kritische Randnotiz zum Theologiebedarf der historischen Nationalismusforschung, in Nation, Religion und Gewalt im 19. und frühen 20. Jahrhundert, hg.v. Gerd Krumeich, Hartmut Lehmann, Göttingen 2000, S. 285-317, S. 305. Diese Interpretation wurde auch nach dem Ersten Weltkrieg gebraucht, als das Opfer für die Erlösung der Gemeinschaft im christlichen Sinne gebraucht wurde, nur dass nicht die Gemeinschaft der Christen, sondern der Nation gemeint war. Vgl. Kühne, Kameradschaft, S. 29.

⁹⁸³ Vgl. Buschmann, Einkreisung und Waffenbruderschaft, S. 115.

⁹⁸⁴ Ebd., S. 117ff.

⁹⁸⁵ Heinrich von Stietencron, Töten im Krieg: Grundlagen und Entwicklungen, in Töten im Krieg, hg. v. Heinrich von Stietencron und Jörg Rüpke, Freiburg 1995, S.17-56, S. 33.

⁹⁸⁶ Ebd., S. 32.

⁹⁸⁷ Ebd.

⁹⁸⁸ vgl. Medicus, Jugend in Uniform, S. 102, 106.

pragmatische Sicht des Krieges hatten und zusammenhielten, um sich gegenseitig durch den Krieg zu bringen und daher für sich und ihre Kameraden (ums Überleben) kämpften. So wie der Theologiestudent Heinz von Rohden es sich letztendlich eingestand.

„Daher ist z.B. der Gedanke vom Kämpfen, Leben und Sterben fürs Vaterland, für die geistigen Güter des Vaterlandes, ein verhältnismäßig ferner Gedanke, wenigstens spielt er keine Rolle unter den praktischen Motiven der einzelnen. Er ist zu abstrakt und unanschaulich und es würde ein ganz anderes geistiges Niveau und vor allem geistiger Austausch dazu gehören, um ihn lebendig zu machen“⁹⁸⁹.

Diese geäußerte Ansicht teilte aber nur eine Minderheit der Studentenschaft in den analysierten Briefen. Sie fasst allerdings - im Umkehrschluss - sehr treffend die Motivation seiner Kommilitonen zusammen und beschreibt zugleich, wie diese überhaupt zustande kam und aufrechterhalten wurde. Wie von Rohden so scharfsinnig bemerkte, waren diese vergeistigten Vorstellungen vom Sinn des Krieges ein Produkt der intellektuellen Weltsicht der Studierenden sowie ihrer Lehrer und Mentoren in der Heimat. Durch den Kontakt mit der Heimat in den Briefen, durch patriotische Aufsätze in den Korporationszeitungen und durch markige Predigten von (studierten) Theologen konnten die Hochschüler den Krieg sich selbst schönreden mittels einer übersteigerten Vaterlandsliebe, die so grenzen- und bedingungslos war, dass die eigene Persönlichkeit, ja sogar das eigene Leben sich ihr unterordnete.

3.6.4 Kriegsmüdigkeit

Die täglichen Opfer für das Vaterland an der Front zollten allerdings auch Tribut an dem Gemüt der Studenten. Der alltägliche Anblick von Verwundung und Tod lastete schwer auf der inneren Verfassung vieler Hochschüler.

„Wer die ganze Tragik der mannigfachen Ereignisse, die schon der normale Tag hier bringt, auf sein Gemüt einwirken lassen will, der muß seinen Verstand verlieren oder mit hochgehobenen Armen zum Feind überlaufen“⁹⁹⁰.

Ganz offenbar war es nicht leicht, die Erlebnisse an der Front zu verarbeiten. Der Krieg war nicht nur eine Chance zum Neuanfang, wie derselbe Verfasser festgestellt hatte, sondern er belastete auch schwer die Psyche. Daher bemühte sich der Student Hugo Müller, nicht die Erlebnisse an sich heranzulassen, denn *„Der Krieg verroht Herz und Gemüt, macht den Menschen kalt gegen alles, was ihn sonst ergriff und bewegte“⁹⁹¹*. Müller hatte von sich selbst das Gefühl, durch die Erlebnisse abzustumpfen. Auch ein Kommilitone fühlte, wie der Krieg ihn gegen das Elend um ihn herum gefühllos gemacht hatte.

⁹⁸⁹ Feldpostbrief von Heinz von Rohden vom 4. Juli 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 173f.

⁹⁹⁰ Feldpostbrief von Hugo Müller vom 17. Oktober 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 241.

⁹⁹¹ Ebd.

„Dieser furchtbare Krieg aber hat mich nun alt werden lassen. Mein Körper zwar ist erst hier im Felde wetterhart geworden und meine Muskeln gestählt, aber der Geist ist nicht kräftiger geworden. Wer tagtäglich dem Tode ins glutleere Auge schaut, wer in soviel leidensvolle, entsagende Totengesichter geblickt hat, der wird zwar hart, aber alt, sehr alt“⁹⁹².

Diese Aussage steht im Gegensatz zum anfänglichen Wunsch und der begeisterten Erwartung, mittels des Soldatenlebens endlich erwachsen zu werden. Stattdessen meinten nun viele, aufgrund der schrecklichen Erlebnisse zu vergreisen. Dadurch, dass sie nichts mehr an sich heran ließen, konnten sie das Geschehene nicht bewältigen, höchstens kurzfristig verdrängen. Gleichzeitig stellte sich das Gefühl ein, emotional zu verkrüppeln. Eine wirkliche Verarbeitung fand damit nicht statt. In seinem Tagebuch vermerkte der Theologiestudent Uhl: *„Das Leben wird zur Mechanik, weil alles Geistige zurücktritt“⁹⁹³.* Im selben Maße scheint es, dass die Studenten mit dieser Einstellung mehr und mehr einer Kriegsmüdigkeit anheim fielen.

„Jeder dachte wohl heimlich daran, daß keiner mehr so ein richtiger Bursche werden wird, wenn er heimkehrt. Er müßte denn ein Flachling sein, der alles das vergessen kann, was wir Schreckliches haben in uns aufnehmen müssen. Manchmal denkt man darüber nach, was nachher mal werden soll. Gewöhnlich gibt man es bald wieder auf, das Denken geht nicht mehr so recht, und man lebt zu sehr der Gegenwart, dem Augenblick. Und doch können wir nicht lassen, von Zeit zu Zeit mal der Zukunft auch zu leben“⁹⁹⁴.

Angesichts der Dinge, die der Student Vaeth durch den Krieg erfahren hatte, wollte er nicht mehr ernsthaft an eine Rückkehr in sein altes, unbeschwertes Leben glauben. Nicht nur in seinem alltäglichen Leben, auch in der Perspektive der Zukunft hatte dieser Studenten durch den Krieg seinen Mut verloren. Seine Aussage steht im krassen Gegensatz zu seinem Schreiben vom 4. November 1914, als er schrieb, dass er durch den Krieg seine *„Lebens- und Weltanschauung geprüft gesehen“* hatte⁹⁹⁵. Er würde sich *„wieder freiwillig melden“*, denn der Krieg hätte auch viel *„Schönes, Wertvolles“* enthalten⁹⁹⁶. So hatten vier Monate Stellungskrieg seine Einstellung zum Krieg umgeworfen und ins Gegenteil gekehrt.

Diese Kriegsmüdigkeit musste nicht ein Dauerzustand sein, sie konnte den jeweiligen Studenten auch nur von Zeit zu Zeit befallen. So beschrieb Vaeth am 12. Oktober 1915 sehr euphorisch einen erfolgreichen Sturm auf feindliche Gräben, der ihn aus seiner Kriegsmüdigkeit herausgerissen hatte⁹⁹⁷.

⁹⁹² Feldpostbrief von Kurt Rohrbach vom 26. Juli 1915 Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 230.

⁹⁹³ Aus dem Tagebuch des Studenten Hermann Uhl, Eintrag vom 27. September 1915, S. 37 verso.

⁹⁹⁴ Feldpostbrief von Alfred Vaeth vom 25. Februar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 127.

⁹⁹⁵ Ders., Brief vom 4. November 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 123.

⁹⁹⁶ Ebd.

⁹⁹⁷ Vgl. ders., Brief vom 12. Oktober 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 133f.

Anders als die körperlichen Entbehrungen und Strapazen zu Anfang des Krieges verkrafteten die Studenten die seelische Belastung des Stellungskrieges weit weniger gut. Neben der körperlichen Erschöpfung trat nun eine psychische, die nicht durch Gewöhnung oder ein paar Stunden oder Tage Ruhe überwunden werden konnte. Insbesondere die schrecklichen Zustände des Stellungskrieges mit seinem schweren Artilleriefeuer und hilflosen Verharren in Todesgefahr und unsagbaren Zuständen nagten an der Moral.

„So geht einer nach dem anderen weg, mit einer so tödlichen Sicherheit, daß es manchmal ganz erschreckend ist“⁹⁹⁸.

Jeden Tag zu sehen, wie die Kameraden starben, und sich gewahr zu sein, dass es nur Zufall war, dass es einen selbst noch nicht erwischte hatte, war eine ungeheure Belastung⁹⁹⁹. Wie schon im Kapitel über die Kampferfahrung gezeigt, lagen zwar die Verluste an Menschenleben in der Zeit des Stellungskrieges niedriger als in den ersten Wochen des Bewegungskrieges, dennoch mussten sich die Soldaten in den Gräben tagtäglich mit Tod und Verwundung auseinandersetzen. Hinzu kamen der Schlamm, der Dreck und das Wasser in den Schützengräben, die dort das Leben erschwerten. Und so fühlte sich der Student Hugo Frick, durch die primitiven und unerträglichen Zustände des Grabenkrieges und die Wertlosigkeit seines eigenen Lebens entmenschlicht, „(...) ich war so trostlos und so trüber Stimmung, mußte mich als Sträfling fühlen. ‚Bin ein Wurm und kein Mensch‘“¹⁰⁰⁰.

Zugleich verloren die patriotischen Worte der Augusttage ihre Überzeugungskraft. Vaeth setzte sich auch mit diesem Thema bereits im Januar 1915 kritisch auseinander.

„Denn die Wahrheit ist allemal brutal. Man hat gesagt, die heutige Jugend sei schon degeneriert, jetzt leistet sie mehr als die Väter 1870. Ob sie imstande ist, nachher auch die Wahrheit zum Siege zu führen, alles was 1870 verschwiegen wurde? Manche unter uns schwören, wenn (ja, das Wenn!) wir heimkommen, dann solle der Einzugsjubiläum nicht die Trauertöne übertäuben. Aber das große ‚Wenn‘“¹⁰⁰¹.

In diesem Brief kommt klar die Verzweiflung zum Ausdruck, in einen Krieg ohne Ende geraten zu sein. Vaeth fühlte, dass dieser Krieg über alles hinausging, was die Menschen in Europa bis dahin erlebt hatten. Und er ging nun auch weit über seine Kraft hinaus. Gleichzeitig kann man eine Kritik gegen die Reden der Heimat heraushören, die vor allem bei Kriegsausbruch immer wieder und wieder die Pflicht der jungen Generation gegenüber ihren Vorgängern und Veteranen aus den Befreiungs- und Einigungskriegen betont hatten.

Und nicht nur in seinem alltäglichen Leben an der Front, auch in der Perspektive der Zukunft hatte Vaeth seinen Mut verloren. Es wird deutlich, dass neben den schlimmen Erlebnissen die vielen enttäuschten Erwartungen an den Krieg, die schon in den vorigen Abschnitten

⁹⁹⁸ Ders., Brief vom 10. April 1915, in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 127.

⁹⁹⁹ „(...) denn eines jeden Überzeugung ist (durch die Tatsache tagtäglich fester eingepägt): auf Dauer kann ja doch keiner dem Geschick entgehen (...)“, ders., Brief vom 12. Juli 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 129.

¹⁰⁰⁰ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 22. September 1915 in BfZG.

¹⁰⁰¹ Feldpostbrief von Alfred Vaeth vom 26. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 125f.

thematisiert wurden, wie etwa der Heldenkampf und die große Kameradschaft des Volkes, zu dieser Kriegsmüdigkeit beitrugen¹⁰⁰².

Auch der uns bereits vertraute Student Hugo Frick haderte mit seinem Schicksal. So schrieb er 1917 in seinem letzten Brief folgende Zeilen:

„Nun seid Ihr erhaben über mich armen Erdwurm in einem Loch comme à la Somme, Vaux, der jede Minute auf seine Granate wartet. (...) Wer ist da besser dran: er [ein Flieger, F.K.] in der Luft, ich auf der Erde? Wer noch keinen Krieg als Frontsauer mitgemacht, weiß gar nicht, wie schön er's hat! Hoffentlich geht's gut!“¹⁰⁰³.

Es fällt auf, dass der Verfasser Metaphern für sein Leben aus der Tierwelt heranzieht. Er fühlte sich wie ein Wurm in der Erde, ganz niedrig. Natürlich darf man diese Sprache nicht überbewerten, doch steht diese rohe Ausdrucksweise im krassen Gegensatz zu den begeisterten, pathetischen und patriotischen Zeilen aus dem Jahr 1914. Der Student Frick wünschte sich nicht mehr, Lorbeeren zu erringen, wie noch im November 1914¹⁰⁰⁴. Er wollte nicht mehr der Held sein. Nein, knapp zweieinhalb Jahre später sah er sich nur noch als Wurm und als „Frontsauer“. In seinen Briefen hatte die Leidenschaft der ersten Wochen keinen Platz mehr. Überhaupt machte er einen abgekämpften Eindruck. Hatte er noch vor wenigen Monaten mit der Welt gehadert, dass er kein Leutnant würde, so schrieb er im April 1917, mittlerweile zum Offizier befördert, an seine Mutter, dass der Rang unbedeutend sei, nur der Mensch zähle.

„Eingebildet bin ich auch noch nicht recht, aber zu Hause kann ich doch in Civil gehen. Zu den Einheitsstoffen von Breuninger habe ich keine Lust und übrigens bin ich der ich bin; die Leute kümmern mich nichts; ich habe geleistet, was ich konnte und die Kleider alleine machen es nicht, ich werde schon als schneidiger Leutnant auftauchen, wenn ich nur erst soweit wäre“¹⁰⁰⁵.

Er hatte geleistet, was er leisten konnte, alles andere waren für ihn reine Äußerlichkeiten, für die er sich in seiner Situation nicht begeistern konnte. Frick rechtfertigte sich damit, gab aber gleichzeitig zu erkennen, dass von ihm als Mensch schlicht nicht mehr geleistet werden konnte. Er war am Ende seiner Kräfte, der Krieg hatte ihn abgenutzt. Auch lässt sich daraus eine Kritik an der Stimmung in der Heimat herauslesen, wenn Frick sich weigerte, zu Hause

¹⁰⁰² Vgl. ebd., S. 125.

¹⁰⁰³ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 12. Mai 1917 in BfZG. Es ging nicht gut. Dies war sein letzter Brief, den er nie vollenden sollte. Er fiel am selben Tag während der Arrasschlacht im Alter von 22 Jahren. Der Brief wurde seiner Familie nach seinem Tod mit seinen persönlichen Sachen zugestellt und war noch durchtränkt mit seinem Blut.

¹⁰⁰⁴ Vgl. Feldpostbrief von Hugo Frick vom 19. November 1914 in BfZG: „Unser einziger Wunsch ist es eben nun Lorbeeren zu erwerben, vielleicht gelingt es dem einen oder anderen Inhaber d. Eisernen Kreuzes zu werden, all das können wir nur im Feld, deshalb sehnen wir uns ins Feld“.

¹⁰⁰⁵ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 9. April 1917 in BfZG.

in Uniform in die Öffentlichkeit zu treten, ganz so wie Paul Bäumer in Remarques Roman¹⁰⁰⁶. Anscheinend war Frick nicht der einzige Student, der so dachte, denn an der Universität Jena erging vom zuständigen Militärgouvernement folgender Erlass an die Studierenden:

„(...) daß das Ausgehen in Zivil Militärpersonen vom Offizier-Stellvertreter abwärts nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Militärbehörde gestattet ist (...) [nachdem in Vergangenheit wiederholt, F.K.] Militärpersonen, die zur Fortsetzung ihrer Studien nach hier beurlaubt sind, in Zivil ausgegangen sind und auch an Vorlesungen der Universität in Zivil teilgenommen haben“¹⁰⁰⁷.

Die Kriegsmüdigkeit mündete allerdings nicht in eine Verweigerungshaltung. Es gab keinerlei Anzeichen für Meuterei innerhalb der Studentenschaft. Natürlich würde so was niemand in einem Brief schreiben. Hingegen manifestierte sich die Kriegsmüdigkeit in einer verständlichen Abgestumpftheit. Die Hoffnung, lebend und gar unversehrt die Heimat wiederzusehen, schwand mehr und mehr. Die meisten hatten sich schon mit ihrem Tod abgefunden. So schrieb der Student Vaeth:

„Wie es steht? Ja, wir wissen es nicht. Ob wir siegen, wir wissen es nicht. Wir wissen nur so viel, daß uns der Sieg nötig ist, und daß wir eben trotz aller unserer Kriegsmüdigkeit unsere Pflicht weiter tun werden. Geschlagen werden wir wohl nicht, aber wir können verbluten“¹⁰⁰⁸.

Und auch Hugo Frick war bereit, trotz aller Widrigkeiten weiter durchzuhalten für „*mein geliebtes Deutschland*“¹⁰⁰⁹. Das Gefühl der Pflicht wog stärker als die geistige Erschöpfung. Ähnlich der Bereitschaft, für das Vaterland zu sterben, so war auch bei den Erschöpften das Pflichtgefühl doch immer noch stark genug nicht aufzugeben.

Insgesamt ist allerdings die Zahl solcher Briefe, in denen Kriegsmüdigkeit geschildert wurde, eher als gering zu bezeichnen. Wie gezeigt, konnte die Stimmung des Verfassers im nächsten Brief wieder euphorisch sein. Weiter wäre es falsch, sie unpatriotisch zu nennen. In keinem dieser Briefe gab ein Hochschüler seinen Glauben an das Vaterland auf. Diese Briefe sind Ausdruck der tiefen Erschöpfung und der großen Belastungen, welche die Studierenden an der Front bedrückten.

Ein besonderes Zeichen von Erschöpfung lässt sich in den Klagen über ein Gefühl des Abstumpfens ausmachen. Die Geistlosigkeit und die Langeweile des Dienstes und des Alltages an der Front belasteten die Studenten sehr, die es bisher gewohnt waren, intellektuell angeregt zu werden. Der Krieg war eben doch kein Abenteuer. Dennoch war die Zahl der

¹⁰⁰⁶ Vgl. Remarque, Im Westen nichts Neues, S. 116, „*Meine Mutter ist froh, daß ich Zivilzeug trage; ich bin ihr dadurch vertrauter. Doch mein Vater hätte lieber, daß ich Uniform anzüge, er möchte so mit mir zu seinen Bekannten gehen. Aber ich weigere mich*“.

¹⁰⁰⁷ Anschlag am schwarzen Brett der Universität Jena vom 14. Mai 1917 in UAJ BA 1802, S. 45.

¹⁰⁰⁸ Feldpostbrief von Alfred E. Vaeth vom 26. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 125f.

¹⁰⁰⁹ Feldpostbrief von Hugo Frick ohne Datum (von Mutter erhalten am 20. Juli 1915) in BfZG. Vgl. auch oben unter dem Punkt Sterben fürs Vaterland.

(überlieferten) Klagen von Studenten eher gering. Dies darf erstaunen, da die Studenten sicher verweichlichter und verwöhnter als die einfachen Soldaten anzusehen waren¹⁰¹⁰. Vielleicht lag darin auch der Grund, warum sie sich mit solchen Beschwerden gegenüber der Heimat zurückhielten. Sie wollten eben dieses Vorurteil der Weichheit von sich waschen. Zudem wurden die Studierenden im Unterschied zu ihren Kameraden bereits mit großer Aufmerksamkeit in Form von Liebesgaben von ihren Familien und Freunden, aber auch Korporationen, bedacht, welche einen Mangel aufhoben. Weiter hatten viele Studenten den Rang eines Offiziers inne, was mit einer besseren Versorgung, höherem Sold und körperlich leichterem Dienst verbunden war; auch dies konnte Mängel an der Front ausgleichen.

Einen Gegenpunkt zur Kriegsmüdigkeit schienen die Studierenden durch die Beschäftigung mit der Kultur zu setzen. Selbstverständlich beschäftigten sie sich dabei beinahe ausschließlich mit der eigenen, der deutschen Kultur, mit deren wichtigsten Vertretern aus Philosophie, Musik, Kunst und Dichtung. Im Vordergrund standen dabei fast immer die deutschen Literaten, ausländische Kulturen und Kulturschaffende wurden nur am Rande wahrgenommen, sicher ganz im Sinne solcher Vordenker wie des oben zitierten Dr. Rehtmeyers.

Wie die Hochschüler sich im Krieg mit Kunst beschäftigen konnten und wie sie zum Teil darin keinen Gegensatz, sondern eine Ergänzung betrachteten, kann man den Ausführungen des Studenten Hans Fecht entnehmen.

„So bin ich zu dem Schluß von der großen Spaltung zwischen Krieg und Kunst gekommen. Aber wie im Grunde nirgend auf der Welt zwei Dinge so könnten gespalten sein, daß nicht eine schöne, wenn auch leichtgebaute Brücke von einem zum anderen führte, so hat sich mir in tröstender Aussicht eine neue, tiefere und unendlich wertvollere Verbindung zwischen beiden eröffnet. Im richtigen, wahrhaftigen Erleben des Kriegs als eines Weltgeschehens liegt diese wunderbare, einigende Kraft. Im wahrhaften Erleben des Krieges scheint mir eine gewisse Verwandtschaft zum tragischen Erleben zu liegen. So wie wir Lebenden am tragischen Tod eines Helden selber mitsterben, (...) so gibt uns das Erleben des Krieges eine Befreiung von endlichen Schranken und einen tiefen, wohltätigen, berausenden Trunk aus dem Becher des Chaos“¹⁰¹¹.

Fecht sah also eine Verbindung zwischen dem Tragischen in der Kunst und der Tragik des Krieges. Die Kunst war für ihn keine Ablenkung, sondern ein Spiegel des Leidens und Sterbens, das er an der Front erlebte. Er verherrlichte das Sterben. Krieg und Kunst wurden in einen engen Kontext gesetzt, welcher die Erlebnisse verharmloste. Die Brutalität des Kampfes wurde überzeichnet von den romantischen Darstellungen der bildenden Kunst und Prosa. Fecht verstand Krieg nicht einfach als Blutvergießen, sondern sah darin auch eine schöne,

¹⁰¹⁰ Vgl. Ziemann, Front und Heimat, S. 465.

¹⁰¹¹ Brief von Hans Fecht vom 9. Oktober 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 54. In sehr ungewöhnlicher Weise – aber einem ähnlichen Gedanken folgend - setzte ein Hallenser Kommilitone den Lärm der Schlacht mit der Musik Beethovens in Verbindung. Brief von Erich Gans vom 24. September 1917 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 29. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 15. Oktober 1917, S. 3, „Ist es nicht eigenartig, dass mir das tolle Gehämmer [der Artillerie, F.K.] den ganzen Morgen über den Takt zur schönsten Musik schlug: dem II. Satz von Beethovens Violinenkonzerts?“.

bitter-süße Seite. Er konstruierte sich damit eine neue Sicht des Krieges, nachdem „*Alles was ich zu Hause vom Krieg gedacht hatte, (...) wie Zunder aufgefliegen (...)*“ war¹⁰¹². Also erlebte Fecht zunächst eine Enttäuschung, wie andere auch. Doch nutzte er die Kunst – wie übrigens auch seinen Glauben – um dem Erlebten einen Sinn zu geben und die Kriegsmüdigkeit zu vertreiben. Auf diese Weise schaffte er sich neben dem geistigen Unterbau der Vaterlandsliebe und nationalen Religiosität einen Ausgleich zu den Schrecken des Krieges.

„Ich mußte, um von der Gewalt der Tatsachen nicht umgerissen zu werden, von neuem zu denken anfangen“¹⁰¹³.

Daher nahmen die Kultur und die Beschäftigung mit selbiger für eine Vielzahl von Studenten einen wichtigen Stellenwert ein. Sie bauten sich ein neues Weltbild auf und bedienten sich dazu vertrauter Elemente, wie ihrem Glauben und ihrer intellektuellen Ausbildung. Was sie in ihren Briefen vergeistigt darstellten, konnten sie im wirklichen Leben durch Lektüre, das Musizieren oder Malen umsetzen.

Vor allem in dem kurz hinter den Kampflinien gelagerten Verfügungs- und Erholungsraum suchten die Studenten nach Zerstreuung und Muße in der Beschäftigung mit Literatur, Musik und Kunstgeschichte. So gestand der Student Becker, dass er „*(...) im freien Kriegsleben mich in meiner ganzen Kunstliebe wiedergefunden habe*“¹⁰¹⁴. Und in einem späteren Brief bekannte er weiter „*(...) J e d e s m a l, aber auch j e d e s m a l, rissen wir uns aus dem Alltag des Krieges heraus und gaben uns in Gesprächen über die Kunst gegenseitige Anregungen*“¹⁰¹⁵.

Vielfach finden sich kunsthistorische Beschreibungen von Bauwerken in den Briefen wieder, in denen über Kathedralen, Schlösser oder andere Gebäude doziert und geschwärmt wurde. Diese Schwärmerei war sicher auch Ausdruck einer mittelalterlichen Romantik, welche Ende des 19. Jahrhunderts sehr in Mode und noch nicht aus derselben gekommen war¹⁰¹⁶. Ein Musikinstrument war ebenfalls eine willkommene Möglichkeit, aus dem Alltag des Krieges auszubrechen. Hierzu finden sich zahlreiche Briefe, in denen leidenschaftlich über Musik erörtert wurde. Ein Klavier oder gar einen Flügel vorzufinden, versetzte die Studenten in Verzückung.

„Mit welchem Wonnegefühl sogem wir die Töne deutscher Musik in unsere kulturdurstigen Seelen ein! D e u t s c h e Lieder: Die Wacht am Rhein, Morgenrot – und wie sie alle heißen! (...). Man fühlt sich von frischer Kraft durchströmt, und ein Leuchten ging über all die Gesichter, da zum Schluß die Nationalhymne gespielt wurde“¹⁰¹⁷.

¹⁰¹² Ebd., S. 53.

¹⁰¹³ Ebd.

¹⁰¹⁴ Feldpostbrief von Bernhard Becker vom 8. März 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 259.

¹⁰¹⁵ Ders., Brief vom 3. November 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 259.

¹⁰¹⁶ Jaraus, Korporationen, S. 67; Wiedenhoff, Kontinuität korporierter Mentalität, S. 195.

¹⁰¹⁷ Feldpostbrief von Karl Wasserzieher vom 8. November 1914 in Witkop, deutsche Studenten, S. 20.

Musik konnte dabei auch Balsam für die nationale Seele sein, wie die obigen Zeilen belegen. In diesem Fall war das Kulturschaffen zugleich eine Demonstration der deutschen Stärke und Größe. Die Tatsache, dass dieses Konzert mitten in Feindesland gespielt wurde, gab der ganzen Sache zudem eine Note der Einschüchterung gegenüber den besetzten Feinden. Durch dieses Konzert konnte sich der junge Soldat gegenüber den Belgiern groß und mächtig fühlen, die am Rande nur als Zeugen der Macht Deutschlands beiwohnten, welche ihren Ausdruck in den Liedern und Märschen fand.

Noch wichtiger und vor allem verfügbarer als die Musik war die Literatur. In vielen Tornistern reisten die Klassiker der deutschen Dichtung bis in die vordersten Linien der Schützengräben. Die Menschen in der Heimat bedachten die Soldaten reich mit Schriften. Versorgt wurden sie sowohl von den eigenen Familien als auch durch Liebesgaben der Universitäten, Verbindungen und verschiedenster Vereine. Diese Liebesgaben wurden neben den Lebensmitteln von den Hochschülern immer sehr dankbar entgegen genommen. Bücher dienten aber nicht nur zum Zeitvertreib, sondern auch als Ergänzung und Vertiefung des Erlebten im Krieg.

„Jetzt bin ich ganz Soldat. (...). Obgleich ich weiß, daß Kant und Goethe und Dürer und Luther, daß all dies viel schöner ist als mein jetziges Leben (...) will ich doch von all dem und für sich nichts davon wissen, sondern nur, wenn es in irgendeinem Verhältnis zum ‚Soldaten‘ steht“¹⁰¹⁸.

In den angeforderten Büchern suchte Sophus Lange, was er an der Front vermisste, den Bewegungskrieg, den ruhmreichen Krieg¹⁰¹⁹. So auch sein Kommilitone Steinthal, dem der Dichter Liliencron mit seinen Werken des Öfteren *„die ermüdeten, abgehetzten Lebensgeister wieder aufgerüttelt“*¹⁰²⁰ hatte. So zog er sich vor der Frustration der Realität in eine bessere Welt zurück; dort konnte er seine seelische Erschöpfung für eine Weile vergessen. Und da, wo sich für den Studierenden die Möglichkeit zu geistiger Betätigung nicht ergeben hatte, wurde dies offen bedauert und vermisst¹⁰²¹.

Die Literatur konnte schließlich und nicht zuletzt einen Weg öffnen, einfach einmal für eine Zeit geistig der grausamen Realität zu entfliehen. Ein Buch konnte dabei helfen, die alltägliche Todesgefahr, die so schwer auf den Soldaten lastete, für kurze Zeit zu verdrängen.

„Während draußen über den Graben das dröhnende Gepolter französischer Granaten rollte, ist es mir wieder geschehen, daß ich über dem feingeästeten Kunstwerk edelster Stilkunst in Korolenkos [Wladimir Galaktionowitsch Korolenko, ein russisch-ukrainischer Schriftsteller, F.K.] Novellen die brutale Nähe eiserner Todesgefahr vergessen konnte, und daß aus dem oft sinnlos

¹⁰¹⁸ Feldpostbrief von Sophus Lange vom 6. Januar 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 202.

¹⁰¹⁹ Vgl. ebd.

¹⁰²⁰ Vgl. Feldpostbrief von Hugo Steinthal vom 5. März 1915 in Witkop, deutsche Studenten, S. 42.

¹⁰²¹ Vgl. Brief von Clotz vom 12. November 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 18. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. Januar 1916, S. 3.

*scheinenden Wirrsal dieser Tage vornehmer Wellenschlag großer Kunst mich hinüberspülte in jene schönere Wirklichkeit gespielten Lebens (...)*¹⁰²².

Auf diese Art konnte die Beschäftigung mit Musik, mit Literatur, Philosophie und anderen Bildungsthemen eine Tür zu einer besseren Welt öffnen. In diesem Sinne ließen Prosa und Poesie für die Hochschüler Ideale wieder aufleben, mit denen sie während ihrer Schulzeit aufgewachsen waren. So freute sich der 17-jährige Student Braun darauf, „wieder die *Gesänge der Ilias zu lesen*“, da er sie nun besser verstehen werde¹⁰²³. Damit deutete er zugleich an, dass er sich in der Tradition der klassischen Heroen sah. Offenbar meinte er, nun ähnliches zu erleben, wie die Helden aus seiner Kindheit, welche zudem noch nicht all zu fern war. Ein Kommilitone verglich sein Schicksal im Krieg mit dem des Odysseus auf seiner Irrfahrt, wobei er gleichfalls viele Völker und Länder kennen gelernt habe¹⁰²⁴.

Auf dem Gymnasium hatten sie in den Werken Homers über edlen Helden und ihre Taten gelesen, hatten Caesar auf seinen Feldzügen begleitet und kannten ihren Wallenstein. In ihnen war ein humanistisches Bild des Krieges fern von der Realität des modernen, industrialisierten Massentötens des Ersten Weltkrieges herangereift. Im wahren Krieg mussten jetzt hingegen Erlebnisse verarbeitet werden, die mit den ruhmreichen Schlachten und edlen Recken und Heroen, mit denen sie groß geworden waren, nicht in Einklang zu bringen waren. Das war die Welt, in die sie im August 1914 ausbrechen wollten, nicht in die Welt der Schützengräben vor Verdun oder an der Somme. So wie mancher im Glauben Zuflucht fand, hatten andere einen seligen Hafen in der Fiktion gefunden. Beiden gemeinsam war die Flucht ins Irrationale.

3.6.5 Friedenssehnsucht

Von der Kriegsmüdigkeit war es kein weiter Weg zur Friedenssehnsucht. Das Ende des Krieges wurde bereits in den Briefen der Studenten gegen Ende des Jahres 1914 herbeigesehnt, schon bald nach den ersten Erlebnissen des Kampfes.

*„Liebe Eltern! (...). Wir haben diese Tage schreckliches erlebt; so allmählich bekommt man sein seelisches Gleichgewicht wieder. Wir waren 4 Germanen [Mitglieder einer Verbindung namens Germania, F.K.] in der Komp. Kirchner am 10 und Peek sind tot, Beneck verwundet. (...). Nun ist bald Weihnachten und ich bin zum ersten Mal fern von Euch. Wir haben nur den Wunsch, daß bald Frieden wird“*¹⁰²⁵.

¹⁰²² Brief von Hans Fecht vom 9. Oktober 1915, Schützengraben bei Reims in Witkop, deutsche Studenten, S. 53.

¹⁰²³ Feldpostbrief von Otto Braun vom 2. März 1915 von der Ostfront in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 338. Sicher stellt Braun eine Besonderheit aufgrund seines jungen Alters und damit noch großer Nähe zur Schule dar. Trotzdem rechneten Witkop ihn und der junge Braun sich selbst zu den Studenten und nicht zu den Pennälern.

¹⁰²⁴ B.Bl. Nr. 8, 31. August 1918, 32. Jg., SH 1918, S. 119.

¹⁰²⁵ Feldpostbrief von Ludwig Ringeling vom 13. November 1914 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74, Nr. 4 S. 2.

Gerade in Hinblick auf die Propaganda eines kurzen Krieges war die Erwartung einer baldigen, siegreichen Heimkehr innerhalb der Studentenschaft, wie auch bei den übrigen Kriegsteilnehmern, hoch gewesen. Jedoch das Versprechen, Weihnachten 1914 wieder daheim zu sein, wurde bitter enttäuscht.

„Daß man diesen Gedanken immer noch hat: wenn wir erst wieder daheim sind! Schon tausendmal hat er uns enttäuscht. Wir hofften auf Ende Oktober [1914, F.K.], dann auf Weihnachten, dann auf Ostern, dann auf Pfingsten, dann auf den 1. August, dann auf Weihnachten 1915 und müssen uns mit dem Gedanken tragen, daß es frühestens Ostern 1916 zu Ende ist“¹⁰²⁶.

Trotzdem oder gerade deswegen war schon in den ersten Monaten des Krieges die Sehnsucht nach Frieden groß. So findet man spätestens im Oktober in Briefen von Studenten die Sehnsucht nach Frieden und Heimkehr¹⁰²⁷. Und sie erkannten schon bald, dass der Krieg eben nicht ein frisch-fröhlicher Spaziergang in Feindesland war, wie ihnen in Reden, Gedichten und patriotischen Liedern vorgegaukelt worden war.

„Vom Frisch-Frei-Frohen des Krieges haben wir hier in unserer ersten Schlacht nicht viel gemerkt. Die Lage kann man am besten als einen rechten Stellungskrieg bezeichnen, ja als Festungskrieg“¹⁰²⁸.

Im Gegenteil, die Studenten mussten nun schon bald erkennen, dass Krieg etwas Schreckliches war.

„Ein Notschrei ist im Menschen, Gedanken mit Trotz und schließlichem Ingrim: Weg mit dem Krieg, der scheußlichen Mißgeburt der Menschenlaster! Menschen schlachten sich in Massen ab, ohne sich zu kennen, zu hassen, zu lieben. Fluch den wenigen, die, ohne in die Schrecknisse des Krieges hineinzumüssen, ihn heraufbeschwören! (...). Wie wird man Mensch, liebender, fühlender Mensch nach solchen seelischen Schmerzen und Kämpfen. (...). Krieg dem Kriege!“¹⁰²⁹.

Dies schrieb der Student Peterson angesichts seiner Erlebnisse bei den Kämpfen um Diuxmuiden im Jahr 1914, der Kämpfe, die später in der berühmten Meldung des Heeresberichtes von Langemarck mythisiert wurden. Aber von diesem „Geist von Langemarck“ lässt sich in Petersons Brief nichts erkennen. Im Gegenteil, im Unterschied zu ihren Kommilitonen, die den Krieg als Erneuerer feierten, verbanden viele Studierende den Wunsch nach Frieden mit der Einsicht, dass der Krieg keine Probleme lösen konnte, sondern

¹⁰²⁶ Feldpostbrief von Walter Schmidt vom 18. Juli 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 274.

¹⁰²⁷ Vgl. Feldpostbrief von Kurt Peterson vom 25. Oktober 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, 106f.

¹⁰²⁸ Brief von Klössing vom 14. November 1914 in MZ Nr. 36, 1. Kriegsnummer, Mai 1915.

¹⁰²⁹ Feldpostbrief von Kurt Peterson vom 25. Oktober 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 107.

weit mehr Schaden anrichtete. Vor allem der Stellungskrieg, wie schon so oft betont, hatte die Begeisterung gebrochen. So hatten die Hochschüler schon bald genug vom Krieg.

„Mein einziges Gebet war in den letzten Tagen: ‚Herr, es ist genug!‘ Und gerne hätte ich mit Elias weitergesprochen. Aber wir müssen auf unserem Posten bleiben, das bleibt uns bei allem Schwerem fest in der Seele“¹⁰³⁰.

Zugleich blieb aber auch die Bereitschaft, trotz der Friedenssehnsucht weiterzukämpfen, ungebrochen. Denn die meisten Studierenden an der Front waren trotz allem nicht bereit, Frieden um jeden Preis zu erlangen. Insofern blieben in den Jahren 1914 und 1915 der Glaube an und die Forderung eines Siegfriedens allgemein verbreitet. Die Möglichkeit einer Niederlage Deutschlands wurde gar nicht erst in Betracht gezogen.

„Ich wünsche, daß nicht eher die Waffen niedergelegt werden, als bis wir einen völligen Weltsieg [sic!] errungen haben. Daß ich den Krieg als Krieg hasse, brauche ich kaum zu sagen, aber gerade deshalb will ich kämpfen und teilnehmen an der großen Sache und gern sterben, wenn ich mit dazu beitragen kann, den Weltkrieg in Weltfrieden zu wandeln...“¹⁰³¹.

Für diesen Studenten kam es überhaupt nicht in Betracht, einen Frieden ins Auge zu fassen, wenn nicht ein völliger „*Weltsieg*“ errungen worden war. Was er unter einem „*Weltsieg*“ verstand, bleibt allerdings offen. Zu erkennen ist aber, dass der Hochschüler nicht bereit war, einen Kompromissfrieden einzugehen. Seiner Ansicht nach war der Weltfrieden nur durch die totale Unterwerfung der Feinde zu erreichen, der Krieg somit Mittel zum Frieden. Eine solche radikale Sicht wird aber dadurch relativiert, dass sie noch sehr früh im Krieg geäußert wurde und der Autor den langen und blutigen weiteren Verlauf des Krieges nicht voraussehen konnte.

Und noch ein Jahr später äußerte ein Kommilitone die Hoffnung, den Krieg durch einen Sieg der eigenen Waffen zu beenden. Auch er verschwendete keinen Gedanken an eine Beendigung des Krieges am Verhandlungstisch.

„Möge das neue Semester dem lieben Vaterlande Heil und den ersehnten Frieden bringen! Lasst uns täglich das Gelübde erneuern (...) treu bis zum Sieg oder Tode“¹⁰³².

Und bei manchem keimte dann auch schon mal Hoffnung, der zuvor nicht mehr an den Frieden geglaubt hatte, wie Hugo Frick, welcher im Frühjahr 1917 noch einmal neuen Mut fasste.

¹⁰³⁰ Brief von Karl Iosenhans vom 21. November 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 34.

¹⁰³¹ Feldpostbrief von Fritz Philipps vom 1. Oktober 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 60.

¹⁰³² Feldpostbrief von Heinrich Dahmlos vom 19. Oktober 1915 in SUBG 4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81, 17. Kriegsbrief des Hallischen Wingolf, 1. November 1915, S. 10.

„(...) man hofft immer noch auf den goldigen, süßen Frieden! Doch, wenn nicht alle Zeichen trügen, sind wir dem letzten Akt nahe. Revolution in Rußland (...), dann die fruchtreiche, furchtbare Ernte unserer wackeren U-Boote; und hier im Westen der kühne Schachzug Hindenburgs (...)“¹⁰³³.

Ihm vermochten die Propaganda und der Glaube an die Wunderwaffe U-Boot und den als Held verehrten General Hindenburg noch einmal Vertrauen auf einen guten Ausgang des Krieges schenken. Er beendete dann seinen Brief allerdings mit einem erneuten Bekenntnis seiner Kriegsmüdigkeit: *„O wenn nur der Friede käme! Bin so kriegsmüde (...)“¹⁰³⁴.*

Die meisten Kommilitonen teilten im Jahr 1917 solche Gedanken an einen Sieg schon nicht mehr, zumindest nicht in den untersuchten Briefen. Sie schwiegen einfach. Denn bei nicht wenigen Hochschülern schwand diese Siegesgewissheit und damit auch die Zuversicht auf absehbaren Frieden, je länger der Krieg fort dauerte. Der erste Dämpfer war der Beginn des Stellungskrieges Ende 1914 und der Fortgang des Krieges über das Weihnachtsfest ohne Aussicht auf ein baldiges Ende. Es folgten dann die blutigen Schlachten in Flandern 1915 und in Verdun und an der Somme 1916. Diese schrecklichen Gemetzel, mit den entsetzlichen Erlebnissen von Tod und Verwüstung, ließen einige Studenten in ihrer Einstellung zum Krieg wanken. So stellte sich dem Studenten Offenbächer, noch von den Eindrücken der Schlacht an der Somme erschüttert, erneut die Frage nach dem Sinn des Krieges.

„Um was geht es denn eigentlich noch, wo der Krieg längst entschieden? Geht es um den Stolz, um den Ehrgeiz einzelner Männer, die ganze Völker durch die Macht der Presse verhetzen, oder um die Ehre eben dieser Völker, die sich schämen, in ihrer Überzahl sich einem einzigen Gewaltigen beugen zu müssen, und es gerade dadurch noch erhöhen?“¹⁰³⁵.

Offenbächer war der Meinung, dass die Gründe für den Kriegseintritt im August 1914, die Bedrohung des Reiches und andere Ziele der Alliierten, längst obsolet geworden seien. Dies wollten sich nur die Kriegsparteien nicht eingestehen¹⁰³⁶. Damit zweifelte er die Legitimation für den Krieg und für dessen Opfer an, welche seit Ausbruch des Krieges immer und immer wieder in der Öffentlichkeit geradezu gepredigt wurden. Er wusste selbst nicht mehr, wofür eigentlich noch gekämpft wurde. So flehte der Student Peterson, dass der Krieg nun endlich ein Ende finden möge.

„Mach 'ein Ende, o Herr (...), mit diesen Schrecken. Gib uns recht, recht bald den Frieden. Gönn uns lieber eine freudige Rückkehr und Zeit, die entsetzlichen

¹⁰³³ Feldpostbrief von Hugo Frick vom 21. März 1917 in BfZG.

¹⁰³⁴ Ebd.

¹⁰³⁵ Feldpostbrief von Eduard Offenbächer vom 14. Juli 1916 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 193.

¹⁰³⁶ Ebd., S. 193f.

*Lehren, die wir hier empfangen haben, im Leben segensvoll zu betätigen; denn erzogen sind wir wohl alle*¹⁰³⁷.

Das, was Peterson im Krieg erlebt hatte, veränderte offenbar sein Bild vom Krieg; eine Lehre, die er nun mit den Menschen in der Heimat teilen wollte. Für ihn hatte der Krieg eine ganz neue Erfahrung geschaffen. Einen Sinn hatte er im Krieg vielleicht nicht gefunden, doch die Erkenntnis, dass er schrecklich war und so schnell wie möglich enden musste. Vielmehr sah Peterson einen Sinn darin, endlich nach Hause zurück zu kehren, um die Heimat über die Wirklichkeit des Krieges aufzuklären.

Und so fragte sich der Student Haas, was er denn verbrochen hatte, um in diesen Strudel der Gewalt hineingezogen worden zu sein. Auch er wollte nur eines, endlich Frieden.

*„Was haben wir eigentlich alle verbrochen, daß wir hier schlimmer als Tiere herumgehetzt werden, frieren, verlausen, mit zerlumpten Zeug laufen wie Zigeuner und zum Schluß umgebracht werden wie Ungeziefer? Warum machen sie nicht endlich Frieden?“*¹⁰³⁸.

Er verstand nicht, was dieses armselige Leben denn noch für einen Sinn haben sollte. Für ihn bedeutete Krieg nur noch Leiden. Er empfand sein Los als eine Strafe, die er und seine Kameraden nicht verdient hätten. Als Soldat fühlte er sich nicht mehr.

Die Kriegsmüdigkeit und die verzweifelte, aber sich nicht erfüllen wollende Hoffnung auf Frieden ließ bei einigen Studenten die nationale Begeisterung der Augusttage und das patriotische Feuer in ihren Herzen langsam erlöschen, wie etwa bei Otto Heinebach.

*„Dann endete freilich der Weltkrieg, der mit so unerhöhten Sturmfluten nationaler Begeisterung einsetzte, wie eine Farce, aber ich glaube, die Weltgeschichte kennt mehr solcher Tragikomödien, und wohl nicht jeder große Geist hat in ihr das Weltgericht gesehen; es gibt Skeptiker, die ein scharfes Auge für ihre Widersinnigkeiten, Grotesken und Ironien haben und sich nicht die Mühe geben wollen, sie hinwegzustilisieren“*¹⁰³⁹.

Geradezu sarkastisch äußerte sich Heinebach über den bisherigen Verlauf des Krieges. Sein Resümee überrascht. So kritische Worte über den Krieg und den nationalen Taumel, mit dem er verbunden war, hätte man nicht aus der Feder eines Studenten erwartet. Leider lässt sich anhand seines Briefes nicht nachvollziehen, ob er bereits im August 1914 gegenüber den „unerhörten Sturmfluten nationaler Begeisterung“ skeptisch eingestellt gewesen war, oder ob seine Erlebnisse im Krieg ihn zu dieser Einsicht gelangen ließen.

¹⁰³⁷ Feldpostbrief von Kurt Peterson vom 27. Oktober 1914 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 109.

¹⁰³⁸ Feldpostbrief von Johannes Haas vom 27. November 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 160.

¹⁰³⁹ Feldpostbrief von Otto Heinebach vom 30. Dezember 1915 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 209.

Und auch hier muss angemerkt werden, dass die den Krieg ablehnenden Briefe nicht die Mehrheit ausmachten, und dass, wie bei Frick gezeigt, ein Student schon einmal zwischen Zuversicht auf den Sieg und Verzweiflung an der Situation hin und her gerissen sein und durchaus zwischen Meinungen schwanken konnte.

Trotz den Klagen nach Frieden hatte keiner der Studierenden die Möglichkeit erachtet, dass Frieden auch von den Soldaten und nicht den Führern ausgehen könnte, indem sie sich einfach weigerten, weiter zu kämpfen. Im Jahr 1917 brach etwa die französische Armee beinahe zusammen, als es zu großen Meutereien kam¹⁰⁴⁰. Ein solches Ereignis oder auch nur einen Gedanken daran sucht man bei den Studenten vergebens, so wie auch im ganzen deutschen Heer bis zum Zusammenbruch im Jahr 1918. So glaubte noch der Student Brian angesichts der Vorbereitung der Frühjahrsoffensive 1918, dass nun bald der ersehnte Durchbruch und damit der Frieden kommen würde¹⁰⁴¹. Bis zum bitteren Ende keimte immer wieder die Hoffnung an einen Sieg und anschließenden Frieden auf und ließ die Hochschüler noch einmal die Zähne zusammenbeißen.

3.6.6 Kriegesziele

Es stellt sich die Frage, warum so viele Studenten nur an einen Frieden durch einen Sieg (oder Niederlage) glaubten und keiner in seinen Briefen von einem Kompromiss sprach. Wäre nicht auch für die Hochschüler denkbar gewesen, den Krieg durch Verhandlungen zu beenden? Daran schließt sich die Frage an, worüber denn hätte verhandelt werden sollen? Welche Ziele sahen die Studenten durch den Krieg verfolgt?

In den bisherigen Ausführungen ist eines immer wieder angesprochen worden, die Verteidigung und Bewahrung des Vaterlandes. Das andere war die Erneuerung oder Läuterung Deutschlands und der eigenen Person. Solche Ziele sind aber nicht verhandelbar. Gab es denn darüber hinaus weitere Kriegsziele, welche die Studierenden in ihren Briefen formulierten, die sie im Krieg verfolgt sahen?

Die Antwort darauf mag nun unglaubwürdig wirken oder verblüffen, aber sie lautet Nein. Es finden sich in den Briefen keinerlei konkrete Äußerungen zu weiteren Kriegszielen. Sicher, es gibt bezüglich des Ostens und Belgiens Andeutungen, dass man die eroberten Gebiete als befreit und nun Deutschland zugehörig empfinden mochte, dies wurde bereits bei den Feindbildern dargelegt. Aber eine Forderung oder Formulierung nach solchen Annexionen oder anderen Gewinnen für das Reich sucht man vergeblich. So wie die Regierung sich in dieser Frage zurückhielt, äußerten sich die Studenten ebenfalls nicht, auch nicht in der privaten Korrespondenz mit der Familie, wo sie keinerlei Rücksicht auf eine offizielle Zurückhaltung hätten nehmen müssen. Folglich kann hier keine weitere Aussage zu Kriegszielen innerhalb der Studentenschaft getroffen werden. Das bedeutet auch, dass es wohl für das Gros der Studenten wegen mangelnder weiterer Kriegsziele ihrer Auffassung nach bis zum Ende nur um das „Sein oder Nichtsein“ der Deutschen Nation ging. Dies war

¹⁰⁴⁰ Vgl. David Stevenson, 1914-1918, Der Erste Weltkrieg, Düsseldorf 2006, S. 391.

¹⁰⁴¹ Feldpostbrief von Otto Brian vom 14. März 1918 in Witkop, Kriegsbriefe gefallener Studenten, S. 347.

selbstverständlich nicht verhandelbar. So mussten sie nach dieser Auffassung bis zum Sieg oder Tod kämpfen, wenn sie nicht das Vaterland im Stich lassen wollten.

3.6.7 Zusammenfassung

Dies war kein einfaches Kapitel, denn es fällt schwer, einen roten Faden durch die Ausführungen zu ziehen. Zum einen mussten hier nochmals einige Punkte aus vorherigen Abschnitten aufgegriffen und betrachtet werden, zum anderen offenbarte sich in diesem Kapitel eine Vielfalt in den Ansichten der Studierenden wie in keinem Kapitel zuvor, so dass man von Anschauungen überhäuft wurde.

Dennoch wird, auf die Ergebnisse reduziert, klar, dass trotz der Vielfalt vor allem eines für den Sinn des Krieges aus Sicht der Studenten gilt: Dieser Krieg musste für das Vaterland gewonnen werden! Die Loyalität bis in den Tod ist der rote Faden, der sich durch dieses Kapitel zieht. Nicht der Krieg an sich stand in den Überlegungen der Studenten im Vordergrund, sondern die eigene Nation.

„Hab und Leben dir zu geben, sind wir allesamt bereit, - sterben gern zu jeder Stunde, achten nicht der Todeswunde, wenn das Vaterland gebeut“¹⁰⁴².

Wie in dem Text des Liedes, das immer beim studentischen Ritual des Landesvaters gesungen wird, waren die Hochschüler bereit, auch ihr Leben dem Vaterland zu opfern. Konnte als Quintessenz des vorhergehenden Kapitels über Feindbilder festgestellt werden, dass die Studenten „Deutschland über alles“, über fremde Nationen, stellten, so gilt es in diesem Kapitel auch für die eigene Person. Die Bereitschaft, für die eigene Nation das Leben hinzugeben, stand zu keiner Zeit im Zweifel. Wenn auch alles andere von den Studenten im Laufe des Krieges kritisch bewertet werden konnte, so war Deutschland über jede Kritik erhaben.

In diesem Krieg kämpften die Studenten für den deutschen Glauben, die deutsche Kultur, alles in allem für die deutsche Nation, die all dies beinhaltete. Trost und Motivation fanden die Studierenden in dem Bewusstsein, dass alle ihre Mühen, Leiden und auch ihr Tod dem Erhalt dieser Werte dienten. Die Nation gab ihrem Leben und Sterben erst einen Sinn. Dieses Bewusstsein war nichts Rationales, sondern ein tiefes Gefühl, ein religiöser Glaube an die Nation, was zur Mystifizierung des Vaterlandes führte. Und dieser Glaube verlangte von den Studenten den Opfertod, der ebenfalls religiös verklärt wurde, als eine Art Märtyrertod für die Nation¹⁰⁴³. Diese Ansichten stammten zum Teil noch aus dem 19. Jahrhundert, in welchem die Studierenden offensichtlich ideologisch noch vollkommen verhaftet geblieben waren.

¹⁰⁴² Aus dem Landesvaterlied. Der Landesvater ist ein studentischer Brauch, bei dem der Burscheneid (Treueeid zur Verbindung) erneuert wird. Ursprünglich sollte damit der Landesherr der jeweiligen Hochschule geehrt werden. Diese Verehrung ging dann später auf die Nation über. Zur Geschichte und Bedeutung des Landesvaters-Rituals in Studentenverbindungen und bei der Entwicklung des nationalen Gedankens vgl. Joachim Bauer, Student und Nation im Spiegel des "Landesvater"-Liedes, in: Föderative Nation, Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg, hg. v. Dieter Langewiesche und Georg Schmidt, München 2000, S. 135-155; Krause, Burschenherrlichkeit, S. 58f.

¹⁰⁴³ Dieselbe Ansicht zum Tod für das Vaterland teilten weite Kreise des Bürgertums in der Nachkriegszeit. Vgl. Kühne, Kameradschaft, S. 28f.

Ihre nicht akademischen Kameraden kämpften anfangs auch, wie die Studenten, für die Verteidigung des Vaterlandes, doch stellte sich bei ihnen bald eine Ernüchterung ein, die sie nur noch für ihr eigenes Überleben und für ihre Kameraden weiterkämpfen ließ¹⁰⁴⁴.

Weiter fällt auf, dass die Loyalität der Studenten dem Vaterland, aber sonst anscheinend niemandem gehörte. Weder die politische noch die militärische Führung erhielt die uneingeschränkte Zustimmung der Studierenden. Vor allem die Person des Kaisers trat in den Gedanken und Überlegungen der Hochschüler überhaupt nicht in Erscheinung. Vielmehr scheint es sogar, dass der Krieg bei einigen dazu geführt hatte, sich äußerst kritisch mit der Gesellschaft und dem System des wilhelminischen Zeitalters auseinander zu setzen.

Aber man darf nicht dem Irrtum anheimfallen, dass die Studentenschaft durch den Krieg wieder ihre Rolle als kritische Stimme einer demokratischen Erneuerung, wie nach den Befreiungskriegen, aufgenommen hätte. Es handelt sich hierbei um einzelne Beispiele, die aber mit dem weiteren Verlauf des Krieges mehr und mehr zunahmen.

Dass solche negativen Stimmen allerdings die vorherrschende Meinung unter den Studierenden an der Front gegen Ende des Krieges stellten, vermag man anhand der Quellen weder zu bejahen noch zu verneinen. Es fällt doch genauso die große Zahl an patriotischen Briefen mit ungebrochenem Siegesglauben auf. Interessanterweise konnten sowohl kritische Briefe als auch kriegsbejahende Briefe von einer und derselben Person zu verschiedenen Zeiten des Krieges geschrieben werden, so dass die Studenten in der eigenen Meinung nicht einmal gefestigt waren. Abhängig waren ihre Launen, wie bei jedem Menschen, von unmittelbaren Ereignissen, die sie entweder zuversichtlich oder deprimiert stimmen konnten¹⁰⁴⁵. Dies wurde hier vor allem an den Briefen der Studenten Alfred Vaeth und Hugo Frick deutlich.

Als nächstes überrascht die Erkenntnis, dass konkrete Kriegsziele von den Studenten nicht erhoben wurden. Sie blieben der offiziellen Sichtweise aus den Tagen des August 1914 treu, indem sie sich bis zum Schluss des Krieges als Verteidiger gegen die alliierten Aggressoren betrachteten. Die Kriegsschuld wurde ausschließlich dem Gegner zugesprochen, die Studenten selbst kämpften in dieser Beziehung mit reinem Gewissen.

Ein Teil der Studenten fühlten sich dabei nicht als Zerstörer im Krieg, sondern als Schaffende, als Erneuerer im nationalen Sinn, die in einem Krieg mitwirkten, der die Zukunft für ein neues, starkes, besseres Deutschland schaffen würde. Dieser Glaube hielt sich bis nach dem Krieg, wie Thomas Kühne festgestellt hat¹⁰⁴⁶.

Es fällt bei der Gesamtbetrachtung der Friedenssehnsucht der Studenten auf, dass in dem Maß, in dem die Zuversicht auf einen Sieg schwand, auch die Akzeptanz des Krieges sank. Offenbar war für die meisten Studenten ein Ende des Krieges nur absehbar, insoweit die eigene Seite siegen würde. Dies mag damit im Zusammenhang stehen, dass nicht einer der

¹⁰⁴⁴ Vgl. Mommsen, Erster Weltkrieg, S. 124.

¹⁰⁴⁵ Vgl. Benjamin Ziemann, Enttäuschte Erwartungen und kollektive Erschöpfung, Die deutschen Soldaten an der Westfront 1918 auf dem Weg zur Revolution, in: Kriegsende 1918, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Jörg Duppler, Gerhard P. Groß, Oldenbourg 1999, S. 165-182, S. 167f.

¹⁰⁴⁶ Vgl. Kühne, Kameradschaft, S. 32.

Studierenden sich weitere Gedanken über Kriegsziele gemacht hatte. Es finden sich in den Briefen keinerlei Formulierungen von Kriegszielen, mal von einigen vagen Aussagen abgesehen. Dies war ein Dilemma, denn somit konnte Sinn und Zweck des Krieges nur der Sieg über die gegnerischen Mächte sein.

Als Fazit kann man festhalten, dass die Einstellung der Studenten zum Krieg vor allem von ihrem glühenden Patriotismus geprägt war. Ganz gleich, ob die Studenten den Krieg als Erneuerer begrüßten oder ihn als Schrecken ohne Ende verdammt, so blieb doch ihre Bereitschaft, durchzuhalten und alles für das Überleben und den Fortbestand der eigenen Nation zu erdulden bei allen ungebrochen. Sie stellten alles unter die eigene Nation, sogar sich selbst. Denn das Vaterland konnte nichts für den Krieg und hatte ihn auch nicht begonnen.

„Da kann man froh sein, daß wir nicht schuld sind an diesem Kriege (...)“¹⁰⁴⁷.

So blieben die Studenten Deutschland treu und kämpften, wenn auch zum Teil ohne Hoffnung, bis zum bitteren Ende, das im nachfolgenden vierten Teil betrachtet werden soll.

¹⁰⁴⁷ Feldpostbrief von Karl Iosenhans vom 9. November 1914 in Witkop, Kriegsbrieft gefallener Studenten, S. 33.

"Wer mit Ungeheuern kämpft, mag zusehn, dass er nicht dabei zum Ungeheuer wird. Und wenn du lange in einen Abgrund blickst, blickt der Abgrund auch in dich hinein".

Friedrich Nietzsche

Vierter Teil: Ergebnisse

Nachdem die Erlebnisse der Studenten unter einzelnen Gesichtspunkten betrachtet wurden, gilt es nun, das erarbeitete zusammen zu fassen und in einen Gesamtkontext zu stellen. Zu Beginn der Arbeit habe ich sieben Fragen aufgestellt, die ich versuchen wollte zu beantworten. Diese Fragen greife ich nun wieder auf.

4.1 Sieben Antworten

4.1.1. Wie erlebten die Studenten den Ausbruch des Krieges?

Hinter dieser Frage verbarg sich auch die Suche nach Belegen für die heute noch weit verbreitete Auffassung, dass die vielen Freiwilligen mit einer Kriegsbegeisterung in den Kampf gezogen seien. Eine solche Begeisterung war jedoch nicht festzustellen. Dies deckt sich mit anderen neueren Studien zum „Augusterlebnis“. Trotzdem waren die Tage des Kriegsausbruches auch für die Studierenden eine höchst emotionale Erfahrung.

Nicht von einer Kriegsbegeisterung, sondern von einem patriotischen Enthusiasmus waren die Studierenden getragen. Unterstützt wurde dieser Eifer, für das Vaterland in den Krieg zu ziehen, durch zahlreiche Reden und Aufrufe aus dem akademischen Umfeld, den Universitäten und studentischen Vereinigungen. Die Hochschüler spürten auch durch diese Appelle einen gesellschaftlichen und moralischen Druck auf sich lasten, sich freiwillig zu melden.

Die Hochschullehrer und Alten Herren der Korporationen wurden nicht müde, die jungen angehenden Akademiker dieser Pflicht zu gemahnen. Die etablierten Mitglieder des Bildungsbürgertums wiesen dem Nachwuchs den Weg in den Krieg. Dabei gaben sie ihnen auch das nötige ideologische Rüstzeug mit auf den Weg. Vielfach dienten die Aufrufe der Alten Herren und der Professoren nämlich nicht der Ermahnung der Studierenden, sich freiwillig zu den Waffen zu melden, sondern sie nutzten ebenfalls die große Aufmerksamkeit zur patriotischen Selbstdarstellung und Wiederbeschwörung nationaler Ideale. Die meisten Studenten bedurften dieser Aufmunterung nicht, denn sie hatten diese Lektion bereits in Schule, Universität und Korporation verinnerlicht. Sie hatten sich bereits vor den Aufrufen selbst mobilisiert und strömten in großen Scharen zu den Fahnen. Nicht aufgenommen zu werden, wurde als Schande empfunden. So blieben lediglich die kriegsuntauglichen und die weiblichen Studierenden zurück, worauf sich die Hörsäle leerten und an manchen Hochschulen sogar weniger als ein Drittel der Studentenschaft zurück blieb.

Der Krieg brachte in den Augen der Studenten eine einmalige Gelegenheit, die ritterlichen Werte des Korporationswesens ausleben zu können. So ergriffen die Studenten das Schwert,

und benutzten nicht das Bild des Gewehrs, das angesichts der Technologie des Krieges angebracht gewesen wäre.

Die Studenten erfüllten nach ihrer Auffassung damit ihre Pflicht gegenüber ihrem Vaterland, aber auch gegenüber ihren „Ahnen“, den akademischen Kriegern, die 1813 und 1870 ihr Leben gelassen hatten, wie Theodor Körner. In seinem neofeudalen Gehabe hatte sich das Bildungsbürgertum seine eigene Heldenkultur geschaffen. In diesem Sinne erhob man die studentischen Freiwilligen der Befreiungskriege 1813 zu Recken, vergleichbar mit den germanischen Kämpfern, die sich gegen die römische Besatzung erhoben hatten. Körner wurde in einem protestantisch-germanischen Geschichtsbild als eine Art Arminius betrachtet. Und nun, einhundert Jahre später, war es an den damaligen Studierenden des gerade begonnenen 20. Jahrhunderts, diesen Helden nachzufolgen, wie sie selbst glaubten und ihnen weis gemacht wurde.

Denn das Vaterland war nach Einschätzung der Studierenden abermals von seinen äußeren Feinden bedroht. Der Krieg war ihnen vom Feind aufgezwungen worden, so ihre feste Überzeugung, und daher glaubten sie, für eine gerechte Sache ins Feld zu ziehen: die Verteidigung des Vaterlandes. Andere Kriegsziele gab es ihrerseits nicht.

So strömten die Studierenden in den Augusttagen des Jahres 1914 auf einer Welle der nationalen Begeisterung in die Kasernen. Ihre Begeisterung galt aber nicht dem Krieg, sondern dem großen Zusammengehörigkeitsgefühl des August 1914 mit all den anderen Landsleuten, die so wie sie bereit waren, für den Schutz des Vaterlandes in den Krieg zu ziehen. Keiner wollte zurückbleiben.

4.1.2 Wie erlebten die Studenten den Kampf?

Wie dargelegt wollte keiner der Studenten zurück bleiben. Ihr Einsatz im Krieg sollte eine Bewährung bringen und mit den Veteranen der glorreichen Kriege von 1815 und 1870 gleich ziehen. Und zugleich erwartete man das größte Abenteuer des Lebens. Daher fieberten viele ihrer Feuertaufe entgegen, welche als eine Art Mannbarkeitsritual betrachtet wurde, durch welches ein junger Mann in den elitären Kreis der bewährten Krieger aufgenommen würde.

Doch mit dem ersten Kampferlebnis kam auch bald die bittere Ernüchterung. Die Feuertaufe war fast nie mit einer eigenen Tat, schon gar nicht einer Heldentat verbunden. Statt dessen dominierte der Eindruck einer lähmenden und erzwungenen Passivität in den Beschreibungen der Studierenden. Die Millionenheere boten keinen Platz für individuelles Heldentum. Große Taten schien keiner der Hochschüler auf dem Schlachtfeld vollbracht zu haben. Vielmehr verlief der Krieg vor allem an der Westfront mit einer mechanischen Genauigkeit einer industriellen Vernichtung allen Lebens.

Der Kampf wurde für die Studenten zur Erfahrung des unausweichbaren Beschusses. Viele hatten den Eindruck, wie in einem riesigen Schlachthaus nur noch auf ihr Ende warten zu können, ohne in der Lage zu sein, selbst etwas zur eigenen Rettung beizutragen. Es gab keinen sichtbaren Feind, gegen den man hätte kämpfen können. Den modernen Fernwaffen mit ihrer ungeheuren Vernichtungskraft hatten die Studenten nichts entgegen zu setzen, schon

gar nicht ihre romantische Vorstellung vom ritterlichen Kampf. Letztendlich waren sie den Granaten wehr- und schutzlos ausgeliefert.

So fühlten sich die studentischen Soldaten frustriert und gedemütigt, aufgrund ihrer Passivität und des Zwangs sich zu verstecken. Es litten nicht nur ihre Nerven im Trommelfeuer, sondern vor allem auch ihr Stolz, wenn sie eingegraben, wie ein Wurm, das Artilleriefeuer über sich ergehen lassen mussten. Den Angriff, den offenen Kampf erlebten sie dann zumeist als eine Art Befreiung. Entsprechend schwer fiel es den Studierenden, sich und ihren Beitrag in diesem Kampf fürs Vaterland wieder zu finden. Aus diesem Grund wurde das Durchhalten, ähnlich wie bei der Mensur, zum Zweck des Soldatendaseins erkoren und auch oft mit der Mensur verglichen.

Neben der Passivität mussten die Studenten in den Phasen des Kampfes das Gefühl des Verlustes der Kontrolle über die eigene Handlung hinnehmen. Den Kampf nahmen sie nicht als eine individuelle Handlung, sondern als ein kollektives Erlebnis auf. In den großen Heeren war einfach kein Platz für individuelles Heldentum. Ihr Idealismus aus der Vorkriegszeit konnte ihnen in dieser Lage keine besondere Hilfe sein, eher sogar im Gegenteil. Denn ihre Auffassung von Ehre und Pflicht fürs Vaterland konnten sie in dieser Art von Krieg nicht ausleben; einen Kampf Mann gegen Mann, ein heldenhaftes Erstürmen der gegnerischen Schanze gab es in diesem Krieg nicht. Zumindest nicht für den einfachen Soldaten. Dort wo die Studenten für sich und andere Verantwortung trugen, zumeist in der Rolle eines Offiziers, eröffneten sich dann schon eher einmal Möglichkeiten zu individuellen Heldentaten.

Die eigentliche aktive Rolle in diesem Krieg, die Erfahrung des Tötens, wurde hingegen in den allermeisten Briefen völlig ausgeblendet. In ihren Schilderungen waren die Hochschüler die Opfer, nicht die Täter. Mit der Erfahrung des Tötens blieben die Studierenden somit allein, sie teilten sie auch mit niemandem in der Heimat.

4.1.3 Wie erlebten die Studenten die soldatische Gemeinschaft?

An die neue Gemeinschaft des Soldatenlebens mit Männern anderer sozialer Schichten passten sich die Studenten kaum an. Trotz vielfacher Betonung der wunderbaren Kameradschaft gelang es den Studierenden nicht, sich in die Gemeinschaft einzufügen. Immer wieder trennten sie sehr genau zwischen sich und den anderen, weniger gebildeten Kameraden. Sie grenzten sich stärker ab, als dass sie sich öffneten. Dabei hatten sie bei Kriegsausbruch eine gegenseitige Befruchtung erwartet, um nun endlich die viel gepriesene Volksgemeinschaft zu bilden.

Doch wie im Frieden so blieben auch im Krieg oben und unten getrennt; jeder hatte in der Sicht der Hochschüler seinen Platz nach seinen Fähigkeiten. Während es die Gebildeten in die Offiziersränge zog, blieben die ungebildeten Soldaten das, was sie auch vor dem Krieg waren, das militärische Proletariat der Mannschaften. Aus diesem Grund fühlten sich auch viele Studenten, die nicht oder noch nicht den Sprung in die Offizierslaufbahn geschafft hatten, in ihrer Rolle als einfacher Soldat unwohl, vor allem, je länger der Krieg andauerte.

Schon bald suchten sie vornehmlich den Kontakt untereinander. Bereits vor dem Krieg bildeten sie eine Gemeinschaft von Kommilitonen, nun waren sie Kameraden. Unter diesem Eindruck kamen sie dem Wunsch nach einer (Wiederver-)Einigung der Studentenschaft unter einer Idee näher. Durch ihren Einsatz für das Vaterland, die nationale Begeisterung und ihre

gemeinsame Bildung sahen sie sich wieder stärker vereint zur akademischen, klassenlosen Gesellschaft¹⁰⁴⁸. Diese Gemeinschaft war vor dem Krieg vor allem durch das Korporationswesen zerstückelt worden, so dass die Wiederherstellung dieser Einheit im akademischen Milieu auch eine solche Forderung war.

Daneben zeigten sie eine Affinität zu den Offizieren, welche sich durch zwei Faktoren erklären lässt. Zum einen spürten die Studenten eine Nähe zu den Offizieren, weil sie vielfach einen ähnlichen sozialen und akademischen Hintergrund teilten. Vor allem die Reserveoffiziere waren selbst Kommilitonen oder ehemalige Akademiker, Alte Herren. Zum anderen fühlten sich die Studierenden selbst zum Offizier berufen. Durch den Umgang mit den Offizieren hoben sie zudem ihre eigene Bedeutung, die ihrer Ansicht nach deutlich über ihrem derzeitigen tatsächlichen Rang als gemeiner Soldat lag. Dieses Streben nach einem Offiziersrang und Anerkennung führte im weiteren Verlauf zu einer bitteren Frustration, nicht den eigenen Fähigkeiten entsprechend vom Militär anerkannt zu werden. Diese Enttäuschung konnte zuweilen zu Neid und Ablehnung gegenüber Kommilitonen im Offiziersrang führen. Berufsoffiziere hingegen wurden in der Regel nicht angefeindet.

Darüber hinaus bot der so ersehnte Offiziersrang einen Ausbruch aus der Passivität des Kampfes. Als Leutnant wurden sie nicht mehr in die Schlacht geführt, sondern sie führten. Dies eröffnete ihnen die Möglichkeit zur individuellen Handlung im Kampf und somit zu Heldentaten. Und so gefielen sie sich dann in der Rolle des Vorgesetzten in einer paternalistischen Pose gegenüber ihren Untergebenen.

Hier offenbarten die Studierenden nach und nach ein Denken, das Anspruch auf Führung des Volkes kraft ihrer Bildung erhob. Ein Akademiker war ein Führer, kein Folgender. In der Friedenszeit waren sie eine Stütze des wilhelminischen Staates gewesen. Sie waren die Kultur- und Bildungsträger der Nation. So wollten sie auch in diesem Krieg ihren intellektuellen und ideellen Fähigkeiten entsprechend dienen und eingesetzt werden.

4.1.4 Wie war es um den Kontakt zur Heimat bestellt?

Der Briefverkehr zwischen Heimat und Front war intensiv und zahlreich. Nicht nur mit der eigenen Familie hielten die Studierenden Kontakt, sondern auch zu ihrem akademischen Umfeld ließen sie die Verbindung nicht abbrechen und umgekehrt diese nicht zu den Hochschülern. Das bedeutet, dass die Studenten trotz der räumlichen Trennung unter dem Einfluss von Elternhaus und Korporationen blieben. Damit hatten die jungen Soldaten in ihrer Familie einen Ansprechpartner für persönliche, intime und seelische Dinge; auch Beschwerden konnten an diese Adresse gerichtet werden. Gleichfalls gaben die Korporationen ihren Bundesbrüdern über die Trennung durch den Krieg hinaus das Gefühl der Zugehörigkeit und versorgten sie zudem mit ideologischem Gedankengut, so dass die Kontinuität der Weltanschauung nicht abbrach.

Trotzdem konnte dies nicht verhindern, dass die Diskrepanz zwischen den Erlebnissen und Erfahrungen an der Front und den Vorstellungen vom Krieg in der Heimat dazu führte, dass studentische Frontkämpfer und Daheimgebliebene sich immer weiter von einander entfernten

¹⁰⁴⁸ Vgl. zu diesem Gedanken schon vor dem Krieg Levsen, Elite, Männlichkeit und Krieg, S. 137, 182.

und immer weniger zu sagen hatten. Auf diese Weise begann sich langsam eine Entfremdung einzuschleichen. Mehr und mehr lebten Heimat und Front in ihren eigenen Welten, blind für die Sorgen und Probleme der anderen Seite. In einigen brieflichen Äußerungen waren gegen Kriegsende schon Ansätze für die später erhobene Anklage des „Dolchstoßes“ der Heimat in den Rücken der vermeintlich unbesiegten Frontkämpfer zu erkennen.

Die Post war jedoch für die Studenten vielfach die einzige Möglichkeit, mit Gleichgesinnten zu kommunizieren, da sie, wie gezeigt, wenige Freunde unter den einfachen Soldaten fanden. Durch den regen Kontakt verloren die studentischen Soldaten auch nicht den Anschluss an die Werte und Traditionen der Vorkriegszeit, sondern konnten jederzeit auf diese ideelle Heimat zurückgreifen, wenn sie auch zum Teil aufgrund der Entfremdung diese nun mit anderen Erfahrungen verbanden.

4.1.5 Welche Feindbilder hatten die Studenten?

Ähnlich wie bei der Betrachtung des Erlebnisses des Kriegsausbruches erlebt man bei der Untersuchung der Feindbilder eine Überraschung. Denn entgegen den stereotypen Beschreibungen der Feinde während der Augusttage 1914 hatten die Studenten sehr differenzierte Vorstellungen ihrer Gegner. Schon in den propagandistischen Äußerungen der Studierenden während der Augusttage 1914 wurde sehr genau zwischen den einzelnen Feindmächten unterschieden und jeder Nation spezifische Motive unterstellt.

Sehr überraschend ist das vornehmlich positive Frankreichbild der Studenten. Fehlte es anfangs noch an Respekt vor den Rothosen, so nahm die Anerkennung der Leistung und auch der Gerechtigkeit des Kampfes des Gegners mit dem Stillstand des Krieges zu. Den Briten hingegen wurde alle Schlechtigkeit unterstellt, sowohl der politischen Führung als auch den Soldaten. Ist beim Verhältnis zu den Franzosen eine mehr und mehr menschliche Betrachtung des Feindes festzustellen, so fehlt es an dieser Milde im Laufe des Krieges gegenüber den britischen Soldaten. Daran änderte auch nichts das Erlebnis des *christmas truce* bei den Studierenden.

Im Osten kämpfte man nicht gegen Menschen, sondern gegen die russische Dampfwalze. Die russischen Soldaten wurden als wilde, brandschatzende, mordende und plündernde Horde betrachtet. Hier herrschten im Gegensatz zum Westen vor allem stereotype Beschreibungen vor, die einzelnen Soldaten werden kaum thematisiert.

Gegnerische Soldaten aus den Kolonien charakterisierten sie als völlig unzivilisierte Wilde und unterstellten ihnen alles Schlechte.

Auch die Verbündeten kamen nicht ungeschoren davon, so wurden die österreichischen Verbündeten mit dem Makel der Unfähigkeit belegt.

Neben den feindlichen Soldaten wurde aber auch sehr viel Raum den Einwohnern in den Kriegsgebieten gewidmet. Hier trennte man auch sehr genau zwischen den verschiedenen Volksstämmen, vor allem im Osten. Von Interesse war dabei der erste Eindruck von Land und Leuten, dann später auch der persönliche Kontakt. Im Westen lässt sich eine ähnliche Entwicklung gegenüber der französischen Zivilbevölkerung wie gegenüber den Soldaten feststellen. Ihnen gegenüber lässt sich ein gewisses Wohlwollen mit der Zeit erkennen. Nicht aber gegenüber den Ethnien im Osten. So stellten die Studenten die Polen gemeinhin als

träge, dumm, dreckig und rückständig dar. Die jüdische Bevölkerung wurden zwar als etwas kultivierter wahrgenommen als die Polen, da sie deutsch sprachen, doch fanden die Studenten an ihnen alle antisemitischen Klischees belegt.

Maßstab für das Urteil über die anderen Nationen war dabei stets das Selbstbild der eigenen Nation. Und diesem hehren Anspruch konnte keine andere Nation genügen. Im Gegenteil suchten und fanden die Studenten in der Fremde vielfach in den dortigen Zuständen eine Bestätigung, dass die deutsche Nation allen anderen überlegen sei. Diese scharfen Betrachtungen mussten auch die unbeteiligten Völker, die das Pech hatten, in den Krieg hineingeraten zu sein, und sogar die Verbündeten über sich ergehen lassen. Aber die Abgrenzung zu den feindlichen und fremden Nationen diente nicht primär der Herabwürdigung oder Unterwerfung, sondern vielmehr der Erhöhung und Überhöhung der eigenen Nation. Der Nationalismus war in diesem Zusammenhang nicht ein Mittel, um den Feind und die besetzten Völker zu entmenschlichen, wie später im Zweiten Weltkrieg.

In dieser Überlegenheitssicht waren selbst die jüdischen Deutschen nicht davor gefeit, auf ihre Glaubensbrüder im Osten herabzublicken und auf diese bezogene antisemitische Klischees zu wiederholen.

Trotzdem waren die Stereotypen nicht so festgefahren, dass nicht durch das Erlebnis mit der anderen Nation das Bild des anderen auch revidiert werden konnte. Dies ist vor allem an den Darstellungen Frankreichs festzumachen, die im Laufe des Krieges ein immer differenzierteres Bild zeichneten. Hintergrund kann die vorsichtige Annäherung von Franzosen und Deutschen im Krieg gewesen sein, wobei sich beide Seiten als Opfer des Krieges betrachteten. Im Allgemeinen lässt sich feststellen, dass die Studenten die andere Seite umso höher einschätzten, je mehr diese die Deutschen bewunderte oder sich zumindest wohlwollend ihnen gegenüber äußerte. Weiter war entscheidend, wen sie vor sich hatten. Ein gebildeter Vertreter einer feindlichen Nation konnte eine ganz andere Darstellung nach sich ziehen als ein tumber Bauer. Und schließlich wurden die militärischen Leistungen der Feinde umso höher beurteilt, je weniger Erfolge die Deutschen gegen diese erzielten. So wurden die Franzosen zu Beginn des Krieges während des Vormarsches der deutschen Truppen als schlechte Soldaten charakterisiert, während des Stellungskrieges jedoch als gute. In diesem Sinne war die Aufmerksamkeit auch immer nur auf den gegenwärtigen Feind gerichtet.

4.1.6 Worin sahen die Studenten den Sinn des Krieges?

Die Sinndeutungen, welche die Studenten vom Krieg hatten, waren den meisten Veränderungen unterworfen. Zunächst zogen die jungen Männer auf einer Woge nationaler Begeisterung in den Krieg. Ihr ganzes Denken war an einem glühenden Patriotismus ausgerichtet, dem sie ihr eigenes Schicksal unterordneten. Die neuen Eindrücke und Erfahrungen ließen dann in vielen die Hoffnung keimen, dass dieser Krieg ihnen und der Nation eine Erneuerung geben würde. Damit betrachteten die Studenten ihre eigene Rolle im Krieg nicht als die eines Zerstörers, sondern als jemanden, der sich einer Läuterung unterzog, sich und andere erneuerte. In dem gemeinsamen Streben und dem gemeinsamen Unterordnen sollte eine neue Gesellschaft erwachsen, die Volksgemeinschaft. Der alte Kastengeist sollte mit dem Krieg der Vergangenheit angehören, da man gemeinsam gelitten und gekämpft hatte.

Inhalt des Gedankens des Vaterlandes und auch der Volksgemeinschaft war die deutsche Kultur in dem Verständnis des Bildungsbürgertums des 19. Jahrhunderts. Diesem speziellen deutschen Nationalismus waren keine Grenzen gesetzt, er war nicht an ein bestimmtes Territorium gebunden. Das Deutschtum war größer als das Deutsche Reich. Deutschland war viel mehr als ein Land, es war eine Idee, ein Ideal, von Wagner vertont und von Dichtern wie Goethe, Schiller oder Körner mit unsterblichen Leben erfüllt. So umfasste diese Volksgemeinschaft nicht nur die Lebenden, sondern auch die „Ahnen“ wie Luther, Dürer und Kant¹⁰⁴⁹. Allerdings nicht alle Menschen sollten gleich gemacht werden, sondern alle Deutschen sollten sich auf dieses höchste Niveau zur Volksgemeinschaft emporschwingen. Und für solch hohe Ziele war den Studenten kein Opfer zu groß, auch nicht die immensen Opfer an Menschen, selbst nicht das eigene Leben. Dies gaben viele in dem sicheren Bewusstsein hin, dass ihre Seele im deutschen Geist weiterleben würde. Sie würden sich dann zu den „Ahnen“ reihen. Religion und Nation verbanden sich zu einem hehren Nationalismus, der für Menschen beinahe nicht mehr erreichbar war.

Auch die einsetzende Kriegsmüdigkeit konnte den Glauben an diese Art Deutschland und das Deutschtum nicht erschüttern. Vielmehr flüchteten sich die Hochschüler immer tiefer in die deutsche Kultur, die ihnen als Ausgleich aus der Frustration, aus Schrecken und Langeweile des Krieges diente. Dagegen gelang es den studentischen Soldaten nicht, für sich konkrete, an der Realität messbare Kriegsziele zu entwickeln. Dies rächte sich dann in ihrer Sehnsucht nach Frieden, den sie sich nur als absoluten Sieg oder notfalls als absolute Niederlage vorstellen konnten. In ihrem Idealismus war kein Platz für Verhandlungen oder einen diplomatischen Verständigungsfrieden. Die Ziele der Studenten, Verteidigung von Vaterland und Deutschtum, waren nicht verhandelbar. Es ging um das Überleben eines ideellen Deutschlands. Dies ließ sie bis zum bitteren Ende weiterkämpfen und weitersterben.

4.1.7 Wie erlebten die Studenten das Ende des Krieges?

Aus den wenigen Briefen gegen Ende des Krieges wird ersichtlich, dass die meisten Studenten nach dem Scheitern der Frühjahrsoffensive und dem Beginn der Schlacht der hundert Tage sich durchaus bewusst wurden, dass dieser Krieg verloren war. Trotzdem konnten sie es oftmals nicht begreifen.

Es kam für die Hochschüler noch schlimmer, denn der Krieg hatte ihnen nicht nur ihre besten Jahre gestohlen, sondern ihnen auch ihre vertraute Heimat genommen. Obwohl der Krieg nicht auf deutschem Boden gewütet hatte, waren in der Heimat die Opfer und Not der Deutschen ebenfalls groß gewesen. So kehrten sie in ein vom Krieg ausgelaugtes und von Unruhen zerrüttetes Vaterland zurück, das nicht mehr dasselbe war. An den Universitäten hatten bereits andere ihren Platz eingenommen und waren auch nicht bereit, nun in der Zeit des Mangels ihnen ihren alten Platz zurück zu geben. In Staat und Gesellschaft hatten ebenfalls andere ihre Position okkupiert: die Arbeiterschaft betrachtete sich nun als die Stütze des neuen, demokratischen Staates. Aus der Sicht der Studenten waren ihnen sogar viele ihrer Ideale von anderen gestohlen worden, die Kommunisten und Sozialdemokraten mühten sich

¹⁰⁴⁹ Vgl. dazu Bruendel, Volksgemeinschaft, S. 177ff.

nun, eine eigene Vorstellung von Volksgemeinschaft in der Räte-Republik und der demokratischen Republik zu verwirklichen.

Auch hatte das Kämpfen für die Studenten noch kein Ende gefunden, denn sie wurden von Militär und Regierung immer noch nicht aus der Pflicht entlassen; im Gegenteil, die Studenten waren abermals aufgerufen, zur Rettung des Vaterlandes bei den Waffen zu bleiben, um nun gegen die inneren Feinde zu kämpfen. Andererseits sahen sie sich politisch und gesellschaftlich in der neuen Republik ins Abseits gestellt und seitens der Arbeiterschaft angefeindet.

Die Studenten ihrerseits stellten sich keinem der um die Macht ringenden Seiten zur Verfügung, sondern waren entschlossen sich nur dem, der, nach ihrer Meinung, das Vaterland beschützte und dessen Ruhm und Ehre mehrte, anzuschließen. So trauerten die meisten auch nicht der Monarchie nach. Die Loyalität galt nur dem Vaterland. Dies war angesichts des weiteren Verlaufes der Geschichte der Weimarer Republik und der Unterzeichnung des Versailler Vertrages eine schwere Bürde, so dass ein Bruch mit der Republik vorprogrammiert sein musste.

4.2 Studenten im Ersten Weltkrieg – Träger der Nation

Es fällt schwer ein pauschales Urteil über die Rolle der Studenten im Ersten Weltkrieg zu fällen. Einerseits erscheint es, als ob sie fanatische Kämpfer für eine Sache waren, die wir heute als nationalistisch und sie selbst als patriotisch bezeichnen würden. Andererseits hatte der Krieg in vielen Hochschülern das Gefühl einer Ernüchterung bewirkt. Sie verabschiedeten sich von einer romantischen Vorstellung von Krieg, Armee und Führung. Auf den zweiten Blick erscheint es aber auch, dass die Studenten von einer gewissen Sonderrolle ihres eigenen „Standes“ ausgingen. Immer wieder fällt ins Auge, wie sehr sie sich in die Pflicht genommen und auch in der Verantwortung für das Schicksal des Vaterlandes fühlten. Daraus folgte eine große Opferbereitschaft, die sich in den überproportionalen Verlusten unter den Studenten niederschlug und andererseits auch mit einem gewissen Führungsanspruch, der sich in dem Streben nach Anerkennung und Beförderung ausdrückte. Offenbar sahen sich die Hochschüler als eine Elite des Vaterlandes, auf dessen Schultern die Verantwortung für Kultur und Bestand Deutschlands ruhte.

Der Nationalismus wurde für die studentischen Soldaten im Laufe des Krieges mehr und mehr zu einem abstrakten und hochidealisierten Selbstzweck, in dem nur noch für das Überleben des Vaterlandes gekämpft wurde. Nach ihrer Vorstellung hatte sich alles andere, das eigene Leben, der Staat, die Kameraden und die eigene Familie, dem Vaterland unterzuordnen, einschließlich auch der Ethik und des eigenen Gewissens. Kannten die Studierenden noch bei Ausbruch des Krieges persönliche Motive, wie Abenteuerlust und Erwachsenwerden, die sie in den Krieg ziehen ließen, so waren diese bald völlig verschwunden und untergegangen.

Dieser deutsche Nationalismus war es dann auch, der diesen Krieg für sie rechtfertigte. Aus dem Verständnis ihrer Geschichte betrachteten die Gebildeten des Deutschen Reiches den Krieg von 1914 als einen Präventivkrieg in der Tradition der Kriege von 1870/71 und 1756

(Siebenjähriger Krieg). Daher war auch im Verständnis der damaligen Historiker der Erste Weltkrieg ‚notwendig‘, so dass eine weitere Ursachenforschung aus ihrer Sicht überflüssig war¹⁰⁵⁰. Dies spiegelte sich zum Teil auch in den Aufrufen und Briefen der Studenten wieder. Schon in dem Kapitel über den Kriegsausbruch fiel die völlige Ausblendung der politischen Lage auf. Eine Analyse des Kriegsausbruchs wurde auf die vermeintlichen Kriegsziele der Gegner reduziert, die dann den deutschen Befreiungsschlag, den ‚*furor teutonicus*‘, notwendig machten. Noch stärker aber assoziierte man den Krieg von 1813 mit dem nun ausbrechenden Kampf im Jahr 1914. So meinte man 1914 den Geist von 1813, der Geburtsstunde der deutschen Nation, zu verspüren und wollte zuende bringen, was vor einhundert Jahren begonnen worden sei¹⁰⁵¹. Und dies war natürlich *der* Krieg der Studenten. Mit dem Kampf gegen Napoleon verbanden sich die gesamte Tradition und das Selbstverständnis der deutschen Bildungselite. So führten die burschenschaftliche und die turnerschaftliche Bewegung ihren Ursprung auf die Teilnahme am Kampf gegen Napoleon zurück¹⁰⁵². Die Interpretation des Befreiungskrieges rechtfertigte und verklärte in ihren Augen das Töten und vor allem das Sterben fürs Vaterland¹⁰⁵³.

Dies erklärt die hohe Bereitschaft durch den ganzen Krieg hindurch, für das Vaterland sein Leben zu opfern. Auch wird dadurch klar, wie die Studenten ohne jegliche Kriegsziele sich dennoch nicht dem Kampf verweigerten, weil er sinnlos sein könnte. Und in der Logik der damaligen Zeit konnte dieser Krieg als Konsequenz von 1756, 1813 und 1870/71 gar nicht verloren werden¹⁰⁵⁴.

Also war nicht nur die Vorstellung vom Kampf eine falsche romantische Vorstellung, auch die Vorstellung vom Krieg und von der eigenen Geschichte war eine mythologisierte Version der Wirklichkeit. Und dieses Bild konnte auch nicht der real erlebte Krieg aus den Köpfen der Studenten hämmern. In ihnen blieb der Glaube an das hehre Vaterland, an die Vorhersehung, die ihnen diesen Sieg schuldete. Dies erklärt, warum so viele glaubten, dass ihnen der Sieg gestohlen worden war: die Dolchstoßlegende war geboren. Und viele Kriegsheimkehrer suchten nach einem Erlöser aus einer erneuten langen Nacht der Schande, jemanden, der die Demütigung des „Schandfriedens“ von Versailles wieder vom Vaterland nahm; Hitler nahm seinen Aufstieg. Dies ist natürlich eine vereinfachte und verkürzte Darstellung der komplizierten Ereignisse der zwanziger Jahre, aber es wird deutlich, wie die Versprechen Hitlers und des Nationalsozialismus auf viele, nationale und konservative (nun mittlerweile Akademiker) verführerisch gewirkt haben muss.

Diese Studenten hatten sich über den Krieg hindurch das Bild einer deutschen Geschichte bewahrt, nach welcher die Vorsehung Deutschland zu wahrer nationaler Größe als Bildungs-, Wirtschafts- und Weltmacht führen würde. Sie hatten in vier Jahren Krieg gelernt, zu dulden und zu leiden, aber auch für diesen Traum zu töten. Dies sollten sie dann noch einmal für das Vaterland tun, und viel zu viele waren dazu allzu bereit, weil sie es für ihre Pflicht hielten,

¹⁰⁵⁰ Vgl. Burkhardt, *Kriegsgrund Geschichte*, S. 72

¹⁰⁵¹ Ebd., S. 37.

¹⁰⁵² Vgl. Ebd., S. 38.

¹⁰⁵³ Ebd., S. 70; Schilling, *Kriegshelden*, S. 118ff.

¹⁰⁵⁴ Burkhardt, S. 72f.

zum Wohle des Vaterlandes zu kämpfen und zu leiden, auch wenn dies unschuldige Opfer verlangen sollte.

Der Krieg hatte in den Köpfen der Studenten einen Nationalismus entstehen lassen, der nicht an eine bestimmte Form von Staat oder Moral gebunden war, sondern nur den Nutzen und die Größe des Vaterlandes kannte. Somit entkleidete der Krieg dem Nationalgefühl jede Form von ethischer Grenze, da das Vaterland weit über den Menschen gehoben worden war, zumal dieser Krieg die Erfahrung brachte, dass es in der konkreten Realität keine Grenze des Leidens und des Tötens gab. Eine Art totaler Krieg. Diese Maßlosigkeit könnte erklären, warum Akademiker, die ja eben überwiegend dieser Kriegsteilnehmergeneration entstammten, in der Zeit des Nationalsozialismus im Namen des Vaterlandes der Barbarei verfielen und maßlose Verbrechen begingen oder zumindest mittrugen oder duldeten. Der Zweite Weltkrieg wäre in diesem Geschichtsverständnis eine konsequente Fortsetzung des ‚notwendigen‘ Ersten Weltkrieges, die deutsche Geschichte musste in der Sicht der akademischen Kriegsteilnehmer schließlich „vollendet“ werden. Die Studenten hatten ihren Wandel zu Waffenstudenten, bereit für ihre Ideale wieder zu kämpfen und zu töten, vollzogen.

Anhang A. Quellenverzeichnis:

Archive:

Universitätsarchiv der Humboldt-Universität Berlin, abgekürzt UAB

Az. 151 UR2 2711

Archiv der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, abgekürzt SUBG

Akten aus der ehemaligen Kriegsnachrichtensammelstelle des XI. Armeekorps:

4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 72

4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 74

Nr. 4, 8, 10, 15, 17, 24, 29, 89

4° Cod. Ms. Hist. Nachtr. 81 (Kriegsbriefe des Hallischen Wingolf)

Universitätsarchiv der Universität Jena, abgekürzt UAJ

1845: Studentenvertretung

BA 1799: Erster Weltkrieg und was darüber an Universität ergangen

BA 1800: Erster Weltkrieg und was darüber an Universität ergangen

BA 1802: Erster Weltkrieg und was darüber an Universität ergangen

BA 1815: einberufene Studenten

BA 1818: einberufene Studenten

C 2028: Krieg 1914

C 2029: Krieg 1914

Archiv der Julius-Maximilians-Universität Würzburg, abgekürzt: UAW

231: Politik 1917-1923

233: Anregung zur Sammlung von Kriegsbriefen um 1920

265: Totenfeier 1919

2083: Militärsachen

2086: Militärsachen, Fortsetzung

2089: Kriegsakten

2090: Kriegsakten

2092: Kriegsakten

2102: Hochschulstudium der Kriegsteilnehmer 1915-19

2110: Hochschulstudium der Kriegsteilnehmer 1917-22

2111: Verzeichnis Kriegsteilnehmer Verbindungen 1918

2114: Beteiligung der Uni an der Bekämpfung der Unruhen 1919

2961: Studentenvereine u. student. Angelegenheiten 1907-19 (polit. Tendenz, Verhalten Revolution, etc.)
2968: Asta 1899-1918
2969: 1. Dt. Studententag Wü 1919
2985: Kriegsteilnehmerverband 1919/20
2996

Periodika

Academia, Verbandszeitschrift des Cartellverbandes katholisch deutscher Studentenverbindungen.

Akademische Blätter, Verbandszeitung des Kyffhäuser-Verbandes der Vereine deutscher Studenten.

Akademische Sängszeitung, Verbandszeitung der Deutschen Sängerschaft (Weimarer CC).

Akademische Turnzeitung, Verbandszeitschrift des Vertreter-Convents der Turnerschaften an deutschen Hochschulen.

Bundes-Zeitung der Grünen Hannoveraner zu Göttingen, Bundeszeitung der Burschenschaft Hannovera Göttingen.

Burschenschaftliche Blätter, Verbandszeitschrift der Deutschen Burschenschaft.

Der jüdische Student, Verbandszeitschrift des Kartells Jüdischer Verbindungen.

Die Furche, Zeitschrift der Deutschen Christlichen Studentenvereinigung.

Deutsche Korpszeitung, Verbandszeitschrift des Kösener Senioren Convents-Verbandes.

Frankfurter Zeitung.

KC-Blätter, Kriegsausgaben, Verbandszeitschrift des jüdischen Kartell-Conventes.

München-Zeitung, Kriegsnummern, Bundeszeitschrift der Turnerschaft Munichia München (heute Bayreuth).

The Times.

Vertrauliche Mitteilung für die Mitglieder des VC, Beilage zur Akademischen Turnzeitung.

Werke vor 1920:

Allgemeines Deutsches Kommerzbuch, hg. v. Friedrich Silcher und Friedrich Erk, 114. Aufl., Lahr 1919.

FLEX, Walter, Der Wanderer zwischen beiden Welten, 19. Aufl., München 1918, zuerst erschienen 1916.

Meyers Konversations-Lexikon, Bd. 6, 5. Aufl., Leipzig 1895.

DASS., Bd. 7, 5. Aufl., Leipzig 1895.

DASS., 14. Band, 5. Aufl., Leipzig 1896.

Statistisches Jahrbuch für den Preußischen Staat, hg. v. Königlich Statistischem Bureau (Landesamt), Jg. 9-15 (1911-1917), Berlin 1912-1918.

WITKOP, Philipp (Hg.), Kriegsbriefe deutscher Studenten, 2. Aufl., Gotha 1916.

Werke in ungedruckter Form:

RIEB, Hans, 50 Jahre „Saxo-Guestphalia“ 1885-1935, Die Geschichte der Landsmannschaft in der DL. „Saxo-Guestphalia“ zu Erlangen (Unter besonderer Berücksichtigung der Erlanger Zeit), Maschinengeschriebenes Manuskript, o.O., 1935, im Archiv der Landsmannschaft im Coburger Convent Saxo-Suevia Erlangen.

Anhang B. Literaturverzeichnis

ANGRESS, Werner T., Der jüdische Offizier in der deutschen Geschichte, 1813-1918, in: Willensmenschen, Über deutsche Offiziere, hg. v. Ursula Breymayer, Bernd Ulrich, Karin Wieland, Frankfurt a.M. 1999, S. 67-78.

AUTSCH, Sabine (Hg.), Der Krieg als Reise, Der Erste Weltkrieg – Innenansichten, Siegen 1999.

Von ALVENSLEBEN, Constantin, Im Glanz der Hohenzollern, Bonner Verbindungsleben in der Zeit Wilhelminismus, in: Studentenverbindungen und Verbindungsstudenten in Bonn, hg. v. Arbeitskreis Bonner Korporationen, Haltern 1989, S. 73-82.

BABEROWSKI, Jörg, Einführende Bemerkungen zu Schlachtfelder der Vorstellungen – Vorstellung der Schlachtfelder. Die Ostfront im Ersten Weltkrieg und die Wahrnehmung des Feindes, in: Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 147-152.

BAHRDT, Hans Paul, Die Gesellschaft und ihre Soldaten, Zur Soziologie des Militärs, München 1987.

BAUER, Joachim, Student und Nation im Spiegel des "Landesvater"-Liedes, in: Föderative Nation, Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg, hg. v. Dieter Langewiesche und Georg Schmidt, München 2000, S. 135-155.

BERGHAHN, Volker, Das Kaiserreich, 1871-1914, Industriegesellschaft, bürgerliche Kultur und autoritärer Staat, in: Handbuch der deutschen Geschichte, Gebhardt, Bd. 16, hg. v. Jürgen Kocka, 10. Aufl., Stuttgart 2003.

BERNHARDT, Hans-Michael, Voraussetzung, Struktur und Funktion von Feindbildern, in: Feindbilder in der deutschen Geschichte, Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. Christoph Jahr, Uwe Mai, Kathrin Roller, Berlin 1994, S. 9-24.

DERS. „Die Juden sind unser Unglück!“, Strukturen eines Feindbildes im deutschen Kaiserreich, in: Feindbilder in der deutschen Geschichte, Studien zur Vorurteilsgeschichte im 19. und 20. Jahrhundert, hg. v. Christoph Jahr, Uwe Mai, Kathrin Roller, Berlin 1994, S. 25-54.

BLEUEL, Hans Peter, KLINNERT, Ernst, Deutsche Studenten auf dem Weg ins Dritte Reich, Ideologien – Programme – Aktionen, 1918-1935, Gütersloh 1967.

BLOEM, Walter, Der krasse Fuchs, Nachdruck der Ausgabe von 1911 mit einem Nachwort von Holger Zinn, Köln 2001.

BOSHOF, Egon, DÜWELL, Kurt und KLOFT, Hans, Grundlagen des Studiums der Geschichte, Eine Einführung, 5. Aufl., Köln 1997.

BOOCKMANN, Hartmut, Wissen und Widerstand, Geschichte der deutschen Universität, Berlin 1999.

BRANDT, Harm-Hinrich, Korporationserziehung im 19. Jahrhundert: das heimliche Curriculum, in: CC im Bild, hg. v. Jürgen Stetter und Ulrich Becker, Würzburg 1994, S. 151-159.

Vom BRUCH, Kulturstaat – Sinndeutung von oben?, in: Kultur und Kulturwissenschaften um 1900, Krise der Moderne und Glaube an die Wissenschaft, hg. v. Rüdiger vom Bruch, Friedrich Wilhelm Graf und Gandolf Hübinger, Stuttgart 1989, S.63-101.

BRUENDEL, Steffen, Volksgemeinschaft oder Volksstaat, Die „Ideen von 1914“ und die Neuordnung Deutschlands im Ersten Weltkrieg, Berlin 2003.

BURKHARDT, Johannes, Kriegsgrund Geschichte?, 1870, 1813, 1756 – historische Argumente und Orientierung bei Ausbruch des Ersten Weltkrieges, in: Lange und kurze Wege in den Ersten Weltkrieg, Vier Augsburger Beiträge zur Kriegsursachenforschung, hg. v. Johannes Burkhardt, Josef Becker, Stig Förster, Günther Kronenbitter, München 1996, S. 9-86.

BUSCHMANN, Nikolaus, Der verschwiegene Krieg: Kommunikation zwischen Front und Heimatfront, in: Kriegserfahrungen, Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges, hg. v. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Dieter Langewiesche und Hans-Peter Ullmann, Essen 1997, S. 208-224.

DERS. und CARL, Horst, Zugänge zur Erfahrungsgeschichte des Krieges: Forschung, Theorie, Fragestellung, in: Die Erfahrung des Krieges, Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg, hg. v. Nikolaus Buschmann und Horst Carl, Paderborn 2001, S.11-26.

DERS. und REIMANN, Aribert, Die Konstruktion historischer Erfahrung, Neue Wege zu einer Erfahrungsgeschichte des Krieges, in: Die Erfahrung des Krieges, Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg, hg. v. Nikolaus Buschmann und Horst Carl, Paderborn 2001, S. 261-272.

DERS., Einkreisung und Waffenbruderschaft, Die öffentliche Diskussion von Krieg und Nation in Deutschland 1850-1871, Göttingen 2003.

CHICKERING, Roger, Das deutsche Reich und der Erste Weltkrieg, München 2002.

CONFINO, Alon, Konzepte von Heimat, Region, Nation und Staat in Württemberg von der Reichsgründungszeit bis zum Ersten Weltkrieg, in: Föderative Nation, Deutschlandkonzepte von der Reformation bis zum Ersten Weltkrieg, hg. v. Dieter Langewiesche und Georg Schmidt, München 2000, S. 345-359.

CRON, Hermann (Hg.), Die Entwicklung des deutschen Heeres von seinen ersten Anfängen bis auf unsre Tage, Fürstenwalde 1938.

- DANN, Otto, Nation und Nationalismus in Deutschland, 1770-1990, München 1993.
- EHRENREICH, Barbara, Blood Rites, Origins and history of the passions of war, New York 1998.
- EKSTEINS, Modris, Tanz über den Gräbern, Die Geburt der Moderne und der Erste Weltkrieg, 1990.
- ELLWEIN, Thomas, Die deutsche Universität, Vom Mittelalter bis zur Gegenwart, 2. Aufl., Frankfurt a.M. 1992.
- ENZYKLOPÄDIE ERSTER WELTKRIEG, hg. v. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz, 2. Aufl., Paderborn 2004.
- EULENBURG, Franz, Die Frequenz der deutschen Universitäten von ihrer Gründung bis zur Gegenwart, Photomechanischer Nachdruck der Ausgabe von 1904, Berlin 1994.
- FERGUSON, Niall, Der falsche Krieg, Der Erste Weltkrieg und das 20. Jahrhundert, 2. Aufl., München 2002.
- FISCHER, Fritz, Griff nach der Weltmacht: die Kriegszielpolitik des kaiserlichen Deutschlands 1914/1918, Düsseldorf 1961.
- FLEMMING, Thomas und HEINRICH, Ulf, Grüße aus dem Schützengraben, Feldpostkarten aus dem Ersten Weltkrieg aus der Sammlung Ulf Heinrich, Berlin 2004.
- FREVERT, Ute, Ehrenmänner, Das Duell in der bürgerlichen Gesellschaft, München 1995.
- DIES., Bürgerlichkeit und Ehre, Zur Geschichte des Duells in England und Deutschland, in: Bürgertum im 19. Jahrhundert, Band II, Wirtschaftsbürger und Bildungsbürger, hg. v. Jürgen Kocka, Göttingen 1995, S. 128-167.
- DIES., Die kasernierte Nation, Militärgesellschaft und Zivilgesellschaft in Deutschland, München 2001.
- GAY, Peter, Kult der Gewalt, Aggression im bürgerlichen Zeitalter, München 1996.
- GEYER, Michael, Vom massenhaften Tötungshandeln, oder: Wie die deutschen das Krieg-Machen lernten, in: Massenhaftes Töten, Krieg und Genozid im 20. Jahrhundert, hg. v. Peter Gleichmann und Thomas Kühne, Essen 2004, S. 105-142.
- GOETZ, Walter Wilhelm, BAHR, Konrad, Die Münchenchronik, Geschichte der Turnerschaft Munichia in München, 1883-1923, Augsburg 1963.
- GRAF, Friedrich Wilhelm, Die Nation – von Gott »erfunden«?, Kritische Randnotiz zum Theologiebedarf der historischen Nationalismusforschung, in: Nation, Religion und Gewalt

im 19. und frühen 20. Jahrhundert, hg.v. Gerd Krumeich, Hartmut Lehmann, Göttingen 2000, S. 285-317.

GRIESWELLE, Detlef, Antisemitismus in deutschen Studentenverbindungen des 19. Jahrhunderts, in: Student und Hochschule im 19. Jahrhundert, Studien und Materialien, hg. v. Otto Neuloh, Walter Rüegg, Göttingen 1975, S. 365-379.

GROß, Gerhard P. (Hg.), Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, Paderborn 2006

HARTMANN, Peter Claus, Die katholischen Verbände und der Wingolf im Rahmen der deutschen Geschichte, in: „Der Burschenherrlichkeit“, Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, hg. v. Harm-Hinrich Brandt und Matthias Stickler, Würzburg 1998, S. 289-311.

HAGEMANN, Karen, „Männlicher Muth und Teutsche Ehre“, Nation, Militär und Geschlecht zur Zeit der Antinapoleonischen Kriege Preußens, Paderborn 2002.

HERTLING, Manfred, JEISMANN, Michael, Der Weltkrieg als Epos, Philipp Witkopps ‚Kriegsbriefe gefallener Studenten‘, in: Keiner fühlt sich hier als Mensch, hg. V. Gerhard Hirschfeld und Gerhard Krumeich, Essen 1993, S.175-198.

HIRSCHFELD, Gerhard, KRUMEICH, Gerd und RENZ, Irina (Hg.), Keiner fühlt sich hier als Mensch ...: Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkriegs, Essen 1993.

DERS., KRUMEICH, Gerd, LANGEWIESCHE, Dieter und ULLMANN, Hans-Peter (Hg.), Kriegserfahrungen, Studien zur Sozial- und Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkrieges, Essen 1997.

HOERES, Peter, Die Slawen, in: Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 179-200.

HOHLFELD, Johannes, Geschichte der Sängerschaft Arion, (Sängerschaft in der D.S.), 1909-1924, Festschrift zur Feier ihres 75 jährigen Bestehens, Leipzig 1924.

HORNE, John und KRAMER, Alan, Deutsche Kriegsgreuel 1914, Die umstrittene Wahrheit, Hamburg 2004.

HÜPPAUF, Bernd, Langemarck, Verdun and the Myth of a New Man in Germany after the First World War, in War & Society, 6, 1988, S. 70-103.

DERS., Schlachtenmythen und die Konstruktion des „Neuen Menschen“, in: Keiner fühlt sich hier mehr als Mensch..., Erlebnis und Wirkung des Ersten Weltkrieges, hg. v. Gerhard Hirschfeld, Gerd Krumeich, Irina Renz, Essen 1993, S. 43-79.

HUMBURG, Martin, Deutsche Feldpost im Zweiten Weltkrieg, Eine Bestandsaufnahme, in: Andere Helme – Andere Menschen?, Fronterfahrung und Frontalltag im Zweiten Weltkrieg, Ein internationaler Vergleich, hg. v. Detlef Vogel und Wolfram Wette, Essen 1995, S. 13-35.

JAHN, Christoph, »Das Krämervolk der eitlen Briten«, Das deutsche Englandfeindbild im Ersten Weltkrieg, in: Feindbilder in der deutschen Geschichte, hg. v. Christoph Jahr, Uwe Mai, Kathrin Roller, Berlin 1994, S. 115-142.

JARAUSCH, Konrad H., Frequenz und Struktur. Zur Sozialgeschichte der Studenten im Kaiserreich, in: Bildungspolitik in Preußen zur Zeit des Kaiserreichs, hg. v. Peter Baumgart, Stuttgart 1980, S. 119-149.

DERS., Deutsche Studenten, 1800-1970, Frankfurt a.M. 1984.

DERS., Korporationen im Kaiserreich: Einige kulturgeschichtliche Überlegungen, in: „Der Burschenherrlichkeit“, Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, hg. v. Harm-Hinrich Brandt und Matthias Stickler, Würzburg 1998, S. 63-83.

JARKA, Horst, Soldatenbriefe des Ersten Weltkrieges und nationale Bildungsideologie, in Monatshefte für deutschen Unterricht, deutsche Sprache und Literatur, 67 (1975), S. 157-166.

JÜNGER, Ernst, In Stahlgewittern, 42. Aufl., Stuttgart 2001, zuerst erschienen 1920.

JÜRGS, Michael, Der kleine Frieden im Großen Krieg, Westfront 1914, Als Deutsche, Franzosen und Briten gemeinsam Weihnachten feierten, München 2003.

KAMPE, Norbert, Studenten und „Judenfrage“ im Deutschen Kaiserreich, Die Entstehung einer akademischen Trägerschicht des Antisemitismus, Göttingen 1988.

KANT, Immanuel, Beantwortung der Frage: Was ist Aufklärung? in Berlinische Monatsschrift, H. 2, 1784, S. 481–494.

KERNIC, Franz, Krieg, Gesellschaft und Militär, Eine kultur- und ideengeschichtliche Spurensuche, Baden-Baden 2001.

KIRN, Paul, Einführung in die Geschichtswissenschaft, 3. Aufl., Berlin 1959.

KLOOSTERHUIS, Jürgen, „Vivat et res publica“, Staats- und volksloyale Verhaltensmuster bei waffenstudentischen Korporationen, in: „Der Burschenherrlichkeit“, Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, hg. v. Harm-Hinrich Brandt und Matthias Stickler, Würzburg 1998, S. 249-271.

KNOCH, Peter, Feldpost – eine unentdeckte historische Quellengattung, in Geschichtsdidaktik 11 (1986), H. 2, S. 154-171.

KOLLER, Christian, Feind-Bilder, Rassen- und Geschlechterstereotype in der Kolonialtruppendifkussion Deutschlands und Frankreichs, 1914-1923, in: Heimat-Front, Militär und Geschlechterverhältnis im Zeitalter der Weltkriege, hg. v. Karen Hagemann, Stefanie Schüler-Springorum, Frankfurt a.M. 2002, S. 150-167.

KÖPPEN, Edlef, Heeresbericht, 2. Aufl., München 2004, zuerst erschienen 1930.

KOPETZKY, Helmut, In den Tod - Hurra!, Deutsche Jugendregimenter im Ersten Weltkrieg, Ein historischer Tatsachenbericht über Langemarck, Köln 1981.

KRAMER, Alan, Kriegerrecht und Kriegsverbrechen, in: Enzyklopädie Erster Weltkrieg, hg. v. Hirschfeld, Krumeich und Lenz, Paderborn, 2. Aufl. 2003, S. 281-292.

KRAUSE, Peter, „O alte Burschenherrlichkeit“, Die Studenten und ihr Brauchtum, 4. Aufl., Graz 1983.

KRONENBITTER, Günther, Von »Schweinehunden« und »Waffenbrüdern«, in: Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 121-143.

KRUMEICH, Gerd, Versailles 1919, Der Krieg in den Köpfen, in: Versailles 1919, Ziel – Wirkung – Wahrnehmung, hg. v. Gerd Krumeich, Essen 2001, S. 53-64.

KÜHNE, Thomas, Kameradschaft, Die Soldaten des nationalsozialistischen Krieges und das 20. Jahrhundert, Göttingen 2006.

LATZEL, Klaus, Vom Kriegserlebnis zur Kriegserfahrung, Theoretische und methodische Überlegung zur erfahrungsgeschichtlichen Untersuchung von Feldpostbriefen, in MGM 56 (1997/1), S 1-31.

LEIK, Roman, Das große Sterben, in Der Spiegel, Nr. 9 vom 21. Februar 2004, S. 128-137.

LEVSEN, Sonja, Elite, Männlichkeit und Krieg, Tübinger und Cambridger Studenten 1900-1929, Göttingen 2006.

LINSE, Ulrich, Das wahre Zeugnis, Eine psychohistorische Deutung des Ersten Weltkrieges, in: Kriegserlebnis, Der Erste Weltkrieg in der literarischen Gestaltung und symbolischen Deutung der Nationen, hg. v. Klaus Vondung, Göttingen 1980, S. 90-114.

LIULEVICIUS, Vejas Gabriel, Kriegsland im Osten: Eroberung, Kolonialisierung und Militärherrschaft im Ersten Weltkrieg, Hamburg 2002.

DERS., Der vergiftete Sieg, in Der Spiegel, Nr. 10 vom 1. März 2004, S. 130-137.

DERS., Die deutsche Besatzung im Land „Ober Ost“ im Ersten Weltkrieg, in: Besatzung, Funktion und Gestalt militärischer Fremdherrschaft von der Antike bis zum 20. Jahrhundert, hg. v. Kronenbitter, Pöhlmann, Walter, Paderborn 2006, S. 93-104.

DERS., Von »Ober Ost« nach »Ostland«?, in: Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 295-310.

MANN, Heinrich, Der Untertan, 36. Aufl., München 1996.

MAY, Karl, Die Liebe des Ulanen, Bd. 1, Die Herren von Königsau, 1993, ursprünglich als Fortsetzungsroman zwischen 1883 bis 1885 erschienen.

MEDICUS, Thomas, Jugend in Uniform, Walter Flex und die deutsche Generation von 1914, in: Willensmenschen, Über deutsche Offiziere, hg. v. Ursula Breymayer, Bernd Ulrich, Karin Wieland, Frankfurt a.M. 1999, S. 94-108.

MERTENS, Lothar, Das Privileg des Einjährig-Freiwilligen Militärdienstes im Kaiserreich und seine gesellschaftliche Bedeutung, in MGM 1986, Heft 1, S 59ff.

MÖLLER, Silke, Studienzeit als prägende Lebensphase: Organisierte und nichtorganisierte Studenten im Kaiserreich, in: „Der Burschenherrlichkeit“, Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, hg. v. Harm-Hinrich Brandt und Matthias Stickler, Würzburg 1998, S. 405-420.

MOMMSEN, Wolfgang J., Die deutschen kulturellen Eliten im Ersten Weltkrieg, in: Kultur und Krieg, Die Rolle der Intellektuellen, Künstler und Schriftsteller im Ersten Weltkrieg, hg. v. Wolfgang J. Mommsen, München 1996, S. 1-15.

DERS., Die Urkatastrophe Deutschlands, Der Erste Weltkrieg, 1914-1918, in: Gebhardt, Handbuch der deutschen Geschichte, Bd. 17, hg v. Jürgen Kocka, 10. Aufl., Stuttgart 2001.

MÜLLER, Rainer A., Geschichte der Universität, Von der mittelalterlichen Universitas zur deutschen Hochschule, München 1990.

MÜLLER, Sven Oliver, The never ending story: The unbroken fascination of the history of the First World War, in German Historical Institute London, Bulletin, Vol. XXV, No. 1, 2003, S. 22-54.

NACHTIGAL, Reinhard, Die Repatriierung der Mittelmächte-Kriegsgefangenen aus dem revolutionären Rußland, Heimkehr zwischen Agitation, Bürgerkrieg und Intervention 1918-1922, in: Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkriegs, hg. v. Jochen Oltmer, Paderborn 2006, S. 239-266.

DERS., Die Kriegsgefangenen-Verluste an der Ostfront, Eine Übersicht zur Statistik und zu Problemen der Heimatfronten 1914/15, in: Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 201-215.

NELSON, Robert L., Deutsche Kameraden – Slawische Huren, Geschlechterbild in den deutschen Feldzeitungen des Ersten Weltkrieges, in: Heimat-Front, Militär und Geschlechterverhältnis im Zeitalter der Weltkriege, hg. v. Karen Hagemann, Stefanie Schüler-Springorum, Frankfurt a.M. 2002, S. 91-107.

NIEDHART, Gottfried, Deutsche Geschichte 1918-1933, Politik in der Weimarer Republik und der Sieg der Rechten, Köln 1994.

NIETZSCHE, Friedrich, Götzendämmerung oder Wie man mit dem Holzhammer philosophiert, 7. Aufl., Frankfurt 1985.

NIPPERDEY, Thomas, Deutsche Geschichte, 1866-1918, Zweiter Band: Machtstaat vor der Demokratie, München 1992.

OLTMER, Jochen, Einführung: Funktion und Erfahrung von Kriegsgefangenschaft im Europa des Ersten Weltkrieges, in: Kriegsgefangene im Europa des Ersten Weltkrieges, hg. v. Jochen Oltmer, Paderborn 2006, S. 11-23.

PAUL, Wolfgang, Das Feldlager, Jugend zwischen Langemarck und Stalingrad, Esslingen 1978.

PLANERT, Ute, Der Mythos vom Befreiungskrieg, Frankreichs Kriege und der deutsche Süden: Alltag - Wahrnehmung - Deutung, 1792-1841, Paderborn 2007.

RADKAU, Joachim, Das Zeitalter der Nervosität, Deutschland zwischen Bismarck und Hitler, München 1998.

REIMANN, Aribert, Die heile Welt im Stahlgewitter: Deutsche und englische Feldpost aus dem Ersten Weltkrieg, in: Kriegserfahrungen, Studium zur Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, hg. v. Gerhard Hirschfeld u.a., Essen 1997, S. 129-145.

DERS., Semantiken der Kriegserfahrung und historische Diskursanalyse, Britische Soldaten an der Westfront des Ersten Weltkrieges, in: Die Erfahrung des Krieges, Erfahrungsgeschichtliche Perspektiven von der Französischen Revolution bis zum Zweiten Weltkrieg, hg. v. Nikolaus Buschmann und Horst Carl, Paderborn 2001, S. 173-195.

DERS., Wenn Soldaten vom Töten schreiben – Zur soldatischen Semantik in Deutschland und England, 1914-1918, in: Massenhaftes Töten, Krieg und Genozid im 20. Jahrhundert, hg. v. Peter Gleichmann und Thomas Kühne, Essen 2004, S. 307-319.

REMARQUE, Erich Maria, Im Westen nichts Neues, 8. Aufl., Köln 2003, zuerst erschienen 1929.

RENN, Ludwig, Krieg, Berlin 2002, zuerst erschienen 1928.

ROHRER, Max (Hg.), Das Corps Vitruvia im Weltkrieg, Ein Gedenkbuch, München 1922.

ROOS-SCHUMACHER, Hedwig, „Mit Gott für Kaiser und Reich“, Die Vereine Deutscher Studenten, in: „Der Burschen Herrlichkeit“, Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, hg. v. Harm-Hinrich Brandt und Matthias Stickler, Würzburg 1998, S. 273-288.

SCHILLING, René, »Kriegshelden«, Deutungsmuster heroischer Männlichkeit in Deutschland, 1813-1945, Paderborn 2002.

SCHINDLER, Thomas, Studentischer Antisemitismus und jüdische Studentenverbindungen, 1880-1933, Jever 1988.

SCHMIDT-RICHBERG, Wiegand, Die Regierungszeit Wilhelms II., in: Handbuch zur deutschen Militärgeschichte, 1648-1939, Bd. 3, Abschnitt V, Von der Entlassung Bismarcks bis zum Ende des Ersten Weltkrieges, 1890-1918, hg. v. Militärgeschichtlichem Forschungsamt, München, 1979.

SCHÖNING, Matthias, Individuelle Erfahrung und soziale Adressierung, Bezugsprobleme des Kriegsromans der Weimarer Republik, in: Disziplinen des Lebens, Zwischen Anthropologie, Literatur und Politik, hg. v. Ulrich Bröckling u.a., Tübingen 2004, S. 111-127.

SCHUBERT-WELLER, Christoph, „Kein schöner Tod“, Die Militarisierung der männlichen Jugend und ihr Einsatz im Ersten Weltkrieg, Weinheim, München 1998.

SCHÜLER-SPRINGORUM, Stefanie, Vom Fliegen und Töten, Militärische Männlichkeit in der deutschen Fliegerliteratur, in: Heimat-Front, Militär und Geschlechterverhältnis im Zeitalter der Weltkriege, hg. v. Karen Hagemann, Stefanie Schüler-Springorum, Frankfurt a.M. 2002, S. 208-233.

SCHUMANN, Harry, Geist von Langemarck, Das Erlebnis von 1914, Dresden 1934.

SCHWABE, Klaus, Wissenschaft und Kriegsmoral, Die deutschen Hochschullehrer und die politischen Grundfragen des Ersten Weltkrieges, Göttingen 1969.

STEVENSON, David, 1914-1918, Der Erste Weltkrieg, Düsseldorf 2006.

Von STIETENCRON, Heinrich, Töten im Krieg: Grundlagen und Entwicklungen, in: Töten im Krieg, hg. v. Heinrich von Stietencron und Jörg Rüpke, Freiburg 1995, S.17-56.

STUDIER, Manfred, Der Corpsstudent als Idealbild der Wilhelminischen Ära, Untersuchung zum Zeitgeist, 1888 bis 1914, Schernfeld 1990.

STRACHAN, Hew, The First World War, Vol. 1, To arms, Oxford 2001.

DERS., Der erste Weltkrieg, Eine neue illustrierte Geschichte, München 2004.

THÜNE, Wolfgang, Die Heimat als soziologische und geopolitische Kategorie, Würzburg 1987.

TITZE, Hartmut, Datenbuch zur deutschen Bildungsgeschichte, Band I: Hochschulen, 1. Teil, Das Hochschulstudium in Preußen und Deutschland, 1820-1944, Göttingen 1987.

DERS., Der Akademikerzyklus, Historische Untersuchung über die Wiederkehr von Überfüllung und Mangel in akademischen Karrieren, Göttingen 1990.

TWAIN, Mark, Ein Bummel durch Europa, Frankfurt a.M. 1988, zuerst erschienen 1880.

ULRICH, Bernd, Feldpostbriefe im Ersten Weltkrieg - Bedeutung und Zensur, in: Kriegsalltag, hg. v. Peter Knoch, Stuttgart 1989, S. 40-83.

DERS., „Eine wahre Pest in der öffentlichen Meinung“, Zur Rolle von Feldpostbriefen während des Ersten Weltkrieges und der Nachkriegszeit, in: Lernen aus dem Krieg?, Deutsche Nachkriegszeiten 1918 und 1945, Beiträge zur historischen Friedensforschung, hg. v. Gottfried Neidhart und Dieter Riesenberger, München 1992, S. 319-330.

DERS., Die Augenzeugen, Bedeutung und Instrumentalisierung deutscher Feldpostbriefe, 1914-1933, gebundene Dissertation, Berlin 1995.

DERS., Feldpostbriefe des Ersten Weltkrieges – Möglichkeiten und Grenzen einer alltagsgeschichtlichen Quelle, in MGM 53 (1994/1), S. 73-83.

DERS. und ZIEMANN, Benjamin (Hg.), Frontalltag im ersten Weltkrieg, Wahn und Wirklichkeit, Quellen und Dokumente, Frankfurt a.M. 1995.

DERS., Die Augenzeugen, Deutsche Feldpostbriefe in Kriegs- und Nachkriegszeit 1914-1933, Essen 1997.

DERS. und ZIEMANN, Benjamin, Das soldatische Kriegserlebnis, in: Eine Welt voller Feinde, Der Grosse Krieg 1914-1918, hg. v. Wolfgang Kruse, Frankfurt a.M. 1997, S. 127-158.

ULLRICH, Volker, Die nervöse Großmacht 1871-1918, Aufstieg und Untergang des deutschen Kaiserreichs, Frankfurt a.M., 5. Aufl. 2004.

UNRUH, Karl, Langemarck, Legende und Wirklichkeit, Koblenz 1986.

VERHEY, Jeffrey, Der »Geist von 1914« und die Erfahrung der Volksgemeinschaft, Hamburg 2000.

VINCENT, Marie-Bénédicte, Die „Logik der Ehre“ 1914-1918, Göttinger Studentenverbindungen im Ersten Weltkrieg aus Feldpostbriefen und Kriegszeitungen, in: GDS-Archiv für Hochschul- und Studentengeschichte, Bd. 5, hg. v. Friedhelm Golücke, Wolfgang Gottwald, Peter Krause, Klaus Gerstein, Köln 2001, S. 15-31.

VOLKMANN, Hans-Erich, Der Ostkrieg 1914/15 als Erlebnis- und Erfahrungswelt des deutschen Militärs, in: Die vergessene Front, Der Osten 1914/15, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Gerhard P. Groß, Paderborn 2006, S. 263-293.

WATSON, Alex, For Kaiser and Reich!, The identity and fate of the German volunteers, 1914-1918, in War in History, Vol. 12, No. I, 2005, S. 44-74.

WEBER, Thomas, Oxford und Heidelberg vor dem Ersten Weltkrieg – Britische und deutsche Eliteuniversitäten im Vergleich, zur Zeit noch im Druck.

WEHLER, Hans-Ulrich, Deutsche Gesellschaftsgeschichte, Dritter Band, Von der „Deutschen Doppelrevolution“ bis zum Beginn des Ersten Weltkrieges, 1849-1914, München 1995.

DERS., „Die Urkatastrophe“, Der Erste Weltkrieg als Auftakt und Vorbild für den Zweiten Weltkrieg, in Der Spiegel, Nr. 8 vom 16. Februar 2004, S. 82-89.

WEHNER, Josef Magnus, Langemarck, Ein Vermächtnis, Worte von Josef Magnus Wehner, am 10. Juli 1932, zur Stunde der Übernahme des Gefallenen-Friedhofs in Langemarck durch die deutsche Studentenschaft, gesprochen an allen deutschen Hochschulen, verbunden mit Briefen Gefallener, München 1932.

WEIGAND, Wolf Volker, Walter Wilhelm Goetz, 1867-1958, eine biographische Studie über den Historiker, Politiker und Publizisten, Boppard am Rhein 1992.

WETTMANN, Andrea, Heimatfront Universität, Preußische Hochschulpolitik und die Universität Marburg im Ersten Weltkrieg, Köln 2000.

WIEDENHOFF, Ute, „...daß wir auch diese größte Mensur unseres Lebens in Ehren bestehen werden.“: Kontinuität korporierter Mentalität im Ersten Weltkrieg, in: Kriegserfahrungen: Studium zur Mentalitätsgeschichte des Ersten Weltkriegs, hg. v. Gerhard Hirschfeld u.a., Essen 1997, S. 189-207.

WIEGREFE, Klaus, Der Marsch in die Barbarei, in Der Spiegel, Nr. 8 vom 16. Februar 2004, S. 76-80.

WINKLER, Heinrich August, Streitfragen der deutschen Geschichte, Essays zum 19. und 20. Jahrhundert, München 1997.

WITKOP, Philipp (Hg.), Kriegsbriefe gefallener Studenten, Volksausgabe, München 1933.

WÜRSTLEIN, Roland, Marburger jüdische Korporationen, in: Zwischen Weltoffenheit und nationaler Verengung, hg. v. Detlef Frische und Ulrich Becker, Würzburg 2000, S. 59-122.

ZIEMANN, Benjamin, Front und Heimat, Ländliche Kriegserfahrung im südlichen Bayern, 1914-1923, Essen 1997.

DERS., Enttäuschte Erwartungen und kollektive Erschöpfung, Die deutschen Soldaten an der Westfront 1918 auf dem Weg zur Revolution, in: Kriegsende 1918, Ereignis, Wirkung, Nachwirkung, hg. v. Jörg Duppler, Gerhard P. Groß, Oldenbourg 1999, S. 165-182.

DERS., Soldaten, in: Enzyklopädie Ersten Weltkrieg, hg. v. Gerhard Hirschfeld u.a., 2. Aufl. Paderborn 2004, S. 155-168.

ZUCKMAYER, Carl, Der Hauptmann von Köpenick, Ein deutsches Märchen in drei Akten, 70. Aufl., Frankfurt a.M. 2002.

ZWEIG, Arnold, Der Streit um den Sergeanten Grisha, Berlin 2004, zuerst erschienen 1927.

DERS., Erziehung vor Verdun, Berlin 2001, zuerst erschienen 1935.

Anhang C. Abkürzungsverzeichnis

Akad.Blätter	.....	Akademische Blätter.
ASZ	.....	Akademische Sängerzeitung.
ATZ	.....	Akademische Turnzeitung.
B.Bl.	.....	Burschenschaftliche Blätter.
BfZG	.....	Archiv der Bibliothek für Zeitgeschichte Stuttgart.
CV	.....	Cartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen.
DB	.....	Deutsche Burschenschaft.
DCSV	.....	Deutscher Christlicher Studentenverein.
DKZ	.....	Deutsche Korpszeitung.
DS	.....	Deutsche Sängerschaft.
KC	.....	Kartellconvent.
KJV	.....	Kartell Jüdischer Verbindungen.
KSCV	.....	Kösener Senioren Conventsverband.
KTV	.....	Kriegsteilnehmer Verband.
KV	.....	Kyffhäuser-Verband der Vereine deutscher Studenten.
LC	.....	Deutsche Landsmannschaft (Coburger LC).
MGM	.....	Militärgeschichtliche Mitteilungen.
MZ	.....	München-Zeitung.
OHL	.....	Oberste Heeresleitung.
SUBG	.....	Archiv der Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen.
UAB	.....	Universitätsarchiv Berlin (Humboldt Universität).
UAJ	.....	Universitätsarchiv Jena.
UAW	.....	Universitätsarchiv Würzburg.
VC	.....	Vertreter Convent der Turnerschaften auf deutschen Hochschulen.
VDS	.....	Verein deutscher Studenten.
VJS	.....	Verein jüdischer Studenten.

Anhang D. Die studentische Dachverbände

Die meisten, nicht alle, Korporationen waren in Dachverbänden organisiert. Diese Dachverbände waren Zusammenschlüsse von Verbindungen ähnlicher Ausrichtung, die gemeinsame Werte und Traditionen pflegten. Kennzeichnend für solche Dachverbände war, dass sie zumindest jährlich Treffen ihrer Mitgliedsbünde abhielten, bei denen die Verbandspolitik abgesprochen wurde. Diese waren aber auch gesellschaftliche Ereignisse, wie etwa die Turnfeste der Turnerschaften oder Sängerbünde der Sängerschaften und nicht zuletzt gesellige Zusammenkünfte der Mitglieder. Viele dieser Dachverbände existieren bis heute, zum Teil unter anderen Namen, wie etwa die Landsmannschaften und Turnerschaften, die sich 1951 zum Coburger Convent verbanden.

Im Einzelnen werden hier einige der größten Dachverbände vorgestellt, die auch Gegenstand der Untersuchung dieser Arbeit waren. Diese Auswahl an Dachverbänden stellt nicht die komplette Korporationsszene des Kaiserreiches dar. Sie wurden aber hier explizit vorgestellt, da ihre Verbandsorgane bei der Recherche herangezogen wurden. Die Reihenfolge ist willkürlich und stellt keine Gewichtung der Verbände dar.

1. Die Deutsche Burschenschaft (DB)¹⁰⁵⁵

Die Deutsche Burschenschaft hat ihre Wurzeln in der Jenaer Urburschenschaft, der politischen Bewegung der Studenten mit dem großen Ziel der nationalen Einigung und Demokratie. Aus dieser Zeit hatte die Deutsche Burschenschaft die politische Erziehung der Mitglieder als Inhalt der Korporationen und des Dachverbandes behalten. Doch zunächst waren die Burschenschaften nach 1848 in einer Krise. An vielen Hochschulorten waren sie verboten, so dass viele Vereine – häufig wurde die Bezeichnung stenographischer Verein geführt – entstanden, die im Kern eigentlich Burschenschaften waren, aber den Namen nicht führten. Darüber hinaus waren die Burschenschaften durch verschiedene Ströme traditioneller und progressiver Art gespalten, so dass es zunächst nur zur Gründung kleiner Verbände oder Kartelle kam, wie etwa 1855 das Norddeutsche und 1861 das Süddeutsche Kartell. Die Reichsgründung 1871 konnte das Problem auch nicht beheben, da nun die Burschenschaften vor der Frage der neuen ideologischen Ausrichtung standen, war doch das Kernziel der nationalen Vereinigung ohne sie umgesetzt worden. Die in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts einsetzende deutsch-nationale Bewegung rund um den Kyffhäuserverband konnte 35 Burschenschaften insoweit motivieren, 1881 in Eisenach den Allgemeinen Delegierten-Convent zu gründen. Innerlich konnten die Burschenschaften dann nach der äußeren Einigung wieder enger zusammen rücken. So einigte man sich auf die unbedingte Satisfaktion und schaffte die Praxis der Verrufe innerhalb der zusammengeschlossenen Bünde ab. Seit 1902 führte der Verband den Namen Deutsche Burschenschaft. Mit den burschenschaftlichen Blättern verfügte die DB seit 1885 über ein eigenes Verbandsorgan.

¹⁰⁵⁵ Krause, Burschenherrlichkeit, S. 106ff.

2. Der Kösener-Senioren-Convents Verband (KSCV) und der Weinheimer Senioren-Convent (WSC)¹⁰⁵⁶

Bereits Ende des 18. Jahrhunderts und dann vermehrt zu Beginn des 19. Jahrhunderts waren an den deutschen Universitäten aus reformierten Landsmannschaften die Corps als Studentenverbindungen entstanden. Auch viele der seit der Jenaer Urburschenschaft entstandenen Burschenschaften spalteten sich oder widmeten sich ganz zu Corps um. Mehrere Corps an einem Studienort begannen dann, sich zur besseren Zusammenarbeit zu örtlichen Senioren-Convente (SC) zusammen zu schließen. Daraus bildete sich dann 1855 der Kösener-Senioren-Convent Verband (KSCV). Der KSCV vertrat von Anfang an das unbedingte Satisfaktionsprinzip und führte ab 1859 die Bestimmungsmensur als verpflichtend hinzu. Das anfängliche noch von den alten Landsmannschaften übernommene landsmannschaftliche Prinzip wurde mehr und mehr aufgegeben, von Bedeutung war für die Aufnahme nun die soziale Herkunft. Die Corps wurden gegen Ende des 19. Jahrhunderts immer exklusiver, entscheidend waren der soziale Stand und die Herkunft und Höhe des monatlichen Wechsels, die dem Studenten zur Verfügung stand. So setzten sich seine Mitglieder zu großen Teilen aus dem Adel, aber noch stärker aus dem Besitzbürgertum zusammen. In Kontakt untereinander blieben die Mitglieder durch die „Deutsche Korpszeitung“, die unter diesem Namen seit 1883 herausgegeben wurde.

Neben den Corps an den Universitäten entstanden an den Technischen Hochschulen gleichfalls Corps. Diese Corps waren allerdings nicht so exklusiv und angesehen wie die Kösener Corps. Neben Studenten der technischen Hochschulen waren auch Universitätsstudenten in ihren Reihen, wenn sie auch nicht die Mehrzahl bildeten. 1863 schlossen sich technische Corps zum Allgemeinen Senioren-Convent zusammen, der spätestens ab 1875 den Namen Weinheimer SC führte, angelehnt an den Tagungsort Weinheim. Als Verbandsorgan dienten die „Corpsstudentische Monatsblätter“, die seit 1885 erschienen.

3. Die Deutsche Landsmannschaft (LC)¹⁰⁵⁷

Nachdem die alten Landsmannschaften des 16., 17. und 18. Jahrhunderts entweder zu Corps ungewandelt waren oder sich nach der Gründung der Burschenschaft aufgelöst hatten, entstanden in den vierziger Jahren des 19. Jahrhunderts Korporationen, die den Namen Landsmannschaft annahmen. Die Landsmannschaften waren farbentragend und vertraten den Standpunkt der unbedingten Satisfaktion. Die Bestimmungsmensur wurde jedoch zunächst verworfen, da sie nach Auffassung der Landsmannschaften dem Ernst des Duells widersprach. 1868 schlossen sich die Landsmannschaften zu einem Dachverband zusammen, der zunächst den Namen Allgemeiner Landsmannschafter Verband führte. Als dieser ab 1873 jährlich in Coburg tagte, wurde der Name in Coburger Landsmannschafter-Convent geändert

¹⁰⁵⁶ Vgl. Studier, Corpsstudent, S, 15ff.

¹⁰⁵⁷ vgl. auch Peter Engelhardt, Die Gründung und Entwicklung der Verbände LC, VC und CC, in CC im Bild, hg. v. Jürgen Setter und Ulrich Becker, Würzburg 1994, S. 77-140, S. 87.

und schließlich noch einmal 1908 in Deutsche Landsmannschaft umbenannt. Zu verbandsinternen Kommunikation diente seit 1886 die „L.C.-Zeitung“.

4. Der Vertreter-Convent der akademischen Turnerschaften (VC) ¹⁰⁵⁸

Nach 1848 entstanden an den Hochschulen akademische Turnvereine angeregt durch die Ideen des Burschenschafters Friedrich Ludwig Jahn, auch „Turnvater“ Jahn genannt. Von diesen Vereinen schlossen sich mehrere 1872 zu einem Kartell-Verband zusammen. Viele dieser Akademischen Turnvereine (ATV), die zunächst bemüht waren, nicht wie eine Korporation zu wirken, entwickelten sich mehr und mehr zu echten Korporationen und nahmen die Bestimmungsmensur an. Als Folge dieser Entwicklung traten 1883 die Vereine aus dem Kartell aus, die diese Entwicklung nicht mitmachen wollten. Von Bedeutung war auch die Frage der Aufnahme von Mitgliedern der Technischen Hochschulen, das Maturitätsprinzip. Als keine Einigung in dieser Frage erzielt werden konnte verließ der ATV Berlin den Verband und der ATV München spaltete sich in einen ATV München und einen ATV Munichia. Der ATV Munichia setzte sich aus den Mitgliedern der Universität zusammen, war klar als Korporation ausgerichtet und verblieb im Kartell-Verband. Dieser änderte dann 1885 seine Bezeichnung in Vertreter-Convent der akademischen Turnerschaften. Ab 1897 nahmen alle 32 Mitgliedsbünde des VC einheitlich den Namen Turnerschaft an. Damit hatten sich die verbliebenen ATV zu reinen Korporationen gewandelt und ihren Vereinsstatus abgelegt. Das Verbandsorgan war die Akademische Turnzeitung (ATZ), die zunächst unter dem Namen „Cartell-Turn-Zeitung“ 1884 gegründet wurde. Seit 1892 erschien sie als „Akademische Turnzeitung“ und in den letzten Jahren vor dem Ersten Weltkrieg etwa zweimal im Monat.

5. Der Weimarer Chargierten-Convent, Verband der deutschen Sängerschaften (DS) ¹⁰⁵⁹

Bereits im Vormärz des 19. Jahrhunderts hatten sich an einigen Universitäten Studenten zu akademischen Gesangsvereinen zusammengeschlossen. Diese hatten sich, wie sollte es auch anders sein, dem musischen Prinzip verschrieben. Im Laufe der Zeit entstanden immer mehr Vereine, zum Teil farbentragend und nicht farbentragend und schlagend und nicht schlagend. 1901 schlossen sich die farbentragenden Gesangsvereine zu einem Chargierten-Convent zusammen. Diese Vereine standen auf dem Standpunkt der bedingungslosen Satisfaktion, stellten den Mitgliedern die Bestimmungsmensur frei, ohne sie verpflichtend zu machen. Bereits ein Jahr später nahmen alle Vereine des Verbandes den Namen Sängerschaft an und widmeten den Namen ihres Verbandes 1906 nach ihrem ständigen Tagungsort in Weimarer CC um. Als Verbandsorgan unterhielten die Sängerschaften eine monatliche Zeitschrift mit dem Namen „Akademische Sängerschaft“, die seit 1894 erschien.

¹⁰⁵⁸ Ebd., S. 121.

¹⁰⁵⁹ Vgl. Krause, Burschenherrlichkeit, S. 119.

6. Der Cartellverband der katholisch deutschen Studentenverbindungen (CV)¹⁰⁶⁰

In den 40er Jahren des 19. Jahrhunderts entstanden nach und nach in Bonn, Münster, München und Breslau katholische Vereine und Verbindungen. Kern dieser Vereinigungen war vor allem der katholische Glaube. Nicht ausdrücklich, aber stillschweigend, lehnten sie alle das Duell ab. Diese katholischen Korporationen schlossen sich 1856 zu einem losen Verbund zusammen, aus dem 1860 der Cartellverband der katholischen deutschen Studentenverbindungen hervor ging, wobei 1856 als Gründungsjahr fingiert wurde. Die Verbindungen des CV waren farbentragend, lehnten aber die Satisfaktion und Mensur aus religiösen Gründen ab. Zu den anderen Verbindungen, vor allem den schlagenden und auch zur protestantischen Studentenschaft, bestand immer ein starkes Spannungsverhältnis, da die katholischen Verbindungen von diesen scharf abgelehnt wurden. Oftmals wurden die katholischen Verbindungen nicht nur angefeindet, sondern sie wurden regelrecht angegriffen, sowohl verbal als auch tätlich. Von den anderen Verbindungen wurden sie als unliebsame Konkurrenten angesehen, die strikte Ablehnung von Duell und Mensur wurde als Provokation aufgefasst. Seit 1887 verfügte der CV mit der „Academia“ über ein eigenes Verbandsblatt.

7. Der Kartellconvent (KC)¹⁰⁶¹

Als in den 80er Jahren des 19. Jahrhunderts innerhalb der Studentenschaft der Antisemitismus nach jahrzehntelanger Toleranz wieder um sich zu greifen begann, bildeten sich rein jüdische Verbindungen. Die deutsch und jüdisch ausgerichteten Korporationen schlossen sich 1896 zum Kartellconvent zusammen¹⁰⁶². Die Bünde dieses Verbandes waren farbentragend und gaben unbedingte Satisfaktion, auch das Mensurwesen war bei ihnen verbreitet, wenn es auch, wie bei den Sängerschaften, keine Pflichtmensuren gab. Neben der deutschen Gesinnung hatte der KC sich auch die Bekämpfung des Antisemitismus zum Ziel gesetzt. Der Zionismus wurde bei den meisten ihrer Mitglieder stark abgelehnt, so dass sie auch in Konkurrenz zu den zionistischen Korporationen standen. Im Gegensatz zu letzteren verwendeten sie auch nur lateinische und nicht hebräische Namen für ihre Korporationen. Die rein jüdische Ausrichtung war mehr aus der Not geboren, da ihnen vielfach bei den übrigen „deutschen“, „christlichen“ Korporationen die Mitgliedschaft verwehrt wurde¹⁰⁶³. Es wäre daher falsch, sie als konfessionelle Verbindungen zu bezeichnen. Als Mittelungsblatt gab der Verband die „K.C.-Blätter“ heraus.

¹⁰⁶⁰ Vgl. Peter Claus Hartmann, Die katholischen Verbände und der Wingolf im Rahmen der deutschen Geschichte, in: „Der Burschenherrlichkeit“, Geschichte und Gegenwart des studentischen Korporationswesens, hg. v. Harm-Hinrich Brandt und Matthias Stickler, Würzburg 1998, S. 289-311, S. 290ff.

¹⁰⁶¹ Schindler, Studentischer Antisemitismus und jüdische Studentenverbindungen, S. 117ff.

¹⁰⁶² Roland Würstlein, Marburger jüdische Korporationen, in Zwischen Weltoffenheit und nationaler Verengung, hrsg. V. Detlef Frische und Ulrich Becker, Würzburg 2000, S. 59-122, S. 61f..

¹⁰⁶³ Vgl. auch Jaraus, Korporationen, S. 79.

8. Kyffhäuserverband der Vereine deutscher Studenten (VDSt)¹⁰⁶⁴

In der Zeit nach der Reichsgründung 1871 stellte sich für die politischen Burschenschaften eine Stagnation ihrer politischen Tätigkeit ein. Zugleich erwuchs aber für viele Studenten ein Unbehagen aufgrund des Abebbens des Aufschwunges der Gründerjahre. So begannen sich ab 1880 Vereine deutscher Studenten zu gründen. Diese schlossen sich recht schnell zum Kyffhäuserverband, benannt nach dem Tagungsort am Kyffhäuser Denkmal, zusammen. Inhaltlich wollten diese Vereine eine nationalbewusste Erziehung fördern und waren, gerade in ihrer Anfangsphase, stark antisemitisch geprägt. In dem Judentum sahen sie einen Feind des Nationalstaates, da dieses ganz explizit nach einem materialistischen Liberalismus und einer unnationalen, kosmopolitischen Weltsicht ausgerichtet sei. Die Vereine befassten sich in dem nationalen Kontext auch gerade mit sozialen Fragen und können in ihrem völkischen Bewusstsein auch als Urheber für den studentischen Bismarck-Kult gesehen werden. Auch wurde die Kolonialbewegung von diesem Verband stark gestützt. Die einzelnen Vereine waren nicht farbeutragend und lehnten die Bestimmungsmensur ab. Jedoch standen sie bejahend zur Frage der Satisfaktion. Seit 1885 verfügte der Kyffhäuserverband über ein eigenes Mitteilungsblatt, die „Akademischen Blätter“.

9. Wingolf¹⁰⁶⁵

Aus der protestantischen Bewegung der Jahre 1830-1848, geprägt durch Pietismus, Erweckungsbewegung und der Romantik, bildeten sich aus Gemeinschaften protestantischer Theologen Studentenvereine, die mehr und mehr korporative Züge annahmen. 1844 gründete sich dann die erste christliche Studentenverbindung mit dem Namen Wingolf. Der Begriff Wingolf entstammte einer Ode Klopstocks und bedeutet soviel wie „Tempel der Freundschaft“¹⁰⁶⁶. Im Jahr 1852 schlossen sich dann diese Verbindungen zum Gesamtwingolf zusammen, der sich ab 1860 Wingolfsbund nannte. Der Wingolf war farbeutragend und lehnte die Mensur und das Duell ab. Bis zum Ersten Weltkrieg gehörten den Verbindungen in der Hauptsache evangelische Theologen an. Von seiner Zahl seiner Bünde und Mitgliederzahl kam der protestantische Wingolf aber nicht an die Masse der katholischen Bünde heran.

10. Kartell jüdischer Verbindungen (KJV)¹⁰⁶⁷

Die zionistisch geprägten jüdischen Studenten schlossen sich in Vereine jüdischer Studenten zusammen. Im Deutschen Reich entwickelte sich kurz vor dem Aufkommen des politischen Zionismus in Berlin ein erster Verein von jüdischen Studenten, hauptsächlich unter dem

¹⁰⁶⁴ Vgl. Roos-Schumacher, S. 273ff.

¹⁰⁶⁵ Vgl. Hartman, katholische Verbände und Wingolf, S. 296.

¹⁰⁶⁶ „Die ganze Lenzflur streute mein Genius, | Der unsern Freunden rufet, damit wir uns | Hier in des Wingolf lichten Hallen | Unter dem Flügel der Freud' umarmen“, aus dem Gedicht „Wingolf“ von Friedrich Gottlieb Klopstock.

¹⁰⁶⁷ Vgl. Schindler, Studentischer Antisemitismus und jüdische Studentenverbindungen, S. 126ff.

Einfluss russischer Juden, die in Berlin studierten. Daraus ging dann 1895 der Verein Jüdischer Studenten hervor. An anderen Hochschulen entstanden Vereine ähnlichen Typus, die sich dann 1901 zum Bund Jüdischer Corporationen (BJC) zusammenschlossen. Die Vereine trugen keine Couleur, die Farben der Bünde waren einheitlich Blau-Weiß-Gelb. 1911 erst wurde die unbedingte Satisfaktion, also das Duell, eingeführt. 1906 gründete sich neben dem BJC das Kartell Zionistischer Verbindungen (KZV), deren Mitgliedsbünde klar den Zionismus vertraten. 1914 fusionierten beide Verbände zum Kartell jüdischer Verbindungen (KJV). Die Bünde und ihre Mitglieder vertraten offen das traditionelle Judentum und einen jüdischen Nationalismus als überzeugte Anhänger des Zionismus im Gegensatz zum KC, der den Zionismus strikt ablehnte. Beide Verbände standen in starker Konkurrenz, wobei die Zahl der Juden, die noch das traditionelle Judentum vertraten, in Deutschland eher gering war. Ausdruck der zionistischen Überzeugung der Bünde des KJV war die Wahl von hebräischen Verbindungsnamen. Das Mitteilungsblatt des KJV war die Zeitschrift „Der jüdische Student“.

Anhang E. Glossar verbindungsstudentischer Begriffe

Abfuhr	Begriff aus dem Mensurwesen, wenn einer der Studenten herausgenommen wird. Daher auch der Ausdruck, „jemandem eine Abfuhr erteilen“.
Aktiver	Mitglied der Aktivitas.
Aktivitas	Teil einer Verbindung, bestehend aus den studierenden Mitgliedern.
Alter Herr	ehemaliger Student und Mitglied einer Studentenverbindung, auch Philister genannt.
Altherrenverband	Teil einer Verbindung, bestehend aus Alten Herrn, Gegenstück zur Aktivitas.
Band	Seidenstoffband als äußeres Zeichen der Verbindungszugehörigkeit in den Farben des Bundes, welches um die Brust getragen wird.
Bund	andere Bezeichnung für Korporation.
Bundesbruder	Bezeichnung für ein Mitglied derselben Verbindung, bei Corps Corpsbruder.
Bursche	Vollmitglied einer Verbindung.
Charge	Amt innerhalb der Korporation, s. a. Chargierter.
Chargierter	Amtsträger innerhalb der Verbindung mit bestimmtem Aufgabenbereich.
Comment	wörtlich Regeln, Verhaltenskodex innerhalb der Verbindungen
Convent/Konvent	Gremium in der demokratisch die Angelegenheit innerhalb der Verbindung erledigt werden.
Consenior	s. Zweitchargierter.
Corpsbruder	s. Bundesbruder.
Couleur	Bezeichnung für Band und Mütze und andere äußere Zeichen der Verbindung, die deren Farben tragen.
Drittchargierter	zuständiger Amtsträger für den Schriftverkehr und Protokolle.
Erstchargierter	Vorsitzender der Aktivitas, eine Charge, auch Senior oder Sprecher genannt. Abgekürzt X.
Farbenbruder	Bezeichnung, die unter nicht schlagenden Verbindungsmitgliedern verwandt wird. In schlagenden Verbindungen eher unüblich.
Farbentragend	Verbindung, die Band und Mütze trägt.
Finke	studentische Bezeichnung für nicht korporierte Studenten.
FM	s. Fuchsmajor.
Fuchs/Fux	Neumitglied einer Verbindung.
Fuchsmajor	Amt innerhalb der Aktivitas, zuständig für die Neumitglieder, die Füxe. Abgekürzt FM.
Gang	„Runde“ während einer Mensur. Eine Mensur dauert mehrere Gänge, je nach Comment.
Landesvater	feierliche Erneuerung des Burscheneides, hervorgegangen aus einer Huldigung des Landesvaters, daher auch der Name.

Leibbursche	„großer Bruder“ und Mentor eines Fuchsen in der Verbindung, wird selbst vom Fuchsen gewählt.
Kartellbruder	s. Verbandsbruder.
Keile/keilen	Werbung von neuen Mitgliedern durch eine Korporation.
Kneipe	gesellige Veranstaltung mit Liedern nach festen Regeln des Comment.
Kommers	feierliche Veranstaltung nach strengem Comment zu besonderen Anlässen.
Mensur	studentischer Zweikampf mit speziellen, scharfen Waffen, so genannten (Mensur-)Schlägern.
Nicht-farben tragend	Verbindung, die nicht Band und Mütze trägt.
Nicht-Schlagend	nicht fechtende Korporation, die die Mensur ablehnt.
Paukant	Fechter bei einer Mensur.
Philister	Alter Herr, s. dort, auch abwertende und scherzhafte Bezeichnung für Bürger.
Philisterium	Sammelbezeichnung für Altherrenschaft.
Schlagend	fechtende Korporation, die die Mensur anerkennt. Man muss unterscheiden zwischen pflichtschlagend (Verbindung verlangt die Mensur von Mitgliedern) und fakultativ (Verbindung stellt Mitgliedern die Mensur frei) schlagend.
Schläger	Waffe bei der Mensur. Andere Bezeichnung ist auch Speer.
Schmiss	Narbe die man sich bei einer Mensur zugezogen hat.
Senior	s. Erstchargierter.
Sprecher	s. Erstchargierter.
Subsenior	s. Drittchargierter.
Verbandsbruder	Bezeichnung für Mitglied im selben studentischen Dachverband, innerhalb des CV auch Kartellbruder.
Verruf	Aberkennung der (waffenstudentischen) Ehre, auch Verschiss genannt.
Waffenbruder	Bezeichnung unter Mitgliedern schlagender Verbindungen.
Waffenstudent	Bezeichnung für ein Mitglied einer schlagenden Verbindung.
X	s. Erstchargierter.
XX	s. Zweitchargierter.
XXX	s. Drittchargierter.
Zipfel(bund)	Teil des studentischen Couleurs: kleine Bänder in den Farben der Verbindung, die am Hosenbund getragen werden, ähnlich einem Uhrband.
Zirkel	Zeichen der Verbindung, das hinter den Namen gesetzt wird, meist aus verschlungenen Teilen des Namens oder Mottos der Verbindung. Hervorgegangen wahrscheinlich aus den geheimen Zeichen der studentischen Orden.
Zweitchargierter	Zuständiger Amtsträger innerhalb der Aktivitas für Fechtsachen, auch Fechtchargierter oder Consenior genannt. Abgekürzt XX.

Anhang F. Aufruf Kieler Studenten vom 2. August 1914

Aufruf

Deutsche Brüder!

Das Vaterland ist in Gefahr!

Der Feind bedroht unser deutsches Land!

Der Krieg ward unserem Friedenskaiser von den russischen Machthabern aufgezwungen!

Wir wollten Frieden, aber unsere Gegner wollten Krieg, und Schmach ward unserem Kaiser, unserem Land angetan!

Deutsche Männer!

Das heiligste der deutschen Nation – die Ehre ward beschmutzt.

Der Väter Erbe – Deutschlands Freiheit, Deutschlands Einigkeit bedroht von unseren haßerfüllten Feinden!

Brüder!

Einhundert Jahre sind vergangen, daß deutsche Männer, nach Zeiten fürchterlicher Not, durch Drang und fremde Herrschaft sich wieder auf das eigene deutsche Ich besannen, des deutschen Landes Urkraft aus den Fesseln sprengten, mit Gott und fürchterlicher Wut das Übermenschliche bekämpften – und es gelang! – Die deutsche Kraft und deutsche Einigkeit befreite deutsches Land – die Enkel aber jener großen Zeit, die gaben uns ein enig deutsches Vaterland.

Das waren unsere Väter!

Wollen wir nun dulden, daß fremde Völker kommen in das Land, zu schänden, was die Väter mit dem vergoss'nen Blut geheiligt?

Wir können uns nicht solcher Feinde wehren, daß wir uns müßten unseres deutschen Namens schämen?

Nimmermehr!

Wir wollen's halten wie deutsche Männer von Urzeiten an – wenn je das Land und ihre Freiheit in Gefahr, wenn fremde Völker wollten deutsche Männer sich zu Knechten machen, dann einigte der Drang das weite deutsche Land, die Wut brach los, die ungeheure, zur Waffe griff ein jeder Mann, ein enig urgewaltig Volk so scharten sie sich um den Führer – die Losung war:

frei oder tot, doch Knecht nimmermehr!

Und frei war Deutschland und war groß zu aller Zeit, wenn deutsche Männer sich als enig Volk verbanden.

So mahnt uns die große deutsche Volksgeschichte.

Darum deutsche Brüder,

wollen auch wir in ernster Stunde der Gefahr solch deutschen Vätern, unseren deutschen Müttern würdig uns erweisen.

Wir wollen uns um unseren Kaiser scharen bis auf den letzten Mann, ein enig Volk von Brüdern, denn jetzt gibt's keinen Unterschied im deutschem Land – du, Bruder, und ein Druck der Hand, so einigt diese Stunde für das deutsche Vaterland.

*Wir wollen unsere Herzen hinauf zu unserem Gott erheben, für deutsche Ehr' und deutsche Freiheit freudig unser Blut hingeben,
frei oder tot, doch Knechte nimmermehr!*

So walte unser Herre Gott

*Am 2. August 1914
Die deutschen Studenten!*

Anhang G. Rede der Kieler Studenten, September 1914

*Der Geist in Deutschlands großer Zeit
Eine Rede an das deutsche Volk
Niedergeschrieben
von deutschen Studenten in Kiel*

Ich bin hergerufen durch die Sehnsucht des deutschen Volkes, durch aller deutschen Männer inniges Verlangen, daß ich, der Geist in Deutschlands großer Zeit vor hundert Jahren, auch jetzt, in Euren schweren Tagen unter Euch verweile — auf daß sich Volk und Geist erneut zu einem Bund vermählen, der Deutschlands Urkraft riesengroß gebäret und Dich, mein deutsches Volk, in Deinem Kampf um Ehr' und Freiheit wie die Väter wird bewähren.

Der Geist in Deutschlands großer Zeit — er ward dem deutschen Volk durch seine Not in seinem Niedergang geboren, in ihm ward Sinn und Inbegriff des Lebens neu erkannt, der Daseinszweck für Mensch und Volk wie von der Schöpfung selbst gesetzt, der Lebensglaube und des Lebens Tat: Du, Mensch und Volk, sollst Deine Energie durch die Vernunft hinauf — hinan bewerten und verwenden!

Hinauf! — Des Schöpfers hoher Sinn — der innere Zusammenhang der Dinge — der Urbegriff, an dem die Schöpfung Mensch und Zeiten mißt, daß eh'rne Ausmaß aller Weltgeschichte — das Urgebot des Lebens, wie unser Gott es jedem Menschen und der Welt in seinem eignen Geist gegeben.

Du sollst die Energie hinauf — hinan bewerten und verwenden! Der ew'ge Sinn und Fortlauf der Geschichte: Am Urbeginn des Fortschritts steht der Mensch, als er begann mit seinem gottverbund'nen ersten Schimmer von Vernunft dem Tiere in sich zu gebieten, zum erstem Mal bewußt hinauf! zur Sonne sich und seinen Blick gerichtet und damit einen ersten Schritt auf jenem Wege der Kultur getan, den sein Geschlecht im Lauf von Welt und Dingen hinauf — im ganzen wenigstens — und schon zu einem guten Stück vollendet.

Hinauf! — ein götig Götterwort weist eines Lebens Weg für Mensch, Familie, Volk und Land!

—
An diesem einen Wort mißt eine Schöpfung die Geschlechter, — die Energie, wie sie bewertet und verwendet, ob sie verkümmert, ob verschwendet, ob gar geknebelt und geschändet, das richtet sie nach ihren ewigen Gesetzen, — und mit den Zeiten schreitet des Verhängnis.

Hinauf! Zu diesem Glauben löset sich das hohe Wollen, erfüllet sich die edle Tat, der Menschheit Fortschritt und des Einzelnen Vollendung.

Hinauf! der große Glaube einer Nation, die sich des göttlich hohen Ursprungs aller Energie in Ehrfurcht bleibt bewußt und diesem Schöpfersinn in ihrer Arbeit lebt, mit ihrer ganzen Kraft am Fortschritt strebt, und darum sich die Ehre, ihres Landes Freiheit als das Höchste wahrt, denn nur eine freies Volk kann seine Energie verwenden.

Das war der Väter Glauben, der Geist in Deutschlands großer Zeit vor hundert und vor vierundvierzig Jahren! Hinauf — hinan, mit Gott für unser Vaterland! Und so ward deutsches Land befreit, das deutsche Volk zu einem neuen deutschen Reich verbunden und endlich Deutschlands Energie von allen Fesseln losgebunden.

Das neue Deutschland aber wahrte treu den Sinn der Väter in friedenvoller Arbeit — und 44 Jahre lang hast Du, mein Volk, die deutsche Energie wie nie zuvor bewertet und hinauf — hinan zum Fortschritt Deines Landes und der Welt verwendet. Da, urplötzlich findest Du auf

Deinem Weg voran — wie stets, wenn Deutschland groß und mächtig war — die Welt der Feinde und der Neider gegen Dich in Waffen. Mit Tück' und Hinterlist fing man's von hinten an, auf ganz gemeine, welsche Art ward Deine Ehr' geschändet; Dein Kaiser, Deutschland, der den Frieden wollte, ihm ward sein heißes Müh'n mit solchem Hohn gedankt, daß man gen ihn die Welt in Waffen hetzte — das Werk von wen'gen Gott- und Menschverächtern.

So ist die ungeheure Freveltat geschehn — Europa steht in Brand! Gen Dich, mein deutsches Volk, gen Deutschlands Fortschritt und Kultur ward solch ein Riesenbrand entfacht wie ihn die Erde nie gesehn, und nie ward eine Schöpfung ruchloser geschändet.

Wer durfte dieses Ungeheure wagen?

Ein Rußland trieb das schandvoll frevelhafte Spiel — ein Land, das einen eignen Fortschritt nie gekannt, das seines Volkes Drang nach Licht und Freiheit mit der Folter und Sibirien mordet, das jede freie Regung seiner Kinder grausam niederdrückt; und dieses Land darf Deutschlands Volk solch Schmach antun, die deutsche Ehre schänden — das deutsche Vaterland bedrohn?

Doch wieviel mehr ward Euch geboten! Nicht nur, daß Frankreich sich mit diesem Rußland eng verbrüdert, vom Haß soweit geblendet, daß es sein Ich für seine Rachgelüste aufgegeben, und seines Landes Schicksal ganz an Rußlands kommendes Verhängnis kettet, — ja, selbst ein England tritt an ihre Seite — mit Tück' und Hinterlist die Falschheit in dem Bunde — das ganze eine schändliche Gemeinheit! England, dem Ihr so oft die Bruderhand gereicht — und ehrlich war's bei Euch gemeint —, dies England, das Euch blutsverwandt, so danket es für Euer Liebesmüh'n, für deutsche Ehrlichkeit, mit dem Verrat an eignen Stammes Sache! —

Doch weh' Euch, Feinde, Neider, falsche Brut, weh' Euch, Ihr habt die deutsche Wut zum Äußersten gereizt — Ihr habt den Damm gebrochen — die deutsche Flut ist los — schon hat sie Euren Brand gepackt, sie ringt ihn nieder, drängt ihn zurück in Eure eignen Lande — jetzt weh' Euch, rettet Euch vor Eurem eigenen Verhängnis!

Hinauf! Mein deutsches Volk — der Geist der Väter ist lebendig — Dein Glaube siegt, Dein Deutschland wird nicht untergehn, — doch an den Feinden Deines Fortschritts, der Kultur wirst Du ein fürchterliches Urteil fällen! —

Und frei wird das Jahrhundert!

Anhang H. Nachruf auf Hugo Frick

In Academia Nr. 5, 15 September 1917, 30. Jg., S. 173f.:

„Nun ist einer unserer Jüngsten vom grausamen Krieg gefordert worden, unser lieber Hugo Frick, dem ich als Leibbursch besonders nahestand. In den letzten Tagen des April kam er als junger schneidiger Leutnant und unterließ es nicht, seinen Leibburschen in Stuttgart aufzusuchen. Was für ein freudiges Wiedersehen! Die ganze wundervolle Tübinger Zeit stand wieder vor uns auf. Und wir träumten schon von froher Studentenfahrt den Neckar hinauf und glücklich beendetem Krieg. Doch war mein Leibfuchs trotz aller Freude ernst; nicht mehr der lebensfrohe Student, der einst lachend, mit leuchtender Mütze durch Tübingen schritt – er war zum ernstesten Mann herangereift in Gefahr und verantwortungsvoller Stellung. Dann schieden wir: er verbrachte seinen Urlaub bei seinen Lieben in der alten, guten Stadt Ellwangen. Am 8. Mai reiste er wieder an die Front, am 9. war es bei seiner Kompagnie und schrieb von da zum letztenmal nach Hause: ‚Das 1. Bataillon liegt weiter vorn, morgen werde ich nachgehen ... hoffentlich überstehe ich’s!‘ Er sollte es nicht überstehen, denn schon am 12. Mai traf ihn die feindliche Kugel in die Brust. Doch er hatte auch recht bekommen: er hatte die Anstrengungen und Leiden des Krieges überstanden. Am Himmelfahrtsfeste hat er seine Heldenseele, während sein Herzblut in die fremde Erde sickerte, dem lieben Herrgott zurückgegeben. Ringsum glänzte der Mai in seiner Blütenpracht, als sie den jungen Offizier ins Grab senkten. Die Musikkapelle spielte ‚Jesus meine Zuversicht‘, ‚Wie sie so sanft ruhn‘ und ‚Ich hatt‘ einen Kameraden‘.

Nun ist er gegangen, wie schon mancher aus unseren Reihen. Begeistert für unser geliebtes Vaterland, reiste er schon am 4. August 1914 nach Ulm, um sich bei der Fußartillerie 13 zu stellen. Hugo wurde angenommen und kam zur Ausbildung nach Straßburg und dann nach Posen-Glowno. Dort meldete er sich, um endlich ins Feld zu kommen, zum Fußartillerieregiment 5. Sein Wunsch wurde Ende März 1915 erfüllt. Später machte er den Vormarsch auf Warschau mit und weiter ins Feindesland hinein. Um rascher vorwärts zu kommen, meldete er sich mit einigen Kameraden zur Infanterie, nahm im Warthelager bei Posen an einem Kurs teil und wurde im Dezember 1915 Unteroffizier. Im März 1916 machte er schwere Kämpfe bei Verdun mit und war dann in der Champagne. Im September und Oktober 1916 kämpfte er in der Hölle an der Somme. Nach kurzer Pause kam er im Dezember 1916 wieder an die Somme. Am 3. Januar 1917 wurde er Leutnant und machte den Rückzug vor die Siegfriedstellung mit. In der Schlacht von Arras fand er seinen Tod.

Ein reichbewegtes, arbeitsschweres, gefahrvolles Soldatenleben! Er trug seine Auszeichnungen wohlverdient. Wir bewundern seinen Heldengeist, der ihn stark machte bis zu dem Tage, wo er sein junges Leben dem Vaterlande opferte. Wir Cherusker aber verlieren an ihm einen lieben, treuen Bruder, auf den wir alle stolz waren, den wir alle liebten wegen seines heiteren, sonnigen Wesens. Seine Cheruska liebte er über alles; stets trugt er den Ring, den er von seinem Leibbruder Köhler, der ihm schon vor zwei Jahren im Heldentod vorangegangen ist, als Zeichen unzertrennlicher Freundschaft erhalten hatte. Mir war er ein lieber Leibfuchs, der sich für alles Schöne und Hohe begeistern ließ. Sein Tod schmerzt mich tief. An seinem Todestag schrieb er mir eine Karte. Er fand aber nicht mehr Zeit, dieselbe aufzugeben, sondern steckte sie in seine Brieftasche. Dann kam die Kugel. Die Karte wurde blutbefleckt in seiner Mappe gefunden. Nun ist sie in meinem Besitz; mir ist sie wie ein

Heiligtum, denn es ist der letzte Gruß eines Freundes und – es klebt das Herzblut eines Helden daran.

Wir Cherusker, die der Krieg schon so schwer getroffen hat, trauern mit den lieben Angehörigen des lieben Toten und schwören, daß wir seiner nie vergessen werden. Er ruhe in Frieden!“

Anhang K. Kriegsteilnehmer und Verluste der Universitäten

Stand 31. März 1915¹⁰⁶⁸

Universität	Immatrikulierte	Kriegsteilnehmer	Anteil	Verluste
Berlin	7824	3485	44,5%	65 / 1,8 %
Bonn	3871	2753	71,2 %	83 / 3 %
Breslau	2497	918	36,8 %	28 / 3,1 %
Erlangen	1204	753	62,5 %	83 / 11 %
Frankfurt a. M.	618	81	13,1 %	k.A.
Freiburg	2237	1526	68,2 %	80 / 5,2 %
Gießen	1267	930	73,4 %	40 / 4,3 %
Göttingen	2238	1416	63,3 %	97 / 6,9 %
Greifswald	1065	819	76,9 %	51 / 6,2
Halle	2268	1519	67 %	63 / 4,1 %
Heidelberg	2028	1297	64 %	65 / 5 %
Jena	1694	1151	67,9 %	87 / 7,6 %
Kiel	2642	1500	56,8 %	36 ^a / 2,4 %
Königsberg	1260	1057	83,9 %	53 / 5 %
Leipzig	4514	2575	57 %	188 / 7,3 %
Marburg	2053	1473	71,7 %	119 / 8 %
München	5539	3528	63,7 %	96 / 2,7 %
Münster	2333	1238	53 %	69 / 5,6 %
Rostock	797	572	71,7 %	52 / 9 %
Straßburg	1180	701	59,4 %	29 / 4,1 %
Tübingen	2056	1589	77,3 %	93 / 5,9 %
Würzburg	1497	802	53,6 %	40 ^a / 5 %
Summe:	52683	31683	60,1 %	1517 / 4,9 %

Das arithmetische Mittel des Anteils der Kriegsteilnehmer aller Universitäten beträgt 61,7 %.

^a Diese Zahlen sind Schätzungen.

¹⁰⁶⁸ Nach UAJ Az. C 2028, No. 103, Die Universität Jena während des Krieges 1914/15 (Personalnachweise und Bekanntmachungen, Stand 31. 3. 1915).

Erklärung

Hiermit erkläre ich, Frank Klauss, dass ich die Dissertation eigenhändig erstellt habe und für die Erstellung der Arbeit nur die hier angegebenen Hilfsmittel verwendet wurden. Alle wörtlichen und inhaltlich übernommenen Stellen wurden von mir als solche gekennzeichnet. Die Dissertation wurde in der vorliegenden oder ähnlichen Form nicht an einer anderen Fakultät oder gleichgestellten Hochschule vorgelegt.

Potsdam/Fahrland, den 09. Mai 2007

Frank Klauss